AczB
L 115.

GYMNAS: BIBLIOTHEK
BAMBERG

ROEMER UND ROMANEN

IN DEN

DONAULÆNDERN.

L 115.
K. B. GYMNAS. BIBLIOTHEK BAMBERG

HISTORISCH-ETHNOGRAPHISCHE STUDIEN

VON

DR. JULIUS JUNG,

PRIVATDOCENTEN DER GESCHICHTE AN DER K. K. UNIVERSITAET ZU INNSBRUCK.

INNSBRUCK.
VERLAG DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITAETS-BUCHHANDLUNG.
1877.

L 112.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

DRUCK DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITAETS-BUCHDRUCKEREI.

MEINEM HOCHVEREHRTEN LEHRER

HERRN HOFRATH PROFESSOR

Dr. JULIUS FICKER

DANKBAR ZUGEEIGNET.

EINLEITUNG.

Die Bedeutung der römischen Epoche für die Donaulandschaften. Die Quellen ihrer Geschichte. Ethnographische Probleme.

Wenn man römische Geschichte studirt, soll man dabei nie vergessen, dass ein grosser Theil der Gebiete, die jetzt Deutschland's und Oesterreich's Machtbereich ausmachen, durch ein halbes Jahrtausend hindurch die Schicksale des römischen Reiches getheilt hat, während dessen die Donau, wie der Rhein, nicht nur Rom's Grenze sondern auch Rom's Ströme gewesen sind. Und es war ein scharfes aber richtiges Wort, das Th. Mommsen einmal aussprach [1]), als er „die kindliche und nicht selten auch recht kindische Weise“ tadelte, in der man von alter Geschichte oft nicht mehr hegt und pflegt als die nicht sehr bedeutenden Anfänge derselben, während die nachfolgenden Entwickelungen von weit grösserer Bedeutung gewesen sind und daher auch vielmehr zu eingehender Betrachtung uns auffordern. Das gilt namentlich von der römischen Kaiserzeit.

Freilich der grosse dramatische Reiz, den die Geschichte der Republik und die grossen Thaten jener Zeit auszuüben vermögen, liegt der kaiserlichen Epoche fern; das Spiel der Intriguen und der Politik entzieht sich unseren Blicken, die „arcana imperii“ verdecken die Einsicht der Dinge. Gleichwol hat während dieser

[1]) Die Schweiz in römischer Zeit S. 24.

Jahrhunderte sich eine Entwicklung vollzogen, die von so bedeutenden Folgen für die europäische Menschheit begleitet gewesen ist, dass sie bis auf unsere Tage nachzuwirken nicht aufgehört haben.

Dass wir noch immer nach dem Rechte leben, das damals codificirt worden ist, dass der Glaube, den wir bekennen, aus jener Zeit stammt, ist Jedermann bekannt: in die wichtigsten Verhältnisse unseres socialen und staatlichen Lebens greifen die Normen des kaiserlichen Rom ein. Und nicht das allein: selbst ein grosser Theil der Nationen, die heute das Schicksal Europa's und der Welt bestimmen, verdankt seine gegenwärtige Existenz der genannten Epoche, während deren in den barbarischen Landschaften Westeuropa's aus Iberern, Kelten, Illyrern, oder, modern gesprochen, aus Basken, Gälen, Albanesen, sowie aus den Raetern die einzelnen Zweige der grossen „lateinischen Raçe“ sich gebildet haben, die im Mittelalter und in der neueren Zeit im Vereine mit den Staatenbildungen der Germanen und theilweise auch der Slaven die Geschichte unseres Erdtheils und seiner Colonien gemacht haben und gegenwärtig noch machen. Auf alle Nationen, die so das „europäische Concert“ bilden, hat der Geist Roms eingewirkt; abgesehen von jenen romanischer Zunge, den Italienern, Spaniern, Franzosen und Portugiesen, von denen die drei ersteren nacheinander die Hegemonie in Europa gehabt haben, ist die Wiederaufrichtung des römischen Reiches in alter Macht und Herrlichkeit von den Deutschen im Westen, von den Slaven im Osten zum Ideal ihrer Politik gemacht worden, das zu realisiren Ströme von Blut vergossen wurden. Und wenn schliesslich in dem „Kampf um Rom“ die Kräfte der einzelnen Parteien sich die Wage hielten, so hatte auch das die wichtigsten Folgen: die Völker Europa's, rührig geworden in dem langen und mörderischen Ringen, wo die höchsten geistigen Interessen der Menschheit, Vaterland und Religion, auf dem Spiele standen, wandten jetzt ihre Aufmerksamkeit nach aussen auf materielle Dinge und colonisirten in immer weiteren Kreisen den Umfang des Erdballs.

So die Deutschen, so lange sie noch eine einheitlich organisirte und mächtige Nation waren, im früheren Mittelalter weite Gebiete im Herzen Europa's rings um ihr Stammland; die Italiener, denen sich alsbald Franzosen und Spanier anschlossen, die ganze Levante; das wichtigste unmittelbare Resultat, das die

„Kreuzzüge" gehabt haben. Und als schliesslich das Becken des Mittelmeeres den seefahrenden Nationen zu eng wurde, da ward Africa umschifft, der Seeweg nach Ostindien gefunden, America entdeckt und mit europäischen Colonisten besiedelt. Um dieselbe Zeit begannen die Slaven, früher überall zurückgedrängt von Germanen und „Romäern", sich in Asien auszudehnen und den Norden, in der Folge auch das Centrum dieses Welttheiles mit russischer Cultur und Disciplin zu erfüllen.

Eine solche Epoche der Expansion nach aussen hat nun einstens auch die römische Nation erlebt, als sie nach dem Austoben der Bürgerkriege und dem Sturze der Republik die westlichen Provinzen ihres Reiches sich anglich und sie romanisirte in derselben Weise, wie America angelsächsisch, spanisch, portugiesisch ward durch seine Colonisatoren.

Und auch weiterhin lässt sich die Analogie verfolgen. Ueber die Thaten der Conquistadoren und über die Verpflanzung der germanischen, romanischen und slavischen Nationen nach den grossen Besitzungen und Colonien ausserhalb Europa's, über die verschiedenen Schicksale der herrschenden Raçe daselbst und ihr Verhältniss zu den Eingeborenen sind wir durch zahlreiche Berichte aus älterer und neuerer Zeit belehrt. Die administrativen Einrichtungen, die militärische Organisation in den verschiedenen Landschaften tritt in buntem Bilde uns entgegen: in Indien die europäische Armee, daneben die Auxiliartruppen der Eingebornen, die auch grösstentheils von englischen Offizieren befehligt werden; in den spanischen Colonien von America geleiten uns die classischen Schriften Alexander's von Humboldt zu den kleinen Militärposten im aequinoctialen Innern des Erdtheiles bis zum Amazonenstrom hin; in den russisch-asiatischen Landen begegnen uns die Militarcolonien und das Leben in den kleinen Festungen an der Grenze. Es ist dann von besonderem Interesse für uns zu sehen, warum z. B. in America in einzelnen Gebieten, wie den Vereinigten Staaten, das colonisatorische Element in dem Grade überwog, dass die einheimische Raçe immermehr dahinschwand und dem Aussterben entgegengeht; während anderswo z. B. in Mexico das indianische Element bereits in erfolgreicher Reaction gegen die weisse Raçe begriffen ist und eine Zukunft hat. Wie es auch bemerkenswert ist, dass z. B. die Russen in Asien immer

weiter vordringen und mit Leichtigkeit die dortigen Stämme sich assimiliren, während den Engländern in Ostindien nicht das gleiche gelingt. Das hat mancherlei Ursachen. In America hängt der ungleiche Erfolg der Colonisation mit dem Umstande zusammen, dass in Mexico die Spanier sich niederliessen zur Ausbeutung der Metallschätze des Landes; was am Ende doch nur Sache weniger Ansiedler sein konnte, die die Eingeborenen zu den Arbeiten benutzten. In den „Vereinigten Staaten" hat dagegen von Anfang an das ackerbauende Element des Nordens unter den Ansiedlern überwogen, wogegen die sclavenzüchtenden Pflanzer des Südens in der Minorität blieben. So erlangte nach wenigen Jahrhunderten in America das angelsächsische Element eine Bedeutung, die jene des Mutterlandes zu überflügeln alle Aussicht hat, während die spanischen Besitzungen lange genug nur ausgebeutet wurden, ohne dass die herrschende Raçe auch gearbeitet hätte; abgetrennt von dem Stammlande und ohne Nachschub aus demselben lebt sie von dem Reste der Macht vergangener Zeiten, von ihren Unterthanen gehasst und bedroht.

In Asien aber haben die Russen Erfolg mit ihren Bestrebungen, weil sie nicht so wol durch ihre Abstammung als durch ihre geographische Lage und ihre socialen Verhältnisse mit den Baschkiren und Turkmannen leicht sich verständigen, diese sich ihnen daher in Bälde assimiliren; die Engländer in Ostindien hingegen stehen eben wegen ihrer höheren Cultur den Eingeborenen schroff gegenüber und finden an deren heimischer Bildung selbst den grössten Widerstand.

So lagen aber einst die Dinge auch im „Orbis Romanus", im römischen Reiche. Der hellenistisch-orientalischen Civilisation standen die Römer ähnlich gegenüber, wie die Engländer den Hindus. Und selbst in den westlichen Landschaften, die romanisirt wurden, war der Erfolg ein sehr verschiedener.

Spanien und Gallien und Africa haben in jener Epoche einen ausserordentlichen Aufschwung genommen und dem Römertum sich völlig hingegeben: in der Litteratur wie in der politischen Geschichte überragen sie durch Jahrhunderte sogar das italische Mutterland weit an Bedeutung. Anders war es im ferngelegenen Britannien, wo das Römertum doch auch vierhundert Jahre lang geherrscht hat: anders in den Italien näher gelegenen Landschaften

an der Donau, dem von den Römern sogenannten Illyricum. Hier wie dort ist das römische Wesen verkümmert: in Britannien findet sich keine Spur mehr davon; ebenso wenig in Pannonien, wo es einst eine reiche Entwicklung gezeitigt hatte; in Noricum und in Raetien erlag es dem Andrange der Slaven und der deutschen Colonisation; im alten Dakien blieb es bis auf unsere Zeiten geknechtet und vergessen. Deutsche, Slaven, Magyaren allein haben hier, seitdem die Herrschaft des römischen Reiches gebrochen war, eine politische Rolle gespielt, nie aber die Romanen, die jetzt noch in überwiegender Anzahl jene Gegenden bewohnen. Dabei haben -- was damit wol im engsten Zusammenhang steht — diese Gegenden in römischer Zeit nicht litterarisch sich hervorgethan; nur eine ärmliche Litteratur, für den Hausgebrauch des Volkes bestimmt, hat hier sich entwickelt.

Dann ist auch die geographische Lage dieser Romanen an der Donau beachtenswerth genug. Nur in den Bergen des Ostens und Westens haben sie sich erhalten, das Flachland an der Donau haben die Nationen eingenommen, die nachher die Herrschaft errangen. Auch dies gibt zu mancherlei Betrachtungen Anlass.

Das romanische Volkselement hat hier die passive Unterlage gebildet für die Action der später sich festsetzenden Nationen. Ein wichtiges Kapitel der allgemeinen Colonisationsgeschichte. In mannigfach verschiedener oder auch wieder ähnlicher Weise ist das bunte ethnographische Bild entstanden, das jetzt die Karte der Donauländer auszeichnet und den Staatsmännern des Saeculums so vielen Verdruss macht: die Geschichte jener Landschaften besteht eben zum guten Theile in der Action und Reaction, die die verschiedenen Volkselemente auf einander ausübten und ausüben.

Von diesem Gedanken geht das vorliegende Buch aus: es soll darin das Werden und die Existenz des romanischen Elementes in den Donaulandschaften scizzirt werden; erst die Herrschaft der Römer, ihre Verwaltung, ihr Militärwesen, ihre städtischen Einrichtungen, der Culturzustand der Zeit; endlich der Sturz Roms und das Fortleben der Donauromanen, bis aus dem Dunkel der Geschichte des Mittelalters die Verhältnisse so weit sich crystallisirt haben, dass die moderne Entwicklung eben nur noch eine Frage der Zeit war.

Es sind eigentümliche Quellen, die für die Erkundung dieser Verhältnisse dem Forscher zu Gebote stehen.

Da nimmt den ersten Rang ein die lateinische Epigraphik, die Kunde der römischen Inschriften. Die Epigraphik ist seit Boeckh zu einer der wichtigsten Hilfsdisciplinen der alten Geschichte herangewachsen; für das Studium der römischen Kaiserzeit ist sie geradezu unentbehrlich. Von den Schriftstellern der Epoche ist uns nur wenig erhalten und die Auswahl aus dem Erhaltenen ist zudem nicht immer eine glückliche zu nennen; pragmatisch zusammenhängend ist nur die Darstellung in den Werken des Cornelius Tacitus und bei Ammianus Marcellinus. Und gerade bei diesen Schriftstellern treten die Fehler der zeitgenössischen Historik am klarsten in's Auge. Was z. B. Tacitus berichtet, bezieht sich in erster Linie auf die Vorgänge am kaiserlichen Hofe und im römischen Senate: die regierenden Kreise. Nebenher wird auch erwähnt was etwa in Italien, dem herrschenden Lande, geschah. Von dem ganzen übrigen Reiche, von den Provinzen, ist fast nur die Rede, wenn die auswärtigen Verhältnisse es erforderten: über den Gang der Verwaltung, das Befinden der Unterthanen, wie der Bürger dortselbst, erfahren wir aus den Schriftstellern so gut wie nichts.

In diese Lücke nun treten die epigraphischen Quellen ein, aus ihnen müssen wir die Entwicklung und das Wesen der provinciellen Zustände zu reconstruiren versuchen. Es war römische Sitte in jener Zeit, bei jeder möglichen Gelegenheit ein Ereignis durch Setzung eines inschriftlichen Steines der Nachwelt zu überliefern. Die betreffenden Steine erfüllen aber noch jetzt nach anderthalb Jahrtausenden den ganzen Umfang des einstigen „Orbis Romanus“ als Residuum des öffentlichen Lebens jener gewaltigen Epoche. Aus ihnen erfahren wir zwar nicht die Geschichte, aber doch die Zustände, die damals in den römischen Provinzen obwalteten: die Administration, die militärischen Einrichtungen, die municipalen Verhältnisse und deren Entwicklung lassen daraus sich entnehmen. Und indem dies Material über den ganzen Raum ziemlich gleichmässig vertheilt ist, wird dadurch eine Vergleichung der einzelnen Landschaften ermöglicht: so bieten die Inschriftensteine uns eine weit unbefangenere Einsicht, als die Trümmer der Litteratur, die in ganz zufälliger Auswahl auf uns kamen und

für Landschaften, die eine reichlichere einheimische Litteratur nicht hervorbrachten, noch weniger von Betracht sind.

Die Sammlung und Sichtung der Inschriften, die in den Landschaften an der Donau bisher zu Tage kamen, — es sind deren über sechstausend Nummern — war die unerlässliche Vorbedingung, die erfüllt sein musste, ehe eine Darstellung der Entwicklung der Donauprovinzen unter römischer Herrschaft versucht werden durfte und konnte.

Diese Aufgabe ist unter den Auspicien der Berliner Akademie durch Th. Mommsen, den Meister römischer Geschichtschreibung und Forschung, gelöst worden. Die Inschriften Illyricums füllen den vor wenigen Jahren der Oeffentlichkeit übergebenen dritten Band der Sammlung der lateinischen Inschriften [1]).

Bereits ist auch der Anfang gemacht, das gesammelte Material zu verarbeiten. Mommsen selbst gieng auch hierin voran. Es sind da vor allem zu erwähnen die Aufsätze über „das Edict des K. Claudius über das römische Bürgerrecht der Anauner vom J. 46 n. Chr." im vierten Bande des von E. Hübner herausgegebenen „Hermes" (1869); worin auch auf die Verhältnisse in den Donauprovinzen mancherlei Licht geworfen wird; dann über „die römischen Lagerstädte" im siebenten Bande derselben Zeitschrift (1873). Ferner schlagen die Arbeiten über das römische Namenwesen hier ein, das für die Geschichte der fortschreitenden Romanisirung unserer Landschaften und die Elemente, welche dieselbe bedingten, so wichtig ist. In dieser Beziehung sind hervorzuheben die „Quaestiones onomatologicae" von E. Hübner, die dem zweiten Bande der Ephemeris epigraphica (1874) einverleibt sind [2]). Die Fortschritte in der allgemeinen Kenntnis des römischen Municipalwesens, der militärischen Verhältnisse sind gleich-

[1]) Corpus Inscriptionum Latinarum vol. III. Zwei Theile, Berlin 1873. Der erste Theile enthält (ausser den Inschriften aus den lateinischen Enclaven des Ostens) die Denkmale von Dalmatien, Dacien, Moesien, Pannonien; der zweite die von Noricum und Raetien; zugleich die Militärdiplome und die siebenbürgischen Wachstafeln. — Hiezu kommen als Nachtrag die „Additamenta ad Corporis vol. III" in der „Ephemeris epigraphica, Corporis inscriptionum Latinarum supplementum edita iussu instituti archaeologici Romani" cura G. Henzeni, J. B. Rossii, Th. Mommseni, G. Wilmannsii. Bd. II. (1875) p. 287—482.

[2]) p. 24—92.

falls wieder für das Verständnis der speciell an der Donau obwaltenden Zustände nicht zu entbehren: auch hierüber ist die Forschung nicht abgeschlossen, sondern im Fortgange begriffen, da täglich neues Material zu Tage kommt und die Sammlung und Codificirung desselben noch einige Jahre in Anspruch nehmen wird [1]).

Bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts bilden so die epigraphischen Denkmale die Hauptquelle unserer Erkenntnis der provinciellen Verhältnisse. Dazu gehören neben den Inschriften der Steine im weiteren Sinne auch die Aufschriften der Münzen; Numismatik und Epigraphik stehen als Schwesterdisciplinen im engsten Zusammenhang mit einander. Namentlich für die Zeiten der Auflösung der römischen Herrschaft, wo ganze Münzschätze

1) Es wird sich dabei namentlich handeln um die genaue Vergleichung sämmtlicher romanisirter Landschaften des Reiches, um die Feststellung der Aehnlichkeiten, wie der Verschiedenheiten im Entwicklungsgange der einzelnen. Einiges ist bereits constatirt worden, z. B. gewisse Verschiedenheiten der Sepulcralformeln in Illyricum von jenen in Gallien und beider von jenen in Italien. Wobei sich doch auch wieder Uebergänge bemerkbar machen. Der Typus der Inschriften im südlichen Raetien und selbst noch in Augsburg ist italisch, ebenso im südlichen Noricum (Virunum) und Pannonien (Emona), wie denn die italische Grenze in den letzteren Gegenden später vorgerückt wurde. Jede einzelne Provinz, ja jeder Stadtbezirk hatte wieder seine Besonderheiten; ein Zustand, der in Italien z. B. ja noch andauert wo fast jede Stadt ihren eigenen Dialect hat: so in Oberitalien Venedig, Padua, Verona, Bergamo, Mailand u. s. w. Vgl. Ch. Schneller im Programm des Innsbr. Gymn. 1869. Daher sagt Mommsen mit Bezug auf die Inschriften: „Alia ratio est auctoritasque diversa titulorum publicorum et privatorum, urbanorum et Italicorum et provincialium, profectorum a nobilibus eruditisque hominibus et plebeiorum, in his longe diversa rursus eorum quos dictaverunt homines ex plebe urbana Graecanicis ut moribus ita locutionibus affecta quosque rustici in villis saltibusque Italiae degentes vel campestres litterati vel semibarbari in provinciis remotis etiam Graecae partis imperii homines, qui latini sermonis ius magis quam usum impetrassent, incidendos curaverunt.“ — Auch die Zeit brachte Unterschiede mit sich, namentlich bildet Diocletian's Epoche wie in politischer, so merkwürdiger Weise auch in dieser Hinsicht einen Wendepunkt. Das alles muss beachtet werden, „ut per gradus perveniatur ad Latinae litteraturae vices secundum aetates et regiones accurate definiendas et quasi dixerim unicuique soloecismorum et barbarismorum generi suos fines adsignandos.“ So würde man den Uebergang aus dem Latein zum Romanismus verfolgen können: z. B. wie es kam, dass der Gebrauch von „suus“ im Latein ein anderer war, als jetzt im Italienischen und Französischen u. s. w. Mommsen, Ephem. epigr. I, 77 ff.

vergraben wurden, sind dieselben für die Feststellung der Epoche der einzelnen Katastrophen von der grössten Wichtigkeit: die jüngsten Münzen, die in den Massenfunden sich vorfinden, liefern hiezu den Anhaltspunkt.

Dann zugleich mit dem grossen politischen Bankerott und dem nachfolgenden Umschwunge im Reiche, der seit dieser Zeit sich vollzog, tritt jene Art von Quellen mehr und mehr zurück. An ihre Stelle rücken andere: die niedere kirchliche Litteratur, Predigten, Martyreracten, Heiligenleben u. s. w., woraus wir die herrschenden Zustände uns klar machen müssen: nach wie vor ist die eigentliche Geschichtschreibung der Zeit keine Quelle für ethnographische und culturelle Verhältnisse. Doch darüber wird später ausführlicher gehandelt werden, in dem Capitel unserer Arbeit, das mit den litterarischen Verhältnissen der Epoche sich beschäftigt; worauf ich verweise.

Dagegen ist hier noch über eine dritte Art von Quellen einiges zu bemerken, deren wir uns werden zu bedienen haben; nemlich die Namenforschung. Es ist ein Satz, der sich von selbst versteht, dass jedes Volk die Oertlichkeit, wo es sich niederlässt, nach seiner Sprache benennt. Das Volk geht dann wol auch zu Grunde, die Oertlichkeit bleibt und die neuen Einwanderer und Colonisten welche die alten Bewohner beerben, übernehmen von diesen die Namen. Ein Vorgang der sich natürlich auch wiederholen kann, so dass wol in einem Lande die Ortsnamen in mehrfacher Schichtung sich vorfinden, den Epochen der einzelnen Nationen entsprechend, die hier gewohnt und die Gegend bebaut haben.

Dies ist nun aber der Fall in allen Gegenden des einstigen „Orbis Romanus“; sprechen wir zunächst von der westlichen Hälfte desselben. Hier können wir überall drei Epochen unterscheiden: vorrömische, römische, nachrömische Zeit: so in Italien und Africa nicht weniger als in Gallien und Raetien. Die Namen haben wol in der Folge einige Aenderung erlitten; indem in den verschiedenen Epochen eine Assimilirung der alten Namen an den neuen Sprachgenius, oft durch sinngetreue Uebersetzung oder Umdeutung, versucht worden ist. Auch hat es nie daran gefehlt, dass man die unverständliche Nomenclatur durch vulgäre Etymologien sich mundgerecht zu machen versuchte. So sind z. B. in der heutigen Regentschaft Tunis die Ortsnamen zum guten Theil

noch dieselben, wie in römischer Zeit und die Römer selbst haben sie bei der Eroberung schon vorgefunden und höchstens modificirt. Die Araber, die die Römer dann ablösten, thaten dasselbe. Die alten Namen des Ortes Begua und des Volksstammes der Musulamii, die auf den römischen Inschriften (letzterer auch wiederholt bei Tacitus) genannt werden, lauten jetzt mit geringer Aenderung Begar und Msahel. Das heutige Kissira ist das Chusira der lateinischen Inschriften. Die Eingeborenen aber haben für letztere Ortsbenennung ihre eigene Etymologie sich zurechtgesetzt; das Wort bedeutet arabisch „Brod"; in Folge dessen wird dem Propheten Mohammed das Wunder einer dort vorgenommenen Brodvermehrung insinuirt [1]).

Nun, nicht viel anders liegen die Dinge in Raetien und es haben hier die Landpfarrer seinerzeit mit Hilfe des Griechischen und des Hebräischen ähnliche Erklärungsversuche gemacht, wie jene africanischen Frommen aus dem Arabischen; bis auch hier die wissenschaftliche Forschung dem Treiben ein Ende machte. Dies Verdienst aber erwarb sich Ludwig Steub, der Begründer der raetischen Ethnologie überhaupt und der romanischen Namenforschung insbesondere.

Nicht als ob auch er gleich im ersten Anlaufe das richtige getroffen hätte. In der Schrift über „die Urbewohner Raetiens", die im J. 1843 erschien, wollte er noch alle fremdklingenden Ortsnamen im heutigen Deutschtirol als raetisch erklären und sie mit Hilfe des Etruskischen allein deuten.

Aber schon das Jahr darauf stellte er die Thesis auf, dass in der Nomenclatur der tirolischen Orte, Berge, Höfe u. s. w. eine dreifache sich mannigfach kreuzende Schichtung zu bemerken sei: eine raetische, eine romanische und eine deutsche. Der fruchtbare Gedanke ward von seinem Urheber weiter verfolgt und in geistreichen Schriften dargelegt, auf deren Grundlage alle weiteren Forschungen über die ethnographischen Verhältnisse der Landschaften des alten Raetiens und was sich daran knüpft, aufgebaut werden müssen.

Nach Steub's Manier sind für andere Gegenden Deutschlands, die einst römisch waren, ähnliche Arbeiten unternommen worden;

[1]) Vgl. G. Wilmanns in der Ephemeris epigr. II, p. 271 f.

für die schwäbischen Gebietstheile sind A. Bacmeister's „Alemannische Wanderungen“ (1867) zu erwähnen; auf der Untersuchung und Ausbeutung der hessischen Ortsnamen beruht W. Arnold's Werk „Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme“, das vor kurzem erschienen ist [1]: in beiden Werken wird das vorrömische, römische und deutsche Ortsnamenmaterial zur Illustrirung der betreffenden Epoche verwerthet [2].

Es ist aber die Namensforschung eine der wichtigsten Disciplinen, welche bei der Lösung ethnographischer Fragen beigezogen werden müssen. In richtiger Würdigung dessen hat L. v. Ranke auch einmal den Vorschlag gemacht, alle Ortsnamen in Deutschland zu sammeln und zu verwerthen [3]) und an Vorarbeiten hiezu, wie Foerstemann's Namenbuch u. a., fehlt es nicht.

Für die Landschaften des römischen Illyricums ist nun aber die Namenforschung von um so grösserer Bedeutung, als in ethnographischer Beziehung noch eine Reihe von Fragen der Lösung harren, für die andere Quellen uns fehlen. Ueber die Intensität der Bevölkerung, über den schnelleren oder langsameren Gang der Romanisirung in den einzelnen Provinzen und verschiedene

[1]) Marburg 1875. 1876. In der Einleitung, wo über den gegenwärtigen Stand der Namenforschung in Deutschland gehandelt wird, ist sonderbarer Weise Steub gar nicht erwähnt. Ueber die römischen Ortsnamen längs des Pfahlgrabens s. S. 87 ff. Im Uebrigen vgl. man W. Scherer's Recension in der Jenaer Litteraturzeitung, 22. Juli 1876; worin einige zu weitgehende Folgerungen des Verfassers zurückgewiesen werden.

[2]) Namentlich am Rhein wäre für die Geschichte des dortigen Romanismus noch manches zu thun. Ueber die romanischen Namen im Schwarzwald vgl. Steub, Kl. Schriften III. 314: »Als ich vor einigen Jahren durch den Schwarzwald wanderte, war ich wirklich überrascht, im Innern desselben Ortsnamen zu finden, wie Ravenna, Bach im Höllenthal (rovina, in Tirol Rafein, Bergbruch), Kostgfäll, Ort im Simonswald (costa di cavallo, in Tirol Kostgfiel, Rosshalde), Salpest, Wald bei Triberg, wol silvester?« »Ich vermuthe, — fährt Steub fort — dass sich auch an der Mosel noch romanische Flurnamen, vielleicht in ziemlicher Anzahl, erhalten haben, aber ich habe noch nie Zeit gefunden, mich näher nach ihnen umzusehen.«

[3]) In Oesterreich sind ähnliche Vorschläge auf Abfassung eines »topographischen Lexicons« bereits vor zwanzig Jahren gemacht worden. Vgl. Schmidl, das Bihargebirge, S. 403.

andere statistische Verhältnisse geben die Inschriften Aufschluss. Von der Zeit an aber, wo diese versiegen, wo auch die Legendenlitteratnr uns mitunter Jahrhunderte lang im Stiche lässt, hüllen die Verhältnisse jener Landschaften sich in ein sonst fast undurchdringliches Dunkel, zu dessen Aufhellung die verschiedensten Thesen aufgestellt worden sind. Es genügt an die These zu erinnern, die Rob. Roesler über „die Wohnsitze der Romänen im Mittelalter“ aufgestellt hat. Es wird später dieselbe eingehend erörtert werden.

Da aber der Gegenstand so überaus wichtig und in neuester Zeit wieder viel besprochen ist, wird es angemessen sein, hier einen kleinen Excurs einzuschalten, der die ganze Frage und ihre Stellung unter den ethnographischen Problemen der Gegenwart näher fixiren soll. Wie die Dinge liegen genügt es nicht, geradewegs über Dacien und seine älteren und neueren Bewohner abzusprechen, ohne nach rechts oder links zu blicken: der Prüfstein der einzuschlagenden Methode muss durch die Vergleichung ähnlicher Fragen und des Ganges ihrer Erforschung erst gefunden werden, sonst dürfte in der regulärsten Weise der Welt ein Resultat zu Tage gefördert werden, das schliesslich doch nicht Stich hält.

Die Anfänge der Romänen bilden in dieser Hinsicht eben nur ein Glied in der Kette der Untersuchungen über die Origenes und die ethnische Wandelung der Völker Osteuropa's und geben Gelegenheit, auch auf manche occidentalen Entwicklungen ähnlicher Art ein Streiflicht zu werfen.

Das wichtigste Exercirfeld aber und gleichsam die geistige Palästra für diese Studien bietet seit bald fünfzig Jahren die Controverse über den Zusammenhang, der zwischen den Neugriechen und dem alten Hellenentum bestände. Jacob Philipp Fallmerayer ruhmvollen Andenkens hat den Stein in's Rollen gebracht und seine klassischen Schriften bildeten die Grundlage für die nachfolgenden Forschungen über die Slavisirung der Bewohner Griechenlands im Mittelalter. Ohne, dass bisher eine völlige Einigung erzielt worden wäre. Roesler hat wol daran erinnert, dass es ihm bei den Romänen mit seiner Thesis nicht besser gelungen sei, als einst dem „Fragmentisten“ bei den Griechen; dennoch seien Fallmerayer's Aufstellungen „trotz Mendelssohn's neuestem

abfälligen Urteile [1]) im Wesentlichen unerschüttert geblieben und durchgedrungen" [2]).

Ganz richtig; trotz Mendelssohn und im Wesentlichen. Aber im Einzelnen musste von der ursprünglichen Begründung der Fallmerayer'schen Thesis Manches modificirt werden und bekam die ganze Frage durch den Fortgang der Forschung ein vielfach verändertes Ansehen.

Karl Hopf brachte in seinem epochemachenden Werke über Griechenland im Mittelalter [3]) neues Material herbei und suchte auf Grund desselben gegen Fallmerayer zu polemisiren; im Einzelnen mit Glück, im Wesentlichen mit Unrecht. Es kamen hiebei zunächst in Betracht die spärlichen Nachrichten über die Slavenkatastrophe bei den byzantinischen Schriftstellern. Schon in diesem ersten Punkte, wobei es sich um die kritische Auffassung der byzantinischen Historiographie handelte, schoss Hopf weit über das Ziel hinaus. Fallmerayer's Genialität hat in diesem Punkte entschieden das Richtige getroffen, nicht die trockene Correctheit von Hopf [4]).

[1]) In verschiedenen Recensionen der „Histor. Zeitschrift" und in der „Geschichte Griechenlands von der Eroberung Constantinopels bis auf unsere Tage" I. (1870) S. 31 ff. Ein anderer selbständiger Grund als philhellenistischer Eifer liegt übrigens Mendelssohn's Urteil nicht zu Grunde.

[2]) Romänische Studien, Vorr. S. VIII f.

[3]) Beigesetzt in den Katakomben der Encyclopaedie von Ersch und Gruber Bd. LXXXV. LXXXVI. 1868.

[4]) Das ist auch das wolbegründete Urteil A. v. Gutschmid's im Litt. Centralblatt 1868. S. 638 ff. Ich meine Fallmerayer's Ausführungen in der Geschichte von Morea I. 268 ff., in den „Fragmenten aus dem Orient" II. 393 ff. (der Ausgabe von 1845). Gewisse Grundsätze der Fallmerayer'schen Kritik hier wieder in Erinnerung zu bringen, wird nach den Erfahrungen, die man in der Walachenfrage machte, nicht überflüssig sein. „Die Kritiker des Occidents können sich so wenig in die Zustände und Begriffe jener Zeiten, Menschen und Länder hineindenken, dass sie in byzantinischen Producten (des früheren Mittelalters) dieselbe Detailkenntnis und akademische Vollendung, besonders aber dieselbe, Morgenländern unerklärliche und unmögliche Begeisterung für den classischen Boden verlangen, wie man sie von einem unter Zeitungsartikeln, Journalen, Reisebeschreibungen, strategischen Correspondenzen, Berichten eines „Augenzeugen", Topographien, trigonometrischen Vermessungen, Landkarten, Wörterbüchern und ganzen Bibliotheken herumgrassirenden und sich mit Enthusiasmus fütternden abendländischen Gelehrten erwarten kann. Für

Und ebenso Unrecht hatte Hopf in einem zweiten Punkte, indem er eines der Hauptargumente Fallmerayers fast gar nicht berücksichtigte, nemlich die Ortsnamen Neugriechenlands, durch die gerade der Fragmentist zuerst zur Aufstellung seiner These veranlasst worden war [1]): die Namenforschung erfreut sich eben noch nicht in allen Kreisen der Beachtung, die sie verdient. Und doch ist dieser Punkt von der grössten Bedeutung auch für die Griechenfrage. H. Kiepert, der als Kartograph sich doch wol um diese Dinge kümmern musste, stimmt Fallmerayer'n durchaus bei, dass die Nomenclatur des modernen Griechenlands zum weit überwiegenden Theile eine slavische sei. „Im heutigen Griechenland" — bemerkt Kiepert [2]) — „mit Einschluss Thessaliens, aber mit Ausschluss der Inseln sind unter vielen Tausenden von Namen bewohnter Orte drei Viertheile slavischen, ein Zehntheil albanesischen, ein Zehntheil neugriechischen Ursprungs, dagegen haben von etwa zweitausend aus dem Altertum überlieferten Ortsnamen nur wenige (und diese fast alle an den Küsten) sich unverändert und mit geringen Modificationen erhalten, mehrere jedoch nicht an der unmittelbaren Stelle des alten Ortes, einige auch nur in dem Namen der umliegenden Gegend, nicht des bewohnten Ortes selbst." Die Trümmer der antiken Städte werden vom Volke meist nur mit allgemeinen Appellativnamen, wie Palaeochora, Pyrgo, Magula u. s. w. benannt, wie das in den romanischen Gegenden ja ähnlich gehalten wird.

Der Umstand aber, dass slavisch in Griechenland nicht nur die Namen von Ortschaften, sondern auch von Bergen, Flüssen, Thälern und Landschaften sind, weist denn doch auf länger andauernden Slavismus hin, als die sieben und fünfzig Jahre repräsentiren,

einen Mönch und anatolischen Griechen hatten die barbarischen Auftritte in dem ohnehin kleinen, entvölkerten, vergessenen und verachteten Hellas nicht dieselbe Wichtigkeit wie für uns.« Das gilt auch von Dacien und den Romänen des Mittelalters.

[1]) Vgl. Fragmente aus dem Orient. II. 393 f.: »Das Wort Morea war mir zuerst verdächtig. Noch auffallender waren die vollkommen wendisch klingenden Ortsnamen, wo die ersten Gefechte vorgefallen sind. Wie kamen denn Valtezzi, Vitin, Kamenz in das Centrum des Peloponnes? Was ist Mistra im Taygetos für ein Wort?«

[2]) Historisch-geographischer Atlas der alten Welt. Weimar 1848. Text S. 28 f. — Kiepert hat im J. 1838 eine Karte von Morea, 1848 eine solche des Königreiches Griechenland herausgegeben.

die Hopf in hyperkritischem Widerspruch zu den besten urkundlichen Quellen [1]) annahm.

Dies spricht also durchaus dafür, dass die heutigen Griechen nicht directe Abkömmlinge der Sieger bei Marathon, sondern im Wesentlichen eben gräcisirte Slaven sind, wie Fallmerayer es annahm. Freilich vorausgesetzt, dass Kieperts Angaben richtig sind und nicht die von Leake, der behauptete, dass im Peloponnes zehn griechische Namen auf einen slavischen kommen [2]); worauf Hopf sich berief, nicht ohne mitunter selbst Daten zu geben, die damit in Widerspruch sind [3]).

Andererseits ist nun freilich zu bemerken, dass auch griechische Ortsnamen in continuirlicher Folge seit den antiken Zeiten sich erhalten haben, wenn gleich in viel geringerer Anzahl; und

[1]) Namentlich der völlig zuverlässigen Tradition der Kirche von Patrae, die bei Konstantin Porphyrogenitus und in einem Synodalschreiben des Patriarchen Nicolaus II von Constantinopel erhalten ist. Danach herrschte der Slavismus auf Morea 218 Jahre lang und wurde diese Herrschaft erst im J. 805 durch den Sieg bei Patrae gebrochen, nach welchem die Besitzverhältnisse dortselbst neu regulirt wurden. Die Urkunde, wodurch dies geschah, erhielt die Kenntnis der erwähnten Thatsachen. Vgl. Fallmerayer, Gesch. der Halbinsel Morea im M. A. I. 183 ff. Fragmente II. 411. Hopf Bd. 85. S. 100 f. Gutschmid a. a. O.

[2]) Leake, Peloponnesiaca (1846) p. 326. Er polemisirt gegen Kopitar, der die Tsakonen für Slaven von Abstammung erklärt hatte: „an error connected with that greater error of another German author (Fallmerayer), who imagines that the modern Peloponnesians are entirely of Slavonic descent.“ Leake beruft sich auf Thiersch's Untersuchungen über die Sprache der Tsakonen: „we may add the powerful argument derived from the proportion between the Greek and Sclavonic names of places in the Morea, of wich there are ten of the former to one of the latter.“ Man vgl. auch die früheren Aeusserungen von Leake, researches of Greece (1819) S. 379 f.; die einstige Anwesenheit der Slaven in Griechenland werde bezeugt „by the numerous names of places of Sclavonian derivation, still to be found in every part of Greece, although with greater frequency, as might naturally be expected, in the Northern than in the Southern districts.“

[3]) Vgl. Hopf I. 117: „Allerdings häufen sich solche slavische Namen in einzelnen Gegenden ganz besonders an, so an den beiden Ufern des Eurotas, in Messenien, selbst in einem Theile Arkadien's; aber es ist nur das platte Land, das sie einnehmen, während in den Städten durchgehends das hellenische Element fortbesteht. Dass neben den Weilern auch Berge, Flüsse, Thäler, Landschaften slavische Namen führten, darf uns keineswegs befremden; allein eine vollständige Ausrottung des Hellenentums ist damit nicht ausgesprochen.“ Kieperts entgegenstehenden mindestens gleichwertigen Ausspruch citirt Hopf gar nicht.

wie die slavische Nomenclatur auf die slavischen Ansiedlungen des Mittelalters zurückgeht, lassen die hellenischen Namen, welche sich unverändert oder nach dem allgemeinen Principe der Sprache umgewandelt, bis heute sich noch vorfinden, einen Kern hellenischer Bevölkerung voraussetzen, welchem die Erhaltung derselben verdankt wird. Es handelt sich bei der ganzen Frage nach der Abstammung der Neugriechen nicht nur um die Extensität der beiden concurrirenden Elemente im früheren Mittelalter, des griechischen und des slavischen, sondern nicht weniger um ihre Intensität. Auch darüber bieten die Ortsnamen einigen Aufschluss. Bezüglich der Extensität ist zu bemerken, dass der Slavismus weiter reichte, als schliesslich Fallmerayer sich zu verfechten getraute, da einige slavische Ortsnamen selbst auf Kreta sich finden, wohin die Slaven nach dem Berichte eines syrischen Chronisten, den Hopf übersehen, Gutschmid vorgebracht hatte, im J. 623 n. Chr. einen Zug unternahmen [1].

Was aber die Intensität angeht, so bietet die Modalität der Erhaltung der griechischen Ortsnamen neben der Nomenclatur slavischer Art darüber einige Anhaltspunkte. Es sind nemlich, bemerkt E. Curtius in seiner sorgfältigen Ausführung über dies Thema [2], entweder Städtenamen, die sich an alter Stelle bei den neuen Bewohnern erhalten haben, wie Patrai, Korinthos, Epidauros, Methana, Argos, Methone, oder sie sind auf einen anderen, in der Regel benachbarten Platz verpflanzt worden, indem die vor den Barbaren flüchtigen Einwohner von dem Wohnsitze ihrer Väter den Namen ihrer Stadt als einzigen Ueberrest der Vorzeit in ihre neuen Niederlassungen mitnahmen; so ist Koron in der Nähe des alten Korone entstanden und Kalamata aus Kalamai. Hieher gehören auch die alten Burgnamen, welche in den Namen benachbarter Dörfer fortleben, wohin sich die Einwohner nach Auflösung des städtischen Gemeinwesens zu bequemerem Land-

1) Aus diesen Ortsnamen ist ersichtlich, dass die Slaven auf Kreta Ansiedlungen begründeten. Es gibt ein Σκλαβοπούλα in der Eparchie Selino; Σκλαβοδοχώρι in Pediada; Σκλαβοδιάκου in Siteia; Βουργάρο, d. i. Bulgarendorf, und Τοπόλια, vom slav. tópolj, Pappel, also „Platz der Pappelbäume“; wie denn ein Dorf in Boeotien denselben Namen führt. B. Schmidt, das Volksleben der Neugriechen I. 13. Ueber die Stelle des syr. Chronisten Thomas Presbyter vgl. Gutschmid a. a. O.

2) Peloponnesos. Gotha 1851. I. 88 ff.

baue ansiedelten [1]), wie Kleitor, Pheneos und Andania; endlich auch weitversprengte Namen des klassischen Altertums, wie Mantinea am messenischen Meerbusen und Arkadia an Stelle von Kiparissiai. Eine dritte Gattung bilden diejenigen alten Namen, welche an unbewohnten, längst verlassenen Gegenden haften, wo sich keine Spuren neuerer Ansiedlung zeigen; hieher gehören Ilei (Eileoi), Kechries (Kenchreai), Pyla, Hieron, Skardamula (Kardamyla), Vitylos (Oitylos), Malio (Malea), Drepani (Drepanon), Trinisi (Trinasos), Skyli (Skyllaion), Leftra (Leuctra), Vatika (Boion). Gerade die letzterwähnten Namen sind der beste Beweis, dass eine lebendige Tradition im Lande fortbestanden hat. Endlich gibt es noch eine Reihe von Namen, welche nicht dem Altertum angehören, aber dem griechischen Stamme; es sind entweder Namen, die schon zu alten Zeiten im Munde des Volkes waren, ohne schriftlich überliefert zu sein oder sie sind erst in späterer Zeit, aber jedenfalls von Griechen erfunden und gebraucht. Dahin gehört Tripolis (Tripolitza), Anabolos (der Meersprudel Deine), die Vorgebirge Vathy, Hieraka, Kamilos, die Insel Poros, die Halbinsel Elaphonision, die Häfen Lutrakion und Kalamikion, die Stadt Monembasia, Dorfnamen wie Peribolia, Kyparissia, Stenon u. s. w., endlich die geographischen Appellativnamen, welche vielfach an die Stelle der Eigennamen getreten sind. Denn in demselben Masse, wie ein Land an Cultur und historischer Bedeutung verliert, verarmt sein Namenvorrath und statt der altgriechischen Polyonymie, wie sie z. B. Attika im höchsten Grade auszeichnete, wiederholen sich Bezeichnungen der allgemeinsten Art, wie Potamion, Akrotirion, Bunon u. s. w., welche nun ein bestimmtes Flüsschen, Gebirge und Vor-

[1]) Oder auch gezwungen von den Eroberern? Wie die Germanen, so pflegten auch die Slaven die festen Plätze der Römer zu brechen und die Städter zu Dorfbewohnern oder sonst wehrlos zu machen. Vgl. das Martyrologium der fünfzehn von den Bulgaren in Tiberiopolis hingerichteten Christen vom Erzb. Theophylact, das die ältesten Zustände der Bulgaren schildert. »Als sesshafte Ansiedler in Makedonien und Thrakien sich niederlassend, bestürmten sie das Griechenreich wie neue Gottesgeisseln. Die alte Bevölkerung wechselte, aus den Städten wanderte sie in die Festungen und umgekehrt. Die Herren aber blieben starre Heiden und verehrten Sonne, Mond und Sterne trotz der Mahnungen ihrer christlichen Unterthanen.« Hopf Bd. 85. S. 93.

gebirge bezeichnen; ebenso Kastron, Palaeokastron, Palaeopolis, Palaeochora, Eremokastron, Hellenikon, Pyrgos u. s. w. zur Bezeichnung alter Stadtlocale. So verschiedener Art sind die griechischen Namen, welche in der Halbinsel die Zeiten der Barbarei überdauert haben. „Ich glaube, es wird unmöglich sein, diese Thatsache zu erklären ohne zugleich einen ununterbrochenen Fortbestand hellenischer Bevölkerung als lebendigen Träger dieser Namen anzuerkennen.“

So E. Curtius, dessen Ausführungen hier wortgetreu aufgenommen worden sind [1]), um dem Leser für die analogen Forschungen auf anderem Gebiete einen Masstab an die Hand zu geben. Wenn wir das Resultat der Namenforschung zusammenfassen, so scheint sich zu ergeben, dass neben den zahlreicheren Slaven einst weniger zahlreiche Griechen namentlich in den grösseren Orten sich erhalten hatten [2]).

Es ist nun aber die Frage über die Entstehung der Neugriechen und ihre Beziehungen zum classischen Altertum nach Fallmerayer, Curtius, Hopf noch von verschiedenen anderen Standpunkten aus in Erwägung gezogen worden, die wir gleichfalls berücksichtigen müssen.

[1]) Eine weitere Zusammenstellung der diesbezüglichen Resultate von E. Curtius findet man bei Hertzberg, Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart. I. (1876) S. 201 f. Das Verhältnis der griechischen Ortsnamen zu den slavischen ist auch ihm noch nicht sicher festgestellt. S. 199 A. 1. Ebenso wenig getraute sich E. Curtius darüber ein bestimmtes Urteil abzugeben. Er citirt Peloponnes I. 112 die sich entgegenstehenden Aussprüche von Fallmerayer, Morea I. 336; Leake, Peloponnesiaca p. 326; Kiepert a. a. O. S. 29.

[2]) Bezüglich des Verhältnisses zwischen den Ortsnamen und der Nationalität der jetzigen Bewohner macht B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen I. 16 eine richtige Bemerkung. »Verfehlt wäre es, in denjenigen Ortschaften Griechenlands, welche noch heute slavische Namen tragen, durchgehends eine nur hellenisirte, von Haus aus rein slavische Bevölkerung vorauszusetzen. Mit demselben Rechte dürften wir alsdann aus den jetzigen türkischen Namen so mancher Dörfer auf türkische Einwohnerschaft schliessen. Bekanntlich gibt es in Griechenland, namentlich in Attika, auch ganz albanesische Dörfer mit alt- oder neugriechischen Namen. So können auch in verlassenen Slavenweilern Griechen sich wieder angesiedelt und die slavischen Namen derselben beibehalten haben.« Desgleichen könnten Slaven in griechisch benannten Orten sesshaft geworden sein. Jn diesem Falle erfuhren sie den alten Namen aus dem Munde der übriggebliebenen Griechen, mit denen sie zusammenlebten.

Hieher gehören die linguistischen Studien, die der berühmte Slavist Fr. Miklosich über „die slavischen Elemente im Neugriechischen“ angestellt hat [1]). Es ist darin die Sprache als Geschichtsquelle behandelt. Eine Sprache kann nemlich von einer anderen in den Lauten, in der Bildung der Stämme und Worte, in der Syntax und endlich in ihrem Lexicon durch Aufnahme von Wörtern beeinflusst werden. Die Art und Weise, in der das geschieht, ist von historischem Interesse, da aus dem Mischverhältnisse auf die Stärke des Einflusses jedes der verschiedenen Contrahenten auf den anderen geschlossen werden kann; dadurch wird in der Regel Licht verbreitet über Zeiten und Umstände, von denen die geschichtlichen Quellen im engeren Sinne des Wortes nichts berichten. „So z. B. kann die Frage, ob die staatlichen Einrichtungen bei den Slaven autochthon entstanden oder entlehnt worden sind, und wenn letzteres, woher sie stammen, beim Schweigen der Geschichte über diesen wichtigen Punkt, nur durch eine Prüfung der diese Einrichtungen bezeichnenden Worte gelöst werden.“ Der Träger der Staatsgewalt wird bei den Slaven entweder „Knäs“ genannt (vom goth. Kuninggs) oder „Kral“ (von „Karl d. Gr.“ hergeleitet; dies Wort findet sich nur bei den westlichen Slaven, die mit den Deutschen in Berührung kamen); endlich „Czar“ (d. i. Caesar, καῖσαρ), was bei den östlichen Slaven, namentlich den Bulgaren und Russen von Byzanz aus eingeführt wurde [2]). Daraus ist ersichtlich, dass die staatlichen Ordnungen bei den Slaven nicht volksthümlich, sondern importirt und theils deutschen theils byzantinischen Ursprungs sind.

Es reichen diese Einrichtungen aber in jene Zeiten hinauf, da die Slaven dem patriarchalischen Regiment mit „Vladiken“ (d. h. Besitzern von Grund und Boden), „Woiwoden“ (Herzogen im Kriege), „Županen“ (d. h. Häuptern eines Stammes und seiner Ländereien) entsagten, und sich nach dem Vorbilde der grossen Culturreiche jener Zeiten staatlich organisirten. Indem man dabei nothgedrungener Weise zu Entlehnungen von Worten aus den Sprachen der Reiche, denen man die staatsrechtlichen

[1]) Sitzungsber. der Wiener Akad. LXIII (1869) S. 529—566.

[2]) Vgl. Miklosich, die slav. Elemente in Magyarischen. Denkschriften der ener Akad. 1871. S. 2.

Begriffe entlehnte, schritt, zeigt eben die Sprache jener Stämme jetzt, wie die neue Aera aus der alten sich entwickelt hatte.

Aehnlich wie mit den staatsrechtlichen Ausdrücken gieng es mit den kirchlichen. Es haben die verschiedenen Stämme der Slaven für ihre Liturgie entweder griechische oder lateinische Ausdrücke aufgenommen, je nachdem sie vom Orient oder vom Occident her das Christentum empfiengen und ihre Kirche gestalteten.

Ueber die Einwirkung der unterworfenen Slovenen auf das herrschende Volk der Magyaren sind wir ebenfalls nur durch die Bestandtheile der Sprache unterrichtet: die kirchlichen, staatlichen, wissenschaftlichen Bezeichnungen hat diese Steppennation von den in Pannonien ansässigen Slovenen empfangen, die ein Jahrhundert vorher ihre Cultur von den Deutschen überkommen hatten [1]).

Sehen wir, in welcher Weise diese Methode sprachgeschichtlicher Forschung auf die neugriechische Frage angewandt werden kann; ob aus den Elementen, mit denen die „romäische“ Sprache imprägnirt ist, sich Schlüsse ziehen lassen bezüglich der Geschichte des Volkes, das sie spricht, wie aus der Sprache der früher genannten Stämme. Die Sache stellt sich nach Miklosich so heraus. Was man in den Lauten des Neugriechischen früher wol für slavisch gehalten hat, kann als solches nicht erkannt werden. In der Wortbildung — Declination und Conjugation — fand sich keine Spur slavischer Einwirkung. In der Syntax glaubte Fallmerayer solche Spuren allerdings entdeckt zu haben [2]). Er machte aufmerksam, dass dem Neugriechischen, im Gegensatz zur klassischen Sprache der Hellenen, der Infinitiv fehle, dieser stets umschrieben werde. Miklosich führt dem gegenüber aus, dass dies eine Eigentümlichkeit sei, die auch ins Bulgarische eingedrungen ist, während sie allen anderen slavischen Dialecten mangle. Es komme dieselbe aber im Albanesischen vor und es sei im höchsten Grade wahrscheinlich, dass das Griechische wie das Bulgarische in diesem Punkte vom Albanesischen beeinflusst worden wäre. Auch das Suffix auf itza, das in neugriechischen Worten

[1]) Miklosich, die slav. Elemente im Magyarischen. S. 11 ff. Die Magyaren haben überhaupt so viele Fremdwörter entlehnt, dass diese fast die einheimischen Vocabeln überwiegen.

[2]) Vgl. Fragmente aus dem Orient II. 451 ff.

häufig vorkommt, sei nicht durchaus auf slavische Einflüsse zurückzuführen: es sei in vielen Fällen an die Stelle des alten σκ getreten [1]) und finde sich ebenso im italischen Griechisch, auf das die Slaven nicht eingewirkt haben. Auch das Albanesische enthält Wörter auf itza, die nicht slavischen Ursprunges sind; und, fügen wir hinzu, auch andere Sprachen, wie denn unter den raetisch-romanischen Ortsnamen Ausgänge auf itz nichts seltenes sind: z. B. Kostnitz, Scharnitz, Gschnitz, die mit dem Slavischen nichts gemein haben.

Miklosich kommt im Allgemeinen zu dem Resultate, dass der slavischen Elemente im Neugriechischen entschieden mehr seien, als Fallmerayer's Gegner zugeben möchten; und ebenso entschieden weniger, als Fallmerayer und seine Anhänger meinten [2]).

Welchen Einfluss übt nun dies Resultat auf unsere Anschauung von den Anfängen der Neugriechen? Sind wir dadurch dem Ziele näher gekommen oder nicht? Gibt in diesem Punkte wol die Philologie den Ausschlag, erhalten wir von ihr so wichtige Thatsachen an die Hand, wie für die Geschichte und Entwicklung der Slaven, Magyaren, und wie wir später sehen werden, auch der Rumunen?

Ich glaube nicht. Die Verhältnisse lagen eben bei den Griechen anders, als bei jenen Nationen. Die Slaven, die Magyaren, die Rumunen verhielten sich unter einander wie gegen das Ausland receptiv; die „Romäer“ im Osten, wie die Deutschen im Westen theilten ihnen ihre Culturelemente mit. Die Folge davon ist klar. Die Sprachen der Slaven, Magyaren, Rumunen haben wol fremde Ausdrücke übernommen, sie haben aber an ihre civilisirten Nachbaren keine oder doch fast keine abgegeben. Man kann denselben Vorgang ja noch heute beobachten: das Ladinische

1) Oder auch eine Folge italisirender Aussprache des k, das zu tz, tsch gequetscht wurde, wie das italienische c. Ross, Reisen im Peloponnes S. 167.

2) Vgl. auch B. Schmidt, das Volksleben der Neugriechen S. 3 ff. Er weist von den 129 slavischen Wörtern, die Miklosich dem Neugriechischen vindicirte, die überwiegende Mehrzahl einzelnen Dialekten zu. Nur 7—8 dieser Wörter seien allgemeiner verbreitet: βουρκόλακας, der Vampyr; ζακόνι, Gewohnheit, Sitte; κόκκοτας und κόκκοτος, Hahn; λόγγος, Wald; ροῦχα, Kleidungsstücke; σανός nnd σανό, Heu; στάνη, Hürde, auch Heerde (im Romänischen ist dasselbe Wort für Almhütte gebräuchlich). Endlich das von Miklosich übersehene, sehr verbreitete Wort τσοπάνης, auch τσοπάνος und τσουπάνος, der Hirt.

steckt voll Germanismen [1]); hingegen entlehnten die Deutschtiroler aus dem Romanischen nur wenige technische Ausdrücke. Und ebenso ist das Deutsch in den einst slavischen Marklanden vom Idiom der Slaven nicht imprägnirt, während alle angrenzenden Stämme der letzteren eine Menge Worte aus dem Deutschen entlehnt haben. Wenn nicht die Ortsnamen wären, aus der Sprache würde man weder hier noch dort die ethnische Umwälzung erkennen, der die Bewohnerschaft jener Gegenden einst unterlag.

Es ist in diesem Punkte übrigens auch aufmerksam zu machen, dass nicht jede Sprache in gleichem Grade receptiv sich verhält. So hat sich z. B. das Albanesische seit zwei Jahrtausenden erst dem römischen, dann dem slavischen Element gegenüber ausserordentlich spröde gezeigt [2]), obwol das Volk Jahrhunderte lang unter der Herrschaft der Fremden stand. Aus der Zeit der slavischen (namentlich bulgarischen) Herrschaft, die hier so festen Fuss gefasst hatte, dass sogar Ochrida, die Hauptstadt der bulgarischen Čare, in Albanien gelegen war [3]), ist eine „erstaunlich grosse Masse slavischer Ortsnamen" erhalten. „Eine wenn auch kurze, doch entscheidende Slavenherrschaft war über das Land gegangen." Nicht Plünderzüge, feste Ansiedlung, Unterjochung des Romäervolkes war der Bulgaren Losungswort gewesen [4]). Leake hatte bemerkt: „Es mag auffallen, dass in Folge

[1]) Es ist namentlich in Bezug auf die Syntax vom Deutschen so beeinflusst, „che si adoperi materia romana con ispirito tedesco." Ascoli, Saggi ladini p. 2.

[2]) Ueber die römischen Worte im Albanesischen vgl. Miklosich, die slav. Elemente im Rumunischen S. 2; bezüglich der aus dem Slavischen recipirten dessen Alban. Forschungen. (Denkschr. d. W. Akad. 1870. Bd. 19. 20). Er wagt von den Lautgesetzen des Albanesischen keinem einzigen slavischen Ursprung zuzuschreiben. Ebenso wenig Einfluss übte das Slavische auf die Syntax. Nur der Wortschatz der Sprache weist zahlreiche slavische Elemente auf. Vgl. a. a. O. Bd. 19. S. 351.

[3]) Der byzantinische Epitomator Strabo's, der nicht lange vor dem eilften saec. schrieb, berichtet, dass zu seiner Zeit auch ganz Epiros von Slaven bewohnt werde. „Καὶ νῦν δὲ πᾶσαν — Ἤπειρον καὶ Ἑλλάδα σχεδὸν καὶ Πελοπόννησον καὶ Μακεδονίαν Σκύθαι Σκλάβοι νέμονται. Noch zur Zeit der Normannenkriege ward Neuepiros als b u l g a r i s c h e s Land von italischen Scribenten bezeichnet. Erst im Laufe der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts trat das Volk der Albanesen selbständig aus dem Dunkel der früheren Zeiten hervor. Vgl. Hahn, Albanes. Studien. I. 311. Fallmerayer, Gesch. von Morea II. 241 f. Hopf. Bd. 85. S. 166 f.

[4]) Vgl. Hopf Bd. 85. S. 126.

einer solchen Besetzung durch die Slaven nicht mehr slavische Elemente in die albanesische Sprache übergegangen sind und kann als Beweis dienen, dass die Stärke der albanesischen Berge und und des albanesischen Sinnes die Eingeborenen, ebenso wie in den Zeiten der Römer, vor gänzlicher Unterwerfung schützte" [1]).

Das war ein Fehlschluss, der in Folge nur einseitiger Erwägung gethan wurde. „Die Geographie der abgelegensten Bergwinkel des Kurwelesch, des Mirditenlandes u. s. w. wimmelt von slavischer Nomenclatur" [2]). Auch hier sprechen die Ortsnamen viel lauter als die Sprache. In Griechenland dürften die Dinge ähnlich liegen, das gebildetere Idiom aber weit weniger fremde Elemente aufgenommen haben, als in Albanien. Schon Leake hat diese Bemerkung gemacht [3]).

Und dasselbe Urteil fällt schliesslich auch Miklosich. Er bemerkt zunächst, dass aus der neugriechischen Sprache allein die slavische Nationalität der heutigen Griechen sich nicht beweisen liese. „Das Vorhandensein slavischer Elemente im Volkstum der Griechen soll jedoch nicht geleugnet werden: dafür sprechen Geschichte und Ortsnamen in unzweifelhafter Art. Wie leicht die Sprache bei der Bestimmung der Elemente, aus denen sich eine Nationalität bildet, in die Wagschale fällt, zeigt die fränzösische und englische Sprache, deren celtische Elemente weder

[1]) Vgl. Leake, researches in Greece. 241. Ich führe ihn wörtlich an, um den Fortgang der Forschung seit Beginn dieses Jahrhunderts zu präcisiren: »Many Slavonian words then found their way into the Albanian language and have been increased in number by the intercourse between Albania and the extensive regions of Servia and Bulgaria, wich surround it on the North and East, and troughout wich the Bulgarian dialect of Sclavonic is spoken. It may be thought surprising, perhaps, that under these circumstances the proportion of Sclavonian words is not larger The mountains and the spirit of their inhabitants, were still equal, as in the time of the Romans, to protect them from being completely subdued.«

[2]) Hahn, Albanesische Studien. I. 334 f.

[3]) »The corruptions wich Greek has undergone, may perhaps be chiefly ascribed to the influence of the same great revolution in the population of the South-East of Europe, although this language may have been in great measure preserved from Sclavonian innovations by its refinement, perfection, longestablished forms, extensive use and the superior civilization of the people, who, however debased, have always been superior in this respect to the surrounding nations on the North and East.« Leake, researches 380.

durch die Masse des aufgenommenen Stoffs noch durch tiefer in den Sprachorganismus eingreifenden Einfluss von hervorragender Bedeutung sind, ohne dass es deshalb erlaubt ist, das Dasein celtischer Elemente im französischen und englischen Volkstum in Abrede zu stellen" [1]). Das deutsche Element ist im Französischen viel stärker vertreten, als jenes alteinheimische, weil eben die Deutschen erst durch Vermischung mit den Romanen und durch Aufpropfung eines neuen Reises auf den alten Stamm die Nationalität der Franzosen begründeten. Natürlich, die Römer hatten schon reine Arbeit mit dem Keltentum gemacht, als die germanischen Stämme in Gallien sich festsetzten. Die fernere Geschichte des Landes bestimmten die Deutschen, die noch ein halbes Jahrtausend hindurch mitten unter den Romanen die Sprache ihrer Väter fortredeten: in demselben Masse, wie die deutschen Wörter im Französischen zunahmen, mussten die keltischen sich verlieren; „denn jede Sprache sucht sich ihres Ueberflusses zu entledigen" [2]).

Miklosich fährt a. a. O. fort: „Das im Neugriechischen nachgewiesene slavische Sprachmaterial, das weder durch seinen Umfang, noch durch den Kreis der dadurch bezeichneten Vorstellungen von Bedeutung ist, verliert an seiner Beweiskraft für die Fallmerayer'sche Thesis noch dadurch, dass die wenigsten der angeführten Worte allgemein angenommen erscheinen, dass sie vielmehr nur in einzelnen, namentlich solchen Landschaften vorkommen, welche auch von Slaven bewohnt werden oder bewohnt worden sind." — Die Thatsachen sind richtig, aber in Bezug auf den Syllogismus läst sich eben Diez' oben citirter Ausspruch anführen, dass eine Sprache einstens aufgenommene Bestandtheile wieder verlieren und nachher neue Mischungen eingehen kann [3]).

[1]) Miklosich, die slav. Elemente im Neugriech. S. 537.

[2]) Diez, Etymol. Wörterbuch der Roman. Sprachen. Vorr. S. XX.

[3]) Dies wird auch durch andere Beobachtungen bestätigt. Z. B. wimmeln die neugriechischen Dialecte von Konstantinopel und Smyrna von türkischen Wörtern. Die der Inseln und der festländischen Cantone machten hingegen nur geringfügige Entlehnungen aus dem Türkischen. Auch die italienischen Bestandtheile sind sehr isolirt. Vgl. A. D. Mordtmann, „Allg. Zeitung." B. 20. Oct. 1875. — Natürlich, je nach den Lebensbedingungen, unter denen die Griechen sich befanden,

Ferner — sagt Miklosich — sei es möglich, „dass viele von diesen slavischen Wörtern auch durch das Medium einer anderen Sprache, der albanesischen oder der türkischen in's Neugriechische eingedrungen sein können." Ganz meine Ansicht; nur über die slavischen Bestandtheile der mittelgriechischen Volkssprache geben uns weder die Schriften der Byzantiner, die eben „hochgriechisch" schrieben, noch der gegenwärtige Stand der Dinge in Griechenland, da dieser dem des Mitteralters nicht gleich ist, sicheren Aufschluss. — Die Sache Fallmerayer gegen Neugriechen wird auf dem Wege der sprachlichen Forschung nicht zur Entscheidung gebracht.

Man hat, um diese Entscheidung gleichwol zu erzielen, in neuester Zeit noch andere Momente herangezogen.

Es sind dies zunächst die mundartlichen Studien, die von Griechen und Abendländern jetzt mit dem grössten Eifer betrieben werden [1]). Man verglich die Sprache der Bewohner des griechischen Festlandes mit jener auf den Inseln: nur jenes war ja angeblich „gänzlich" slavisirt, diese nur in geringerem Masse von den Völkerstürmen des Mittelalters betroffen worden. Auch die Albanesen, sonst seit dem vierzehnten Jahrhundert ein so bedeutender Bruchtheil der Bevölkerung Neugriechenlands, liessen die fernerliegenden Inseln gänzlich unberührt; die Mischung mit „fränkischem" Blut seit dem dreizehnten Jahrhundert konnte ebenfalls den Typus der niederen Volksschichten, die in solchen Dingen von jeher conservativer waren, als die städtischen Kreise, nicht wesentlich verändern. Für die Continuität der Population darf man ferner namentlich die Erhaltung der Ortsnamen anführen, die auf jenen Eilanden in überwiegender Mehrzahl — z. B. auf Rhodus zu drei Viertheilen; ähnlich auf Kreta — rein griechisch sind. Auch bei den Griechen am südlichen Gestade des schwarzen

machte ihre Sprache Anleihen aus anderen Idiomen und warf sie wieder ab, wenn sie derselben nicht mehr bedurfte.

[1]) Vgl. A. D. Mordtmann's Bericht über die Thätigkeit des „ἐν Κωνσταντινουπόλει Ἑλληνικὸς Φιλολογικὸς Σύλλογος"; ebenso über andere Arbeiten dieser Art, wie des Franzosen E. Legrand auf 6 Bände berechnete „Collection de Monuments pour servir à l'étude de la langue néohellénique." „Allg. Zeitung" B. 20. Oct. 1875. Als Vorläufer hiezu erschienen von Legrand „Chansons populaires grecques, publiées avec une traduction française et des commentaires." Paris 1876.

Meeres läst sich auf eine verhältnismässig geringe Versetzung mit fremden Elementen schliessen; nach Asien kamen nur jene Slaven, welche die byzantinischen Kaiser nach altrömischem Muster dorthin verpflanzten, um die Kraft des Stammes zu brechen, sie zu entnationalisiren und zu echten Romäern umzuschmelzen, nach Sprache und nach Sitte.

Diese mundartlichen Studien führten zu dem Resultate, dass die Zustände der lebenden griechischen Sprache überall auf directen Zusammenhang der neuen mit den alten Griechen hinzuweisen scheinen. Namentlich auf den Inseln herrscht in dieser Beziehung die bunteste Mannigfaltigkeit. Die alten Dialecte, wie namentlich der Dorische, schimmern überall noch durch; es zeige das von der unverwüstlichen Lebenskraft, die die griechische Sprache seit dreitausend Jahren sich erhalten habe. „Die Fallmerayer'sche Ansicht vom gänzlichen Aussterben der hellenischen Nationalität fällt damit ganz über den Haufen; man sieht es den Sammlungen, die vielleicht 3—4000 Wörter enthalten, auf den ersten Blick an, dass eine ausgestorbene und künstlich galvanisirte Sprache einer so bunten und mannigfaltigen Lebensäusserung ganz unfähig ist" [1]).

Die Vergleichung der Inseldialecte mit jener des griechischen Hauptlandes, insbesondere aber Morea's, schien dann zu ergeben, dass sich mancherlei Uebereinstimmung mit den Mundarten der Eilande bemerklich mache und demnach auch hier in einzelnen Gegenden wenigstens noch sprachliche Ueberreste aus dem Altertum zu entdecken seien. Die dialectische Verschiedenheit wäre auch auf dem Festlande keineswegs so gering, wie man gewöhnlich annehme; „es ist sicher, dass selbst die Bewohner derjenigen Provinzen, in denen die slavischen Ortsnamen am häufigsten begegnen, in ihrer Rede manche, sonst nirgends oder nur vereinzelt vorkommende Archaismen bewahren." Das liesse sich z. B. für Epirus nachweisen. „In Jannina und den Dörfern der alten Landschaft Molottis heisst die Heuschrecke, welche alle anderen Griechen ἀκρίδα nennen, μάστακας, d. i. μάσταξ, ein Wort, welches im Altertum in dieser Beziehung vorzugsweise bei den Ambrakioten, d. i. den Grenznachbarn der Molotter, gebräuchlich war,

[1]) A. D. Mordtmann a. a. O.

und dessen Erhaltung gerade in dieser Gegend den unwiderleglichen Beweis liefert, dass hier ein Stock der alten Bevölkerung sich zu allen Zeiten behauptet hat" [1]). Namentlich war es aber der Dialect der Tsakonen, eines nunmehr sehr reducirten Volksstammes, dessen Dörfer am Kamme des Malevogebirges (des alten Parnon) liegen, der die Aufmerksamkeit der Forscher erregte [2]). „Dieser Dialect bietet neben vielen von allem bekannten Griechisch abweichenden Eigentümlichkeiten, unter denen manche allerdings auch unverkennbare Merkmale sprachlichen Verfalles sind, eine überraschende Fülle der schönsten, sonst nicht mehr vorkommenden Hellenismen dar und nimmt besonders durch die zahlreichen und deutlichen Spuren des alten Dorischen, die er sowol im Wortschatz als auch in der Grammatik enthält, ein vorzügliches Interesse in Anspruch." Auch die Manioten im Peloponnes hätten in ihrer Sprache mehrere Züge des Altertümlichen erhalten. Was dann näher zu begründen versucht wird [3]). Es hat aber gerade mit diesen Tsakonen und Manioten eine eigene Bewandtnis. Die Tsakonen erklärte nemlich der alte Thiersch wegen ihres Dialectes für Ueberreste der antiken Pelasger. Selbst Fallmerayer war geneigt, sie als Griechen anzuerkennen, die hier auch im Mittelalter continuirlich sich erhalten hätten. Dagegen hat Hopf auf Grund reichlich beigebrachten neueren Quellenmaterials sich erklärt: gerade die Gegenden der Tsakonen und überhaupt das alte Lakedämon seien intensiv slavisirt gewesen. Noch Chalcocondylas im fünfzehnten Jahrhundert berichtet, dass die Slavinen zu seiner Zeit am Taygetos und Kap Taenaron wohnten. Um 980 standen diese Slaven, namentlich die Melingi [4]), unter einem eigenem Dux; sie fochten bei Kondura gegen die Franken; gegen sie und als Vorposten gegen Monembasia wurde die Burg Geraki in Tschakonien erbaut. Erst 1249 huldigten die Slavencantone dem Fürsten Wilhelm II., der, um die Melingi im Zaum zu halten, Leuctra, Misithra und Maina baute. Bald erhoben sich aber 1263 die „Slaven von Tschakonien und Gardilovo" gegen den Fürsten, Vatika, Kisterna, Zar-

1) B. Schmidt, das Volksleben der Neugriechen S. 10 f.

2) Die zahlreichen Arbeiten darüber zählt B. Schmidt, a. a. O. S. 6 A. 1. auf.

3) Vgl. B. Schmidt, a. a. O. S. 11.

4) Im südlichsten Theile von Lakedaemon.

nata und das Land der Melingi in den tschakonischen Bergen. Wiederholt liegen die Fürsten des Landes mit ihnen in Fehde; als ihr angesehenstes Häuptlingsgeschlecht erscheinen die Zassi, die in Janitza und Kisterna sitzen, und aus denen Georgios um 1310 als Capitän von Molocos (Melingu) erscheint. Venedig bezeichnet dann 1293 einfach Tschakonia als „Sclavonia de Morea"; ebenso suchte die Republik 1389 die „Slaven von Maina" gegen den Despoten Theodoros I zu den Waffen zu rufen. Mazaris bemerkt, die Laconier wären barbarisirt und nennten sich Tschakonen, schon Pachymeres führt an, dass die Bemannung der kaiserlichen Flotte 1263 aus Tschakonen d. i. Laconen bestand, welche zwei Jahre zuvor in die Kaiserstadt eingewandert seien." Hopf glaubt demnach, dass die Identificirung von Laconen und Tschakonen bedenklich sei. Die Tschakonen wären nach Constantin Prophyrogenitus eine eigene Waffengattung gewesen, die meist zum Garnisonsdienst benützt wurden. Der Name stamme wol aus slavischer Wurzel; die angeführten historischen Zeugnisse bewiesen, dass die Bevölkerung Tschakoniens echt slavisch gewesen wäre.

Und ebenso wenig könne bezweifelt werden, dass auch die Maina ganz slavisirt war. Obwol auch hierüber die Quellenverhältnisse wunderlich genug liegen. Constantin Porphyrogenitus meldet nemlich (de adm. imp. c. 50), dass die Bewohner der Burg Maina nicht vom Geschlechte der Slaven entsprossen seien, sondern von den älteren Romäern. „Sie werden noch heute (10. saec.) von den Einheimischen Hellenen genannt." Danach hätten sich hier also Reste reingriechischen Blutes erhalten. Dagegen sprechen nun aber deutlich genug die Ortsnamen. „Gewiss ist, dass die ganze Maina, nicht blos die Provinz, welche die Venetianer mit dem Namen Braccio di Maina benannten, sondern selbst die nächste Umgebung der Burg — von slavischen Ortsnamen wimmelt." Daher irrt wol Schafarik kaum, wenn er (Slav. Altert. II. 229) in den „Majancern" ein griechisch-slavisches Mischvolk erkennen will [1]. „Hatte sich dort lange eine urgriechische Bevölkerung erhalten, so war sie im Laufe der Jahrhunderte von slavischen Elementen ganz über-

[1] Vgl. Hopf. Bd. 85. S. 129.

wuchert worden: trotzdem neugriechische Dichter bereits im vorigen Jahrhundert die Mainoten als die echten Sprossen der alten Spartiaten wieder zu verherrlichen begannen [1]).

Also neuerdings ein Widerspruch in den Resultaten verschiedener Forschungsmethoden!? Das alte Räthsel kehrt in neuer Form wieder. Man hat jenen Widerspruch als einen blos scheinbaren erklärt und ihn zu überbrücken versucht. „Das in Rede stehende Volk sitze nemlich nur noch in Lenidi und neun Dörfern der Umgebung, hatte aber vormals viel ausgedehntere Wohnsitze inne, aus denen es höchst wahrscheinlich eben durch die Slaven verdrängt worden ist. Nachdem diese den grösseren Theil des alten Tsakonenlandes in Besitz genommen hatten, konnte dasselbe in der That als Slavenland bezeichnet werden“ [2]).

Also ein Vorschlag, zu distinguiren. Wenn die philologische Forschung ihrer Sache wirklich sicher ist, bleibt nichts übrig, als diesen Vorschlag anzunehmen; sonst müsste man Alles dahingestellt lassen.

Dann hat man neuerdings die Frage von der ethnographischen Stellung der heutigen Griechen noch von einer anderen Seite her angegriffen. Mit den mundartlichen Studien gieng Hand in Hand die Sammlung der Märchen und der Sprichwörter, der Volkslieder und Räthsel, Wortspiele, Sitten, Bräuche und Meinungen des neugriechischen Volkes, sowol der Inselbewohner wie der Insassen des Festlandes. Auch hierin kam man zu Resultaten, die wieder ein neues Moment des ganzen Problem's offenbarten [3]). Die Vergleichung der religiösen Vorstellungen der jetzigen und der einstigen Griechen ergab nemlich eine überraschende Uebereinstimmung derselben mit der antik-hellenischen Götterlehre und Mythologie. Gott Zeus und der ganze Olymp, Oreaden und Dryaden, der alte Todtenschiffer Charon leben noch gegenwärtig in mannigfach modificirter Weise dem Wesen und theilweise auch dem Namen nach im Bewusstsein der Neugriechen fort. Den Göttern substituirte man gewisse Heilige, an die Stelle

[1]) Vgl. Hopf, Bd. 86. S. 184 und Bd. 85. S. 119.

[2]) B. Schmidt, a. a. O. S. 12 A. 1.

[3]) Vgl. hierüber das schon genannte vortreffliche Buch von B. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Altertum. Th. 1. Leipzig 1871. Hiezu Steub's Besprechung, Kleinere Schriften. II. S. 255 ff.

Poseidons S. Nicolaus; S. Michael und S. Georg übernahmen gewisse Attribute des antiken Weingottes Dyonisos, die hl. Jungfrau trat an die Stelle der Aphrodite, der Pallas, der Artemis u. s. w. In dieser Weise war eben einst das Christentum dem Heidentum substituirt worden als jenes durch Constantin und seine Nachfolger zur Staatsreligion gemacht wurde und auf das Kommando der kaiserlichen Autokraten die Bekehrungen „en masse" erfolgten. „Zuletzt schien es sich nur darum zu handeln, ob man in den Tempeln das Bild des olympischen Zeus und der Athene mit dem Bild des Gekreuzigten und der Madonna gloriosa, ob man den Apoll und Mercur mit S. Stephan und Crispin vertauschen solle" [1]. Im sechsten Jahrhundert n. Chr. ward das Parthenon eine Marienkirche; das Theseion dem Drachentödter S. Georg geweiht. Daneben erhielt sich im Volke der heidnische „Aberglaube" und in manchen unverstandenen Redensarten selbst der Name der alten Götter [2]. Der Dämonenglaube blieb sogar ganz heidnisch [3].

Wie lassen sich jene Thatsachen mit der ethnischen Wandelung Griechenlands im Mittelalter in Einklang bringen, wie die Nachrichten, die uns darüber erhalten sind, zurechtlegen?

In dieser Hinsicht ist zu betonen, dass Sitten, Meinungen, Bräuche, Märchen, Religion, Recht sämmtlicher indoeuropäischer Völker in ihren Grundzügen die gleichen sind: ein uraltes Erbgut derselben aus jenen Zeiten, als Germanen, Slaven, Lateiner, Griechen, Kelten, Illyrier u. s. w. „noch im fernen Morgenland als eine Gemeinde unter denselben Zelten wohnten, dieselbe Sprache sprachen und dieselben Märlein ersannen." In der That ist B. Schmidt im Stande, fast jeden Zug, den er oben im Text

[1]) Vgl. Fallmerayer, Gesch. von Morea. I. 109.

[2]) So der Schwur „beim Charon", wie im Italienischen der Ausruf „Corpo di Bacco." Auf Kreta ist der Name des Zeus ähnlich gebraucht.

[3]) „Christentum und Heidentum haben, seit sie sich berührten d. h. nach der Bekehrung wechselseitigen Einfluss auf einander geübt: das Christentum, indem es heidnische Ideen herabzuwürdigen trachtete, das Heidentum, indem es suchte sich unter christlichen Formen zu bergen. Der siegende Glaube gieng darauf aus den besiegten ganz zu vertilgen, der besiegte strebte noch seine geflüchtete Habe gleichsam in des feindlichen Heeres Mitte zu sichern. Dort wurden heidnische Sagen in ihrer Echtheit entstellt, hier schmiegten sie sich, innerlich weniger angegriffen, unter christliche Namen." Grimm, D. Mythol. S. XVIII.

aus Griechenland beibringt, unten in der Note durch ein Seitenstück aus Jac. Grimm's Deutscher Mythologie, aus Hahn's Albanesischen Studien, aus W. Schmidt's Schrift: „Das Jahr und seine Tage bei den Romänen" oder aus dem slavischen Aberglauben zu belegen: in dieser Beziehung herrscht zwischen den einzelnen indogermanischen Völkern eine Verschiedenheit höchstens dem Namen aber kaum je der Sache nach vor [1]).

In Folge dessen konnte es auch geschehen, dass je nach der Macht und dem Einflusse, den ein einzelner Zweig der grossen indogermanischen Völkerfamilie über die anderen errang, die Form der religiösen, sittlichen, socialen, sprachlichen Elemente der übrigen, sich ihm anbequemen musste, der Inhalt sich dabei modificirte, die Sache in der That aber gleich blieb: der unterliegende Theil assimilirte sich dem Sieger; dieser hatte keinen Grund die alten Vorstellungen auszurotten, er legte ihnen nur einen anderen Sinn bei und suchte so allmählig die alten Schläuche mit neuem Wein zu erfüllen.

So machten es die Römer in ihrem Weltreiche, das eben charakterisirt ist durch die völlige Nivellirung der früheren Gegensätze, die da angestrebt und auch zum grössten Theil durchgeführt wurde.

Im Westen assimilirten sich dieselben ihre Unterthanen wie in Bezug auf die Sprache, so auch in Bezug auf die Religion. Jenes gab den romanischen Sprachkreisen das Leben, dieses dem Christentum. Aber Romanismus wie Christentum waren doch nur die äussere Hülle, innerhalb deren der wahre Kern unversehrt blieb. Die Raeter assimilirten sich den Römern z. B. in Bezug auf das Götterwesen [2]). Die Raeter verehrten einen Gott der Saaten, ebenso die Römer; der alte Gott blieb auch in römischer Zeit den Raetern heilig, nur dass er jetzt „Saturnus" benannt ward. Die alten Feierlichkeiten fanden ihm zu Ehren statt wie

[1]) Man vgl. hierüber namentlich die Ausführungen J. Grimm's, D. Mythol. (1. Aufl.) S. XIV f. M. Müller, Vergleichende Mythologie. Essays II. 1—127. Er legt jener frühesten Epoche, die aller nationalen Trennung vorangieng, den Namen des mythopoëischen oder mythenbildenden Zeitalters bei. S. 45.

[2]) Die Thatsache ist richtig, obwol wir über die Stammverwandtschaft der Raeter noch nicht im klaren sind.

nur je, durch Procession um die Felder: das nannten die Römer nach ihrer Art „Ambarvalia."

Derselbe Uebergang vollzog sich später aus dem Heidentum ins Christentum, aus dem Romanismus in den Germanismus.

Das Christentum setzte an die Stelle der heidnischen Feste christliche: an die Stelle der Götter seine Heiligen. Bei den Germanen ward die „frohe Botschaft" unter demselben Vorbehalt aufgenommen; „also dass z. B. S. Nicolaus und S. Martin den alten Wodan, S. Peter den Donar, S. Michael den Kriegsgott, S. Leonhardt den milden Fro, den Gott der Heerden und der Fruchtbarkeit in sich aufgenommen hat"; mitunter ist auch, wie Steub bemerkt, ein alter Heidenheros mit Sack und Pack ins Christentum übergegangen, und ein Heiliger geworden, z. B. S. Hirmin. So erfolgte dann die Einwirkung des Germanismus auf den Romanismus in unseren Landen. Auch da suchten die Gegensätze sich auszugleichen und weil die Germanen die überlegenen waren, substituirten nunmehr die „blöden" Romanen ihren Vorstellungen deutsche Begriffe und Namen.

Sie tranken mit ihren Besiegern „S. Johannisminne", wie jetzt die alten Trankopfer hiessen u. s. w. und indem sie in der Folge sich der deutschen Sprache bequemten, überkamen sie auch die ganze Nomenclatur und Begriffswelt der Deutschen: nannten sie das Fest der Auferstehung des Herrn auch Ostern, wie jene, die Tage der Woche aber nach Ziu und Eru, nach Donar und Freia, anstatt nach Mars, Mercur, Jupiter, Venus.

Das ist eben die Assimilirungskraft der herrschenden Raçe: beim Uebergang vom Romanismus zum Germanismus blieb nur ein Bodensatz von Begriffen übrig, der nicht aufgelöst wurde, da die Analogien dem einwirkenden Element abgiengen: in Raetien also -- neben dem raetischen Rest, der den Römern widerstanden hatte — auch noch romanisches Ueberbleibsel, welches die Germanen sich aneigneten, denen die entsprechenden Begriffe eben früher gefehlt hatten.

Ein sehr wichtiges Moment, das nicht immer richtig gewürdigt worden ist. Es handelt sich nemlich hiebei um die Frage nach der Nationalität der Colonialländer, wo die gegenwärtige Bevölkerung erwachsen ist aus der Vermischung der eingeführten Colonisten und der früheren Bewohner des Landes: also z. B. in

Deutschland um die Nationalität sämmtlicher Gebiete rechts der Elbe und in den südöstlichen Marken, wo das Deutschtum auf slavischem Boden sich pflanzte; oder am Rhein, namentlich aber in den Bergen Raetiens und des westlichen Noricum's, wo die Romanen sich germanisirten. Diese Gegenden sind jetzt deutsch; wenn man aber unter „Nation" „reines Blut" versteht, dann wären diese Mischlingsraçen nicht der deutschen Nation zuzurechnen.

Lessing und Leibnitz mit ihren slavischen Namen, Fallmerayer romanischer Benennung [1]) gehörten nicht zu ihr. Die deutsche Mythologie dürfte auf jene Gegenden nicht Rücksicht nehmen: Jg. V. Zingerle, unser verehrter Lehrer, hätte umsonst die Sitten, Meinungen und Bräuche des Tiroler Volkes zusammengestellt als wichtigen Beitrag zur deutschen Völkerkunde: hier wäre alles romanisch zu erklären, dort alles aus dem Slavischen zu demonstriren.

Aus den Gründen, die ich früher auseinandersetzte, wegen der „Assimilationskraft der herrschenden Raçe" geht das nicht an. In Folge dessen sind also die Brandenburger, die Sachsen, die Steiermärker, die Tiroler, wenn sie es nur sonst nicht fehlen lassen, allerdings als deutsche Brüder anzusehen und ohne weiteres auch fernerhin Lessing, Leibnitz, Fallmerayer als Sterne erster Grösse am Himmel der deutschen Litteratur. B. Schmidt's und J. Zingerle's Methode aus dem jetzigen Volksglauben der Griechen und Tiroler für die Mythologie der alten Hellenen und Deutschen Kapital zu schlagen ist gerechtfertigt [2]).

[1]) Der Name stammt von Val Maria, jetzt Valmarei, einem Hofe bei Tschötsch in Südtirol. „Es ist anziehend und fast spasshaft, dass Fallmerayer selbst in ähnlicher Lage sich befand, wie irgend ein starkgemischter Graecoslave. Die Gegend am Eisak ist nemlich früher, wie bereits angedeutet wurde, eine romanische gewesen und ihre Germanisirung fällt ungefähr in denselben Zeitraum, in welchem nach des Fragmentisten Ansicht die Graecisirung des den Slaven wieder abgewonnenen Morea's fällt. Fallmerayer selber zeigte, obwol er sich durch und durch als Deutscher fühlte, im Antlitz doch verrätherische Züge lateinischer Abstammung." Steub, Herbsttage in Tirol S. 77.

[2]) Man vgl. auch darüber die vortrefflichen Ausführungen von Jac. Grimm, D. Mythol. S. XV. „Eine Menge Aberglauben hat Deutschland mit Frankreich und Britannien gemein; die uns durch Alemannen und Franken vermittelt wurde. Aehnliches geschah im Osten, wo slavische, litthauische, finnische Völkerschaften auf

Ja man darf sogar noch weiter gehen und behaupten, jener Beisatz fremden Blutes hat die Raçe nach den ethnologischen Gesetzen nicht nur nicht verschlechtert, sondern eben diese Mischung habe den alten Stamm veredelt und gekräftigt [1]), indem zwei Zweige indoeuropäischen Geschlechtes sich verschwägerten.

Und damit ist in einer Beziehung dem Vorwurf die Spitze abgebrochen, den Fallmerayer einst gegen die Neugriechen erhob: sie seien nicht die Enkel der alten Hellenen, sondern vielmehr ein slavisches Geschlecht. In dieser Hinsicht wird man durchaus der Kritik Kopitar's beistimmen dürfen [2]): „Im Grunde ist diese ganze Mischung von Griechen und Slaven nichts mehr und nichts weniger, als was die Mischung der Lateiner mit Deutschen (wodurch Neueuropa entstanden) d. h. keine Mischung verschiedener Raçen, sondern nur neue Verschwägerung altverwandter Zweige derselben Raçe; mit anderen Worten: allgemeinere Befolgung des Beispieles von Themistocles' Vater oder Thukydides etc., von Alexander dem Grossen und seinen Armeen nichts zu sagen. Das Kreuzen der Raçen wird bekanntlich von den Oeconomen geboten; und wenn man von Leibnitz's und Lessing's slavischen Familiennamen entweder auf ihren hibriden Ursprung oder doch ihre Sprachmetamorphose schliessen darf, so würde sich diese Oeconomie auch an Friedrich's II. „maudite raçe“ vortheilhaft hewähren.“

Aber allerdings haben die modernen Griechen auch keinen Grund, sich als die Enkel der Marathonomachen, des Epaminondas, des Philopoemen zu brüsten und auf den Ruhm ihrer Vorfahren hin zu sündigen. Der Philhellenismus ist nur dann berechtigt, wenn die gegenwärtigen Träger des hellenischen Namens sich dessen würdig erzeigen [3]).

unserer Ferse nachrückten. Namentlich des übereintreffenden slavischen und deutschen Aberglaubens ist ausserordentlich viel. Schon die Gothen wurden davon beeinflusst.«

[1]) Vgl. Jülg, Verhandlungen der 29. Vers. deutscher Philol. und Schulmänner (1874) S. 4.

[2]) Wiener Jahrbücher der Litteratur. Bd. 41. S. 113.

[3]) Fallmerayer sah, indem er seine These verfocht, von jener Assimilation eben ab. Doch gab er im Gespräche, namentlich mit gebildeten Griechen, welche er immer gerne bei sich sah, manches zu. »Es komme z. B. in der That nicht viel

Für die Geschichte des Graecismus oder vielmehr des Romäertums im Mittelalter aber ist es von Interesse zu sehen, aus wie vielen und verschiedenartigen Elementen die Nation der Neugriechen sich gebildet hat. Noch im fünfzehnten Jahrhundert war die ethnographische Gestaltung ihres Landes eine sehr bunte. „Im Peloponnes" — bemerkt der zeitgenössische Byzantiner Mazaris — „wohnen mancherlei Völkerschaften bunt durcheinander, deren Abgrenzungen jetzt aufzufinden weder leicht noch dringend nötig ist; diejenigen aber welche jedes Ohr nach der Sprache unterscheidet und überhaupt die bedeutendsten sind folgende: Lakedæmonier, Italiener, Peloponnesier, Slawinen, Illyrier, Aegyptier und Juden (darunter nicht wenige Mischlinge), zusammen also sieben" [1]).

Aus diesem Stöff erwuchsen die Romäer oder Neugriechen in Folge der gewaltigen Assimilationskraft, die das griechische Wesen in Kirche und Staat, in Sprache und Litteratur auf die anderen analphabeten Stämme ausübte, die an Zahl viel stärker waren [2]).

auf die hellenische Abstammung an und da die Griechen, wenn auch Slaven, sich mit Opfern aller Art die Freiheit erkämpft, so seien sie immerhin achtungswerth. Auch sei ihnen zu gönnen, wenn sie sich als Hellenen fühlten.« U. s. w. Vgl. Steub, Herbsttage. S. 77. Den Walachen, die sich als »Römer« fühlen, ist das ebenfalls zu gönnen. »Denn was der Erz-Geograph Büsching irgendwo von den heutigen Juden behauptet, dass sie grösstentheils aus den Lenden römischer Soldaten entsprossen wären, liesse sich vielleicht mit grösserem Rechte von den Walachen in Ungarn und Siebenbürgen sagen." Schwartner, Statistik Ungarn's S. 98 f. Auch hier beruht der Fortschritt auf der zunehmenden Assimilation des Volksstammes an die Ideen des Abendlandes, nicht auf der Producirung eines Adelsbriefes von etwas zweifelhafter Natur.

[1]) Vgl. hiezu Fallmerayer, Ges. Werke III. 537. Hopf, Gesch. Griechenlands im M. A. Bd. 86. S. 183 ff. ergeht sich in allerlei Hyperkritik: sieben sei eine heilige Zahl, das mache die ganze Angabe verdächtig u. s. w.

[2]) Die Kraft der Ideen ist stärker als die des Blutes. Die Idee, die das Mittelalter beherrschte, war nicht die der Nationalität, sondern die der Einheit und Universalität in Reich und Kirche. Noch gegenwärtig ist die religiöse Idee im Orient stärker, als die nationale: in den ultramontanen Gegenden des Occidents desgleichen. Und wo im Occident die nationale Idee vorherrscht, sind deren Träger dem Blute nach oft einer anderen Nation entsprossen, als für die sie schwärmen. In Wälschtirol z. B. sind die eifrigsten Italianissimi entnationalisirte Deutsche (z. B.

Von einem solchen Aufsaugungsprocess können sich die neueren Historiker, welche die Anfänge der Neugriechen behandelten, keine Vorstellung machen, da sie von ähnlichen Vorgängen, die noch in unserer Zeit sich abspielen, nichts zu wissen scheinen. Daher behaupten Hopf, wie Hertzberg, das griechische Element müsse dort zu allen Zeiten stärker gewesen sein, als das eingedrungene fremde. Dagegen sprechen alle positiven Zeugnisse, die wir besitzen, die Schriftsteller, die Urkunden, die Namen der Orte.

Der „Romanismus" hat auf der Balcanhalbinsel und darüber hinaus ganz ähnliche Schicksale erlebt, wie der „Romaismus". Und zwar in verschiedenen Gegenden in verschiedener Weise. Im Mittelalter ist der Romanismus südwärts der Donau viel stärker gewesen als jetzt; wie er auch in den Alpenländern stärker war. Dort wie hier entnationalisirten sich die Romanen zu Gunsten anderer Nationalitäten, auf der Balcanhalbinsel der Slaven und Griechen. Ein Process der gegenwärtig noch andauert[1]), so dass wir gleichsam die Probe für jene Behauptung vor uns haben, wenn sie jemand in jetzt sehr beliebter Weise für „unmöglich" erklären wollte[2]).

Baisini, d. i. Weiss u. s. w.), in den slavischen Ländern ist es ähnlich. „So sind auch die Böhmen mit deutschen Namen oft die eifrigsten und thätigsten Slavomanen"; bemerkte Kopitar a. a. O. S. 113. Den grössten Einfluss auf die Entwicklung des Nationalgefühls übt die nationale Litteratur aus: bei den einzelnen slavischen Stämmen, den Walachen und den Griechen hieng deren Aufblühen auf das engste mit den politischen Bestrebungen zusammen. Mit dem „reinen Blut" hat diese Thatsache bei Romaenen und Romaeern nichts zu schaffen.

[1]) Vgl. Jireček, Gesch. der Bulgaren S. 575 und B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen S. 15. Diese südlichen Romaenen sind jetzt nur mehr 200.000 Seelen stark. Liesse sich der Procentsatz der Abnahme mit Sicherheit berechnen, so könnte man auch die Zahl dieser Walachen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bestimmen; ohne zur Erklärung jener Abnahme den „Deus ex machina" einer Auswanderung beschwören zu müssen.

[2]) In der Behandlung der Fragen historischer Ethnographie ist neuerdings der Missbrauch eingerissen, in ganz abstracter Weise das „argumentum ad hominem" und „ad absurdum" zu gebrauchen. „Ist das denkbar?" „Ist das möglich?" „Ist diese Ansicht acceptabel?" Die Methode, die dem gegenüber hier befolgt wird, besteht darin, dass erst alle Umstände erwogen, darauf analoge Fälle zur Vergleichung herangezogen werden. Danach soll aus gleichen Ursachen die gleiche Wirkung erschlossen oder die Verschiedenheit der Entwicklung und deren Grund

In der Moldau, in Siebenbürgen, im Banat hingegen erwies und erweist sich die Assimilationskraft der Romanen als die stärkere. Noch im siebenzehnten Jahrhundert wurde z. B. das Fürstentum Moldau keineswegs als eine Domaene romanischen Volkstums angesehen, es lebte dort ein erst im Romanischwerden begriffenes Völkergemisch. Der „Mazaris" dieser Zustände ist Georg Kreckwitz aus Siebenbürgen. Dieser erwähnt in seiner „Beschreibung des ganzen Königreiches Ungarn" (Frankfurt 1685) in der Moldau folgende Bevölkerungselemente: „Reussen, Tartern, Sarmater (d. h. Polen), Ratzen (Serben), Armenier, Bulgaren, Siebenbürger, Deutsche und viele Zigeuner." „Und dieweil die Völker unterschiedlich, also haben sie auch unterschiedliche Religionen, wiewohl sie den Walachen in vielem nacharten, sich auch der corrumpirten romanischen Sprache und Kleidung gebrauchen."

Aehnlich im Banat. Hier entnationalisiren die Walachen ihre serbischen Nachbarn, u. z. ziemlich schnell. Die Gegend von Temesvar war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts blos von Serben bewohnt, jetzt ist sie völlig romanisirt[1]).

Auf diese Weise ist die ethnographische Karte Europa's seit Jahrhunderten in beständiger, wenn auch unmerklicher Veränderung begriffen gewesen[2]). Eine Thatsache, mit der der Historiker zu rechnen hat.

Ich habe, wie früher in meiner Schrift über „die Anfänge der Romaenen" eine Erörterung über die Entstehung der Neugriechen an die Spitze gestellt, um eben die vergleichende Methode, die Roesler vernachlässigte, trotzdem er Fallmerayer citirte, zu rechtfertigen. Fallmerayer wirkte als Vorbild für Steub; beide

erklärt werden. Bei einem Thema, wie die Anfänge der Romänen, zu dessen Illustration directe Quellen fast gänzlich mangeln, scheint mir dieser Weg allein zum Ziele führen zu können.

1) Kanitz, Serbien S. 323. Näheres bei Bidermann, die Bucowina unter oest. Verwaltung, 2. Aufl. 1876. S. 45. ff. Vgl. auch Schwartner, Statistik Ungarn's (Pest, 1798). S. 100.

2) Aus Ungarn namentlich liesen sich noch die interessantesten Beispiele anführen: z. B. wie die Slaven Magyaren und Deutsche in Oberungarn entnationalisirten. Es würde uns das aber zu weit führen.

aber, als Lieblingsschriftsteller meiner Studentenjahre haben es veranlasst, dass ich den Walachen meine Aufmerksamkeit zuwendete, als ich in Berlin mit der Geschichte der römischen Kaiserzeit mich zu beschäftigen begann [1]). Das Resultat der epigraphischen Forschungen, wie es von Mommsen zusammengefasst wurde, that die Unhaltbarkeit der Rösler'schen Argumentation über die Colonisationsverhältnisse Daciens dar [2]). Durch Anwendung der Methode Fallmerayer's und Steub's schien mir auch das übrige Raisonnement von Roesler zu stürzen.

Der erste Versuch, der gemacht wurde, fand trotz der Mängel, die demselben anklebten, im ganzen eine günstige Aufnahme. Die Ausstellungen aber, die gemacht wurden, schienen mir in mehr als einem Falle darauf zu beruhen, dass es den Beurteilern wie Roesler'n ergieng; es waren ihnen entweder die Geschichte der römischen Colonisation, oder die Schriften von Steub, oder die Schicksale der Fallmerayer'schen Thesis nicht genügend bekannt [3]); in Folge dessen wurde immer je ein Theil

[1]) Mannigfache Anregung und Belehrung im Allgemeinen wie im Besonderen boten dem Verf. auch für den Zweck dieser Schrift die Collegien Mommsen's über „Geschichte der römischen Kaiserzeit"; „Lateinische Epigraphik"; „Geschichte der römischen Legionen".

[2]) Mommsen erwähnte schon in seinem Aufsatze über die Arvalbrüder („Grenzboten" 1870. II. S. 174) der dacischen Kriege als derjenigen, „durch welche Siebenbürgen römisch ward und die den Grund gelegt haben zur heutigen Nation der Romaenen". In seinen Vorlesungen über römische Kaisergeschichte äusserte er vor ein paar Jahren, mit ausdrücklicher Bezugnahme darauf, dass es „oft gesagt und oft angezweifelt" worden sei, die romanische Nation, die heute den Boden des alten Daciens erfüllt, verdanke ihre Entstehung den dacischen Kriegen Trajans und der folgenden Colonisation durch die Römer. Mommsen wies auf die aussergewöhnliche Art und Weise hin, in der hier vorgegangen wurde. Die Eroberer hätten hier im Gegensatz zu den anderen Provinzen „tabula rasa" gemacht, Colonisten aus allen Provinzen herverpflanzt, römisch-griechische Mischlinge, aber der lateinischen Zunge angehörig. Das habe dann eben auch aussergewöhnliche Folgen gehabt. — Ich versuchte, diesen Gedanken unten weiter auszuführen und die Einwendungen Neuerer dagegen zu widerlegen.

[3]) Es handelt sich bei der Romaenenfrage um höhere Kritik eines Schriftstellers, wie Flavius Vopiscus; um das Verhältnis der slavischen zu den romanischen Ortsnamen, u. z. ebenso der im Altertum genannten, als der einen altromanischen Typus tragenden vulgären, wie in Griechenland ähnlich zwischen slavischer und hellenischer Nomenclatur; die Gemengtheile der romaenischen Sprache und deren

meiner Auseinandersetzungen weniger gewürdigt. Und so schien es angezeigt, den Gegenstand noch einmal aufzunehmen, denselben weiter auszudehnen und zu verfolgen; die Römer und die Romanen in den sämmtlichen Provinzen an der Donau nach den angedeuteten Gesichtspunkten dem Publicum neuerdings vorzuführen. Dadurch sollte der Stoff zu weiteren Erörterungen codificirt und „durch die klare Darlegung des gesammten Sachverhaltes der Boden geschaffen werden, auf welchem der Kampf, ohne Hereinziehung von Nebenfragen, ausgefochten werden muss[1]." Natürlich, dass bei einer solchen Zusammenfassung des Stoffes Fehler im Einzelnen nicht zu vermeiden sein werden: diese dürften sich durch spätere Specialarbeiten, zu denen eben die weitere Erörterung des Gegenstandes Anlass geben wird, wol ersetzen lassen. Hier konnte nur etwas Vorläufiges oder, wie Lessing sagt, ein vorläufiges Etwas gegeben werden.

Es schien das um so mehr gerechtfertigt, als auch die neuesten Arbeiten über die Geschichte der Donaulandschaften in den ersten zwölf Jahrhunderten der christlichen Aera, wie z. B. das eben erscheinende und sonst sehr verdienstvolle „Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit mit besonderer Rücksicht auf Länder-Völkerkunde und Culturgeschichte" bearbeitet von Prof. Fr. Krones in Graz[2]), diese Verhältnisse stiefmütterlich oder einseitig behandeln; die älteren Specialwerke aber, wie z. B. Muchar's „Römisches Noricum" veraltet sind. Büdinger's Behandlung der römischen Epoche in seiner „Oesterreichischen Geschichte" war für ihren Zweck und

Verwertung zu historischen Zwecken, die Mischung der Dialecte u. s. w.; was bei Behandlung der griechischen und theilweise auch der raetoromanischen Ursprünge alles auch in Betracht kommt.

[1]) Einer meiner verehrten Kritiker hat dies den „Anfängen der Romaenen" nachgerühmt; vgl. A. Allg. Zeitung vom 8. Nov. 1876; möge dies günstige Urteil auch der vorliegenden Arbeit zu Theil werden.

[1]) Berlin. Bibliothek für Wissenschaft und Litteratur von Th. Grieben. Bd. 5. hist. Abth. 2. Bd. 1876 f. Von Krones' Handbuch sind bis jetzt 8 Lieferungen erschienen. In der zweiten und dritten wird die römische Zeit behandelt, ohne dass die neueren Arbeiten auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft gehörig berücksichtigt wären. Es ist das begreiflich, da eben diese jetzt so herangewachsen ist, dass sie, mit ihren eigenen Disciplinen, Zeitschriften u. s. w. ausgestattet, bereits ein eigenes Studium erfordert.

mehr noch für ihre Zeit ausgezeichnet und bietet jetzt noch eine Reihe von brauchbaren Notizen; aber in den letzten zwanzig Jahren hat die Wissenschaft solche Fortschritte gemacht, dass auch in Compendien kaum ein Stein auf dem andern bleiben kann, ein Neubau von Grund aus nöthig ist, um den modernen Anforderungen zu genügen.

Indem ich die nachfolgenden Untersuchungen und Darlegungen der Oeffentlichkeit übergebe, erfülle ich die angenehme Pflicht, Herrn Prof Dr. A. Kerner an unserer Hochschule meinen wärmsten Dank auszusprechen für die Freundlichkeit und Liberalität, mit welcher er mir für das letzte Capitel, die „Bihar'schen Excurse", sein Material zur Verfügung stellte. Alles was in denselben gut ist, stammt von ihm her.

Ferner danke ich Herrn Prof. Dr. H. J. Bidermann in Graz für die Mittheilung seiner Pusterthalischen Forschungen.

Endlich bin ich meinem Freunde O. Holder-Egger, einst Commilitonen in Göttingen, jetzt Mitarbeiter an den Monumenta Germaniae historica, für Aufklärungen über mehrere Punkte der Völkerwanderungsepoche verpflichtet.

Möge die historischen Schulen von Göttingen, Berlin, Innsbruck noch lange das enge Band der Freundschaft verknüpfen, das während der Studienzeit die einzelnen Mitglieder derselben verbunden hat.

Innsbruck, im December 1876.

I. Die Eroberung durch die Römer.

Die Eroberung der Donaulandschaften durch die Römer war eine nothwendige Folge der Eroberung Galliens durch G. Julius Caesar. Denn durch diese war die Römische Grenze weit nach Norden vorgeschoben worden; aber ihre Flanken, sowol nach Britannien, wie nach Germanien hin waren durch Völker bedroht, die den Besiegten und Unterworfenen stammverwandt waren; die derem Widerstreben gegen die Zwingherrn zu jeder Zeit moralischen oder thatsächlichen Beistand leisten konnten und wollten. Um dem zuvorzukommen, musste man nach beiden Seiten hin zu neuen Annexionen schreiten und das Reich arrondiren: schon Caesar hatte in diesem Sinne zweimal nach Britannien übergesetzt; er hatte zugleich den Gedanken ausgesprochen, wie am Rhein, so auch an der Donau die Römische Grenze zu reguliren; und da er mitten in seinen Plänen unter den Dolchen der Aristocraten fiel, überlies er die Ausführung seinen Erben.

Zunächst richtete Augustus, der Neffe und Nachfolger des Dictators, seinen Blick auf die Landschaften an der Donau. Schon zur Zeit des Triumvirats ward in Dalmatien gekämpft, wurden die dortigen Stämme der Japyden, die näher an der Küste lagen, unterworfen. So war Stellung gefasst am nördlichen Abhang der istrischen und dalmatischen Alpen, zugleich das feste Segeste oder Siscia den Pannoniern entrissen und umgeschaffen zum Waffenplatz Roms gegen die Völker an der Save und jenseits des unteren Laufes der Donau (34 v. Chr.).

In umfassender Weise aber gieng man an jene Grenzregulirung im grossen Stil, als durch den Sieg bei Actium die Monarchie der Julier gesichert war. Die herrschende Dynastie be-

trachtete es gleichsam als ihre Ehrensache, das Werk des grossen Ahnherrn zu erfüllen und in Wahrheit wie den Rhein so auch die Donau zu sicheren Grenzen des Römischen Weltreiches zu machen.

Eine Reihe von anderen Erwägungen war dazu angethan, den Entschluss zur Reife zu bringen. Die monarchische Regierung vermochte der Römischen Nation nur zu imponiren durch auswärtige Erfolge, nachdem die Freiheit im Innern dahin war und das militärische Regiment triumphirt hatte über die Anarchie der letzten Jahre der Republik. Auf den blutigen Wahlstätten Galliens war der Julische Stern aufgegangen, der noch ein Jahrhundert geleuchtet hat, hier ward die Dynastie begründet, die Rom dann beherrschte; auf der Bahn, die einmal eingeschlagen war, konnte man nicht mehr zurück; man musste sie weiter verfolgen.

Indem dies nun feststand, erkannte die Römische Regierung sehr wol, dass sie allein hier im Norden der *westlichen* Hälfte des Reiches wünschenswerte Erfolge erkämpfen konnte und sollte; hier eroberte man für die *italienische* Civilisation, während man durch Annexionen im Osten das ohnehin übermächtige griechische Element verstärkt hätte — wodurch die Verlegung des Schwerpunktes des Reiches nach dem Orient um Jahrhunderte früher erfolgt wäre, als es so geschah. Das durfte und wollte Augustus nicht thun, der ja gegen Antonius und seine orientalischen Verbündeten den Geist des Römertums aufgerufen hatte, das durch das cosmopolitische Gebahren des anderen Triumvirs verletzt war. Ferner kam in Betracht, dass man durch eine energische Politik im Norden Italiens die Bewohner der transpadanischen Landschaft sich verpflichtete, die seit Jahrhunderten von den Anfällen der Alpenvölker heimgesucht waren, ohne dass zur Zeit der Republik etwas Ernstliches dagegen ausgerichtet worden wäre; wodurch der Aufschwung jenes Gebietes beständig gehemmt wurde.

So schritt denn Augustus nach mancherlei Zögerung, wie sie eben im Charakter dieses Monarchen gelegen war, zur Ausführung jenes Grenzregulirungsplanes. Im J. 15 v. Chr. geschah hiezu der erste Schritt; durch einen combinirten Angriff der beiden kaiserlichen Prinzen Tiberius vom Westen und Drusus vom

Süden her wurden die Völkerschaften in der heutigen Ostschweiz, im südlichen Baiern und in Tirol oder die spätere Provinz Raetien ohne sonderliche Schwierigkeit überwältigt und unterworfen. [1]) Die Strasse über den Brenner ward so eröffnet, der Pass von Italien an die Donau gewonnen. Man setzte sich fest am Bodensee und am obern Laufe jenes Stromes. Die beiden Grenzfestungen Augusta Rauracorum (Augst bei Basel) und Augusta Vindelicorum (Augsburg), deren Entstehung oder Erweiterung wahrscheinlich in diese Zeit fällt, sicherten am mittleren Rhein und an der oberen Donau die neugeschaffene Grenze und das neugewonnene Provincialland [2]).

Um dieselbe Zeit oder kurz nachher übergab sich das „Königreich" Noricum, wie es scheint, freiwillig den Römern, mit denen es seit den Cimbernkriegen Frieden und Freundschaft gehalten hatte; schon Caesar hatte tief in die Verhältnisse des Landes eingegriffen, dasselbe seinen Feinden gegenüber in Schutz genommen, dafür im Bürgerkriege Hilfstruppen von ihm bezogen. Aus dem Jahre 16 v. Chr. wird ein Einfall der Noriker und Pannonier in Istrien berichtet, den der Proconsul von Illyricum, P. Silius, jedoch zurückschlug; darauf machten die Noriker, ohnedies schwer bedrängt von ihren östlichen Nachbarn und Todfeinden, den Dakern, die eben in Pannien übermächtig vordrangen, Frieden mit den Römern und wurden in der Folge von diesen abhängig und tributpflichtig. [3]) Carnuntum bei Wien ward hier der Stützpunkt der Römer und die Basis der folgenden Operationen.

[1]) Die Quellen für diesen Krieg sind sehr spärlich; das beste erfahren wir aus den Gratulationsgedichten des Horaz, worin er die Erfolge von August's Söhnen besingt. Od. IV, 4, 17. IV, 14, 6 ff. IV, 15, 21. Den Sieg verherrlichte auch das Tropaeum Alpium, welches Senat und Volk im Jahre 7 v. Chr. dem Augustus bei dem danach benannten Torbia (in der Nähe von Monaco) errichteten und worin die damals unterworfenen Stämme aufgezählt sind. Plin. N. H. 3 §. 136. Vergl. C. I. L. III. p. 706 f.

[2]) Vgl. darüber Mommsen, „die Schweiz in Röm. Zeit." S. 5. „Die germanische Politik des Augustus" Wochenschrift „Im Neuen Reich", 1870; welch' letzterer Aufsatz über den pragmatischen Zusammenhang dieser Kriege zuerst Licht verbreitet hat. — Hoeck, Röm. Gesch. I. 2. S. 5 ff.

[3]) Vgl. Mommsen im C. I. L. III. p. 588.

Ueber der Befestigung und Sicherung der beherrschenden Stellung am Nordabhange der Alpen, welche so occupirt war, verstrich einige Zeit; erst im 2. oder 3. Jahre nach jenem Vorspiel folgte ein weiterer Angriff; und zwar war auch dieser combinirt; er richtete sich theils von Italien aus nordöstlich gegen die Save und die Drau, theils von Gallien aus gegen Weser und Elbe. Die pannonische Expedition ward von Agrippa, dem siegreichen Feldherrn und sohin auch Eidam des Augustus, begonnen; als diesen noch während der Vorbereitungen der Tod hinwegraffte, trat an seiner Stelle Tiberius an die Spitze des Heeres; in den beiden Feldzügen der Jahre 12 und 11 v. Chr. unterwarf er die Stämme der Pannonier zwischen Save und Drau und Augustus rühmte sich sogar nachher in seinem Rechenschaftsbericht, bis an die Donau sei damals auch hier die römische Grenze vorgerückt worden. [1])

Den anderen Theil der Unternehmung hatte unterdessen Drusus, der andere Stiefsohn des Augustus, ausgeführt; 4 Jahre hinter einander ward Germanien von ihm durchzogen, bis er im Jahre 9 v. Chr. frühen Todes starb und nunmehr Tiberius an seine Stelle trat. Als er wenige Jahre darauf, durch die tyrannische Familienpolitik des Augustus gekränkt, sich von den Staatsgeschäften zurückzog, ruhten die Waffen, da ein tauglicher Nachfolger im Kommando nicht vorhanden war.

Sobald aber wieder die Aussöhnung zwischen Vater und Stiefsohn eingetreten war, übernahm Tiberius von neuem den Oberbefehl über die Rheinarmee und drang bis über die Elbe in Germanien vor (3 und 4 nach Chr.). Es war bei diesen so consequent sich folgenden Zügen aber immer mehr klar, dass die Römer damals ernstlich im Sinne hatten, auch das eigentliche Germanien zu occupiren; nicht mehr der Rhein, die Elbe sollte die Grenze werden, diese aufwärts der Linie bis zur Donau bei Carnuntum suchte man sich zu bemächtigen. Das war das Ziel,

[1]) Monum. Ancyran. 5, 44 c. 30 nach Mommsens Restitution (Res gestae divi Augusti p. 86): Pannoniorum gentes, quas ante me principem populi Romani exercitus nunquam adit, devictas per Ti. Neronem, qui tum erat privignus et legatus meus, imperio populi Romani subieci protulique finis Illyrici ad ripam fluminis Danuvi.

das man verfolgte und um das zu erreichen man neue Operationen in Aussicht nahm.

Es war noch eine schwierige Aufgabe zu lösen. Während der Zeit nemlich, da die Römischen Waffen ruhten, hatte sich unter den Germanen eine grosse monarchische Consolidation gebildet, die von der Elbe bis zur Weichsel, von der Donau bis zur Ostsee reichte. Es war das Reich, das K. Marbod und die Marcomannen gegründet hatten; durch die Züge des Drusus, wie es scheint, aus ihren früheren Sitzen am Main aufgestört, waren diese nach Böhmen gezogen, hatten die Reste der dortigen Boier hinausgeworfen oder geknechtet, sich da niedergelassen und ihre Herrschaft immer weiter ausgedehnt. K. Marbod war ein Mann von Römischer Bildung, der die Ansiedlung Römischer Kaufleute um seine Residenz begünstigte und namentlich sein Heer nach Römischer Weise organisirte. So trat er jetzt den Absichten der Römer hindernd in den Weg, indem diese den Elbestrom nicht zu beherrschen vermochten, wenn Böhmen nicht in ihrer Hand war.

Dies zu gewinnen, schickte man sich an im Jahre 6 nach Chr.; vom Rhein, wie von der Donau aus sollte Marbod angegriffen werden, der Hauptstoss aber von Noricum aus erfolgen; zu Carnuntum sammelten sich die Legionen, die Tiberius commandiren sollte.

Da traf, als man nach Böhmen vorzurücken im Begriffe stand, plötzlich die Nachricht ein, dass die Völker Pannoniens und Dalmatiens sich in vollem Aufruhr befänden, die Römischen Bewohner der Städte seien niedergemacht, die schwachen Besatzungen, die man zurückgelassen, in höchster Gefahr. Die unmittelbare Ursache des Aufstandes war die vom Legaten Messalinus vorgenommene Aushebung junger Mannschaften für die Donauarmee. Aber der eigentliche Grund der Empörung lag doch tiefer und die Tragweite derselben war grösser, als die einer blossen Emeute.

Es war ein Aufbäumen der unterjochten Nationalitäten des ganzen Landes von der Donau bis zum adriatischen Meer, an der Drau und Save sowol wie an den Bergen Bosniens und an der dalmatischen Küste. Schleunig schloss man mit Marbod Frieden; das Römische Heer, in seinem Rücken bedroht, musste umkehren, die Insurrection zu bekämpfen. Gewaltige Massen standen gegen Rom im Feld und die Nähe des Kriegsschau-

platzes steigerte im verwöhnten und nicht mehr wie einst schlagfertigen Italien die Furcht ins Grenzenlose: in 10 Tagen könnte der Feind in Rom sein, erklärte Augustus selbst im Senat.

Die Anführer im Streite, der für Illyricum beiläufig dieselbe Bedeutung hatte, wie einst für Gallien die grosse Coalition aller keltischen Clane unter Vercingetorix, waren die beiden Bato, der eine aus dem dalmatischen Stamme der Daesidiaten, der andere von Abkunft ein Breuker, deren Wohnsitze in Pannonien an der Save lagen. Was den Römern die Sache so gefährlich machte, war der Umstand, dass die insurgirten Völkerschaften bereits Römisches Wesen sich angeeignet, Römische Kriegskunst und Kampfesweise kennen gelernt hatten und dieselben jetzt zu benützen verstanden. Indess die Gefahr wurde auch diesmal wieder beschworen; auf die Einzelheiten, die auch zusammengenommen dennoch kein deutliches Bild der Ereignisse ergeben würden, will ich nicht weiter eingehen. Genug, man machte die grössten Anstrengungen; neue Steuern wurden ausgeschrieben, neue Legionen ausgehoben. Der greise Kaiser Augustus selbst begab sich nach Oberitalien, die Vertheidigungsanstalten zu leiten, sein Sohn Tiberius und sein Enkel — der junge Germanicus — giengen zur Armee ab; jener übernahm den Oberbefehl und so gelang es der Bewegung Herr zu werden.

In vierjährigen blutigen Kriege (6—9 n. Chr.) schlug Tiberius die Rebellion nieder und rettete den Staat. [1])

Kaum war man so hier zu Ende, da erfolgte auch in Germanien die Katastrophe; der dortige Statthalter Quintilius Varus ward mit drei Legionen im Teutoburger Walde niedergehauen. Da gab die Regierung den Plan auf, die Elbe zu Roms Grenze zu machen, mit dem sie sich so lange getragen hatte; man gieng endgiltig zurück auf die Rhein- und Donaulinie, die von nun an durch ein halbes Jahrtausend den Bereich der italienischen Civilisation von der Barbarei der auswärtigen Völkerschaften geschieden hat.

Raetien und Pannonien waren so unter den Auspicien des

[1]) Vgl. Dio 55, 28—32; 56, 1. Velleius, der selbst den Krieg mitmachte, 2, 110—115. Zonar. 10, 37. Sueton. Tib. 16. Hiezu Mommsen C. I. L. III. p. 415.

Augustus durch Waffen-Gewalt unterworfen; die Art und Weise, in der es geschehen war, in der man namentlich den Illyrischen Aufstand bewältiget hatte, zeigte wieder einmal, wie die Römer die Völker zu unterjochen und bleibend zu knechten verstanden. Italien ward einst unter ihrer Herrschaft geeinigt, indem Samniums blühende Thäler fast in eine Wüstenei verwandelt worden waren und das früher so volkreiche Land verödet blieb bis auf unsere Tage. Mit fürchterlicher Consequenz gieng man gegen jeden Gegner vor. In diesem Geiste hat denn auch Julius Caesar als Proconsul in Gallien die Eroberung vollbracht: Gefangenen lies er die Hände abhauen, ganze Völker weihte er dem Untergange, wo hartnäckig Widerstand geleistet wurde, schonten die Truppen nicht Weib noch Kind. Tausende wurden in die Sclaverei verkauft, die widerspänstigen Häuptlinge, den heldenmütigen Führer im letzten Verzweiflungskampfe Vercingetorix selbst lies der Feldherr kalten Blutes hinrichten. [1])

„Blutroth färbte sich Roms Purpur, der einzige Caesar,
Eine Million und mehr sandt' er zum Orcus hinab.“

Nicht anders gieng Augustus vor. Wir wissen aus seinem Dalmatischen Kriege, dass nachdem die meisten Völkerschaften sich bereits ergeben hatten, die Arupiner, der tapferste Stamm der Japyden, sich noch widersetzten. Da ward eine Razzia gegen sie veranstaltet. Man hetzte sie aus den Dörfern in ihre „oppida“, aus diesen dann in die Wälder, bis Hunger und Elend sie mürbe machte und sie sich ergaben.

Auch der finstere Stiefsohn des Augustus trat in die Fussstapfen des Ahnherrn der Julischen Dynastie. Auch er rottete, um zum Ziele zu gelangen, den besten Theil der Nationen aus, die ihre Freiheit mit grosser Tapferkeit vertheidigt hatten. Die Besiegten wurden entweder getödtet, oder in die Sclaverei verkauft oder vom heimatlichen Boden weggeführt und in ein fremdes Land verpflanzt. Man lies nur so viele Menschen übrig, als wol genügten, die Gegend zu bebauen, nicht aber eine Revolution zu wagen; ganz in dem Stile, den von jeher die Conquistadoren geliebt haben. So ergieng es den Raetern [2]), deren 40000 zu

[1]) Vgl. Drumanns einschlägige Capitel in der „Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republicanischen zur monarchischen Verfassung“ Bd. III, 224 ff.

[2]) Dio, 54, 22. cf. C. I. L. III. p. 708.

Sclaven gemacht wurden, so den Pannoniern, deren waffenfähige Männer grösten theils dasselbe Schicksal traf [1]); die Scordisker, die in Moesien gesessen waren, versetzte man von da ans äusserste Ende von Pannonien [2]).

Die Moeser unterwarf im Auftrage des Augustus bald nach der Schlacht von Actium M. Licinius Crassus, der Grosssohn des Triumvir und im Jahre 29 v. Chr. Proconsul von Macedonien. Es gelang ihm einen der dortigen Fürsten zu überwältigen und, als ein Verräther den Römern den Eingang in seine Festung eröffnet hatte, zu tödten. Die Reste der widerstrebenden Bevölkerung suchten mit all ihrem Hab und Gut Zuflucht in der geräumigen Höhle Kiris; Crassus lies ihre Zugänge vermauern und überlieferte alle dem Hungertode. „Es war eine That, wie die St. Arnauds bei der Höhle von Dahra in Algerien.“

Wie man dann in Dacien vorgieng, werden wir nachher sehen; auch dort ist eine ganze Generation im Eroberungskriege einfach vernichtet worden: so leitete sich überall die Römische Herrschaft ein. Alle Erinnerung an die Zeiten der einstigen Unabhängigkeit und Freiheit sollte dadurch aus dem Gesichtskreise der Nachlebenden entfernt werden, das junge Geschlecht heranwachsen gewohnt der eisernen Zuchtruthe seiner Besieger. Das schien die erste und nothwendige Bedingung, um nachher das Werk der Entnationalisirung glücklich vollbringen zu können. Die neue Epoche der Weltgeschichte, welche die Caesaren herbeiführten, ward auf diese Weise inaugurirt, nicht nur für die „Völker“ (gentes), sondern für Rom selbst, wo ja auch die Zeit der Bürgerkriege die Besten der Nation dahingerafft hatte, bis die Ueberlebenden erschöpft der Monarchie sich fügten. —

Unter Augustus war also im Ganzen und Grossen die Donaugrenze gewonnen und die Linie von Siscia-Poetovio-Carnuntum besetzt worden, während das innere Pannonien vorläufig noch ausser Spiel blieb.

Die Zeiten nach Augustus bis zum Ende des 1. Jahrhunderts giengen an der Donau in Ruhe hin; man consolidirte das Gewonnene, ohne mehr zu begehren. Tiberius wandte mit Erfolg die Politik an, die Germanen durch innere Zwitracht sich selbst

[1]) Dio, 54, 31.

[2]) Appian. Illyr. 3. cf. C. I. L. III. p. 415.

aufreiben zu lassen. So gieng Arminius zu Grunde, verlor Marbod sein Reich, wurden die Marcomannen aus ihren bisherigen Sitzen östlich geführt und am Marchflusse angesiedelt; nach dem Sturze der einheimischen Fürsten beherrschte sie dort der Quade Vannius als Souzerän von Rom. [1]) K. Claudius ergriff nach einer anderen Seite hin die Offensive; um die Kelten in Gallien zu isoliren, ihnen den Zusammenhang mit ihren Stammverwandten auf den nordwestlichen Inseln abzuschneiden, erfolgte dorthin eine eine Expedition, und die Eroberung Britanniens. Die ersten flavischen Kaiser hatten ebenfalls keinen Grund, an der Donau aggressiv vorzugehen. Erst unter Domitian ward dies anders. Unter diesem Kaiser ist es gewesen, dass man, um die Grenze zwischen Germanien und Raetien nicht in dem spitzen Winkel verlaufen lassen, den der obere Rhein und die obere Donau zu einander bilden, den „limes" vorschub und die Linie von Regensburg auf Mainz durch einen Wall befestigte, dessen Reste heute unter dem Namen der „Teufelsmauer" bekannt sind. Bald darauf bekam man ernsthafte Händel, die von bedeutenden Folgen werden sollten. Die Lygier, eine Völkerschaft des freien Germaniens, etwa im heutigen Schlesien, hatten von Domitian gegen die Sueben, d. h. die Marcomannen am Marchflusse Hilfe begehrt und dieser unterstützte sie mit 100 Reitern. Darüber erbittert, schlossen die Sueben mit den Jazygen ein Bündniss und fielen über die Donau ins römische Gebiet ein [2]). Es ward unglücklich gegen sie gefochten; eine Legion mit ihrem Legaten wurde in diesem Kriege niedergehauen und zuletzt verflochten sich damit noch viel ernstere Kämpfe mit einem weit gefährlicheren Gegner, nemlich mit den Dakern unter ihrem Könige Decebalus.

Die Daker, ein Stamm wahrscheinlich thrakischer Nationalität, waren schon zur Zeit Caesars und des Augustus eine mächtige Nation gewesen, die in das Schicksal der benachbarten Völkerstämme bis nach Noricum hin bedeutend eingegriffen hatte [3]).

[1]) Es sind uns noch Münzen von ihnen erhalten. Sie tragen lateinische Aufschriften. Vgl. Mommsen, Röm. Münzwesen S. 696.

[2]) Vgl. Mommsen, über den suebisch-sarmatischen Krieg Domitians, im „Hermes" III, S. 115 ff.

[3]) Vgl. über das folgende Rösler „die Dacier" in den Romän. Studien. S. 27 ff.

Die keltischen Boier in Pannonien waren durch sie unter dem König Burvista bis zur Vernichtung geschlagen worden, ihr Land zur Wüste gemacht; die Noriker entgiengen gleichem Schicksale nur, indem sie sich, wie wir sahen, den Römern in die Arme warfen.

Eine eigenthümliche national-religiöse Erhebung fand damals unter dem Volke der Daker statt. In Verbindung mit einem Priester, Namens Dekaeneos, ward K. Burvista der religiöspolitische Reformator seines Volkes. „Die eigenthümliche Verfassung, in der die theokratische Idee der wie es scheint absoluten Königsgewalt dienstbar geworden war, mag den getischen Königen eine Stellung ihren Unterthanen gegenüber gegeben haben, wie etwa die Khalifen sie den Arabern gegenüber gehabt haben." [1]) Binnen wenigen Jahren hatte Burvista ein gewaltiges Reich begründet, das auf beiden Seiten der Donau bis tief nach Thrakien, Illyrien und das norische Land hinein reichte.

Und nicht etwa, dass es ein rohes Barbarenvolk gewesen wäre, das in dieser Weise sich consolidirte. Seit Jahrhunderten waren die Daker und die ihnen nächstverwandten Geten von Griechischen und theilweise selbst Römischen Culturelementen durchdrungen. Das beweisen die zahlreichen und interessanten Münzfunde namentlich im südlichen Theile Siebenbürgens, wo zu allen Zeiten der Hauptsitz der dacischen Macht gewesen war. Alle die angrenzenden Culturländer sind darin reichlich vertreten, angefangen von den Zeiten der Diadochen Alexanders des Grossen; da finden sich die Münzen des K. Lysimachus von Thracien, dessen Goldstater und Silberdrachmen, nach welch' letzteren die Daker selbst aufschriftlose Goldstücke zu praegen versuchten; ferner die Münzen von Thrakien und Makedonien auch aus späterer Zeit, von Aegypten und den griechischen Seestaaten, namentlich auch denen an der illyrischen Küste des adriatischen Meeres, wie von Kerkyra, Apollonia, Dyrrhachium; endlich die Denare des Römischen Freistaates. Es scheint das dacische Gold gewesen zu sein, das solche Anziehungskraft weithin ausübte und das zu erlangen man gerne die Silberlinge hingab; auch mag wol das

[1]) Mommsen, Röm. Gesch. III⁵, 289.

ungemünzt ausgeführte Gold gemünzt wieder zurückgekommen sein [1]).

Wie dem auch immer war, so viel ist sicher, zur Zeit der Einigung der Nation, war dieser die griechisch-römische Cultur in Folge des allgemeinen Verkehrs schon nicht mehr fremd und es vollzog sich hier ein ähnlicher Vorgang, wie unter Marbod bei den Marcomannen, durch Armin bei den Germanen; man versuchte dem Vordringen der Römer mit ihren eigenen Waffen zu begegnen, indem man Zwietracht säete in dem Gebiete des Feindes, sich selbst aber mit den Vortheilen seiner Taktik vertraut machte.

Schon Caesar hatte diesem Beginnen entgegenzutreten die ernstliche Absicht gehabt; eine Expedition nach Dacien, die er geplant hatte, unterblieb nur in Folge seines plötzlichen Todes. Sein Erbe Augustus schlug ein dacisches Heer, das in's Gebiet diesseits der Donau eingefallen war und zwang sie dann in ihrem eigenen Lande, Frieden und Ruhe zu halten [2]). Seit Burvista's Tod war die Macht der Daker im Verfalle begriffen.

Die nächsten Jahrzehnte des ersten Jahrhunderts wechselten die Einfälle von jenseits der Donau mit den Razzia's der Römischen Statthalter. Zu wiederholtenmalen wurden dabei Tausende von Dakern gezwungen, ihre Heimat zu verlassen und in Moesien sich anzusiedeln. So schon unter Augustus, wo durch Aelius Catus ihrer 50000 in's Gebiet diesseits des Stromes verpflanzt wurden [3]); zur Zeit Nero's verfügte der Statthalter Ti. Plautius Silvanus Aelianus dieselbe Massregel über 100000 Daker [4]). Dafür benützten sie nach dem Tode Nero's die Zeiten des Bürgerkriegs, da die Grenze etwas entblösst war, zu einem Angriffe, wobei es besonders auf die Lager an der Donau abgesehen war. Doch misslang der Versuch durch die Energie des Mucianus, der eben von dem Siege der Vespasianer bei Cremona Kunde erhalten hatte und sogleich gegen die Daker Front machte [5]).

[1]) Mommsen, Röm. Münzwesen S. 697.

[2]) Mommsen, res gestae divi Augusti 86. Vgl. Strabo, VII, 3 §. 11. Sueton. Aug. 21.

[3]) Strabo, VII, 3. §. 10.

[4]) Orelli n. 750.

[5]) Tacitus hist. III, 46.

Zehn Jahre später aber hatte deren Macht bereits einen Aufschwung genommen, der weit gefährlicher war. Der alte König Duras soll der Sage nach die Herrschaft freiwillig einem an kriegerischer Tüchtigkeit ihm überlegenen Manne, dem Decebalus, abgetreten haben, der nunmehr neuerdings alle daco-getischen Stämme unter seiner Herrschaft einigte und die Fahne der Nationalität aufpflanzte.

Dieser Propaganda gegenüber geriethen auch die stammverwandten Völkerschaften, die unter Römischer Herrschaft lebten, in Gährung; wie die keltischen Patrioten Galliens einst auf Britannien, so sahen jetzt die thrakischen Stämme der Balcanhalbinsel auf Dacien und seinen König als den Hort ihrer Nationalität und vielleicht auch den künftigen Retter. Dort sammelte sich ihre Emigration an und betrieb den Angriffskrieg gegen Rom; mit Hilfe der Ueberläufer reorganisirte Decebalus seine Armee. Gelang ihm sein Werk, erstand hier an der Grenze des Reiches eine grosse nationale Consolidation, so war die Römische Politik, die eben in der Schwächung aller Nachbarn ihre Stärke fand, überflügelt und die Grenzprovinzen Moesien und Thracien in der grössten Gefahr, insurgirt und selbst wieder genommen zu werden.

Bereits gieng der König offensiv vor. Im Jahre 86 brach er zum erstenmal in Moesien ein und schlug den Statthalter Oppius Sabinus. K. Domitian reiste nunmehr selbst von Rom zur Armee ab, blieb aber diesseits der Donau stehen und überlies den Oberbefehl seinem Präfectus praetorio Cornelius Fuscus; dieser verlor, indem er den Feind in Dacien selbst angriff und verfolgte, im unwegsamen Lande eine Schlacht und darin das Leben. Darauf übernahm der tapfere Tertius Julianus den Oberbefehl, der die Daker wieder zurücktrieb und besiegte, so dass er schon daran dachte, auf die Hauptstadt Sarmizegetusa selbst zu marschieren. Da schloss Domitian, der einen siegreichen General nicht minder fürchtete, als den Feind, wol auch weil es an der oberen Donau wieder losgieng, eilig einen faulen Frieden, worin er sich, angeblich gegen Stellung von Hilfstruppen, zur Zahlung von Subsidien an Decebalus verpflichtete und ihm römische Werkleute für Kriegs- und Friedenszwecke zur Verfügung stellte; es sah aus, als ob Rom den Dakern tributpflichtig ge-

worden wäre (90 nach Chr.). Die Niederlagen, die von Domitian und seinen Generalen erlitten worden waren, die Finanznoth, die sich in Folge dessen geltend machte, endlich jener schimpfliche Friede, der dem Ganzen die Krone aufsetzte, hatten den Thron dieses Kaisers erschüttert. Bald darauf ward er das Opfer einer Palastverschwörung. Die neue Dynastie, die durch Domitians Sturz auf den Thron gekommen war, hatte sich namentlich auch in Beziehung auf ihre auswärtige Politik besser zu legitimiren. Und man schickte sich an, es zu thun.

K. Nerva adoptirte einen tüchtigen Soldaten, den Spanier Traian. An dem Tage, da dies geschah, lief aus Pannonien die Nachricht ein, dass eben der neue Kronprinz dort einen Sieg über die Sueven errungen habe, in Folge dessen Nerva sich und seinem Adoptivsohn den Titel Germanicus beilegte. Zugleich erfolgten umfassende Vorbereitungen zu weiteren Unternehmungen an der Donau; es wurden Strassen gebaut, es wurden Truppen concentrirt, Neuorganisationen vorgenommen, alles unter der persönlichen Leitung Traians, der auch nach Nerva's bald darauf erfolgten Tode nicht sofort nach Rom gieng, sondern den Winter 98/9 an der Donau zubrachte. Man lenkte wieder ein in die Bahn der eigentlichen Eroberungspolitik, die seit der Varusschlacht und dem grossen illyrischen Aufstande, wenigstens an Rhein und Donau, war sistirt worden. Es erfolgte die Occupation des ganzen unteren Pannoniens und dessen Einrichtung als Provinz [1]).

In der früheren Kaiserzeit war hier, wie gesagt, nicht die ganze Donau Grenze des Römischen Reiches gewesen. Der mittlere Lauf dieses Flusses, namentlich im heutigen Ungarn ward, wenn auch unterthänig, gleichwol noch nicht besetzt, sondern die Drave-Save-Donaulinie festgehalten worden. Nur die Position von Carnuntum bei Wien hatte man schon vor Traian inne, seitdem das „regnum Noricum" eben römisch war, und es war diese Position, welche später zu Pannonien gezogen wurde, in den früheren Zeiten Noricum zugetheilt.

[1]) Vgl. für das folgende Mommsen im Corpus Inscr. Latin. III. p. 415. Die Hallenser Dissertation von A. Strassburger: Quomodo et quando Pannonia provincia Romana facta sit. pars I. 1875 kenne ich nur dem Titel nach.

Unter Traian nun und — so viel wir sehen — nicht früher ist dieser Strich an der mittleren Donau von Wien an bis in die Gegend, wo Donau und Save zusammenfliessen, gewonnen, sind namentlich die wichtigen strategischen Punkte von Brigetio (bei Komorn) und von Aquincum (bei Ofen) besetzt und allsogleich zu festen Waffenplätzen und Stützpunkten der Römerherrschaft in jenen Gegenden umgeschaffen worden.

Wir sind über diese Vorgänge nicht näher unterrichtet, sie bilden vielmehr ein unbeschriebenes Blatt in Traians Geschichte; wir können manches nur vermuthen. Genug, mit den grossen militärischen Dislocationen, die damals erfolgten, hängt die Einrichtung und Theilung Pannoniens in zwei Provinzen zusammen und jene waren hervorgerufen durch die geplanten dacischen Expeditionen, die Traian nunmehr mit allem Nachdruck ins Werk setzte.

Am 25. März 101 [1]) gieng K. Traian von Rom zur Armee ab. Man hatte das Jahr zuvor die schon von Tiberius begonnene Militärstrasse längs des rechten Donauufers fortgesetzt, die von nun an nach Traian sich nannte [2]).

In der Nähe des heutigen Rama bei Lederata setzte der Kaiser über die Donau, während eine andere Abtheilung weiter abwärts bei Tsierna dasselbe that; mit vereinter Macht drang man dann von Tibiscum aus gegen das eiserne Thor vor.

Es zeigte sich bald, dass der Krieg nicht leicht war. Decebalus hatte seine Zeit wol benützt und namentlich mit Hilfe der gewonnenen Werkmeister sein Land durch grossartige Festungswerke in Vertheidigungszustand gesetzt. Die Daker selbst wehrten sich verzweifelt. Bei Tapae fand ein bedeutendes Gefecht statt, in dem Traian zwar siegte, aber doch auch so bedeutende Ein-

[1]) Die Chronologie der Dacischen Kriege ist durch die neuaufgefundenen Arvalacten festgestellt, da die Römischen Ackerbrüder bei jeder Abreise des Kaisers Opfer darbrachten für den glücklichen Ausgang des Unternehmens. Vgl. Henzen, Acta fratrum Arvalium, quae supersunt. Berlin 1874. S. 117. Im Uebrigen Dierauer, Beiträge zu einer kritischen Geschichte Traian's. In Büdingers Untersuchungen zur R. Kaisergesch. I, 63—112.

[2]) Die verbesserte Lesung der Inschrift gegenüber Ogradina bei Orsova gibt Benndorf in O. Hirschfeld's Epigr. Nachlese. Zu C. I. L. III. 1699. (Ephem. epigr. II. n. 502): „montibus excisi[s] anco[ni]bus sublat[i]s via[m] [re]f[ecit].“

busse erlitt, dass er, wie Dio berichtet [1]), sein eigenes Gewand zu Verbandstücken für die Verwundeten hergeben musste. Die dacischen Frauen liesen an den Gefangenen ihre Wuth aus, indem sie dieselben entkleidet und an Händen und Füssen gebunden mit brennenden Fackeln quälten; Leichname von Römern wurden über ein Wagenrad gespannt, um sie zu erdrücken u. dgl. m., wofür der Feind Repressalien nicht schuldig geblieben sein wird. Indess, so hartnäckig der Widerstand auch war, den die Römer fanden, Traian rückte unaufhaltsam vor, nahm die Schwester des Königs in Sarmizegetusa gefangen und erzwang den Frieden.

Dieser Friede war im wesentlichen eine Unterwerfung, aber es blieb dem K. Decebàlus seine Herrschaft und Dacien ward nicht Provinz, sondern nur ein Clientelstaat der Römer. Zu den Bedingungen gehörte, dass Decebalus den Jazygen alle ihre entrissenen Besitzungen herauszugeben sich verpflichtete. Diese Jazygen sassen in den grossen Niederungen zwischen der Donau und den siebenbürgischen Bergen und erscheinen durchaus als ein im Schutz der Römer befindliches Volk. Decebalus musste ferner versprechen, seine Festungen zu schleifen; die Ueberläufer herauszugeben; endlich — und das ist characteristisch für den Charakter und für den eigentlichen Grund der dacischen Kriege — alle Werbungen auf römischem Gebiet fernerhin zu unterlassen; — man sieht, worauf zuletzt alles hinauskam und was die Römische Regierung mit Recht am meisten beunruhigte.

Mit wem die Römer Krieg oder Frieden machten, sollte auch Decebalus das Gleiche thun; bis die Bedingungen erfüllt wären, eine Römische Besatzung in der Hauptstadt Sarmizegetusa verbleiben. Das war der Friede des Jahres 103.

Man überzeugte sich bald, dass dieser Friede ein Fehler gewesen war. Die alten Uebelstände zeigten sich jetzt wieder. Decebalus war nicht gemeint, sich als williges Werkzeug von den Römern gebrauchen zu lassen. In der Ueberlieferung, einseitig wie sie uns vorliegt, wird natürlich die Unbotmässigkeit des Decebalus als Grund des erneuten Krieges bezeichnet; die That-

[1]) Dio, ein Autor der Land und Leute an der Donau aus persönlicher Anschauung kannte, ist der Hauptberichterstatter über die dacischen Kriege. K. Traian selbst hat über dieselben Commentarien geschrieben.

sachen mögen auch richtig sein: Decebalus habe den Frieden nicht gehalten, bezüglich der Ueberläufer, der Festungen, des Gebietes der Jazygen. Vor allem aber verweigerte er, sich persönlich zu stellen.

Er scheint gewusst zu haben, dass wol viele Fusstapfen in die Höhle des Löwen hineinführten, aber nur wenige wieder heraus.

Das sind die Gründe, welche von der Ueberlieferung hervorgehoben werden. Genug, wie dem auch immer war: Traian hatte sich überzeugt, dass es nothwendig sei, den König zu stürzen und die Nation auszurotten.

Mit grosser Energie setzte sich Decebalus zur Wehre; nicht nur die Daker rief er zu den Waffen, die ganze Donaukette suchte er in Bewegung zu bringen, nicht völlig ohne Erfolg. Bis nach Parthien hin liefen und verzweigten sich die Fäden der Unterhandlung; am Euphrat sollte der Sturm zur selben Zeit losgehen, wie an den Ufern der Donau. Ein Plan an Grossartigkeit jenem gleich, den einst K. Mithridates von Pontus gegen die Römer geschmiedet hatte, an den Decebalus in so vielen Stücken erinnert.

Aber der Kampf war doch schon von vorne herein entschieden. Die Römer hatten die ungeheure Uebermacht. Sieben Legionen führte Traian wieder persönlich gegen den Feind. An einen ernsthaften Widerstand war nicht zu denken.

Sehr merkwürdig ist, dass bei der Führung dieses Krieges begonnen ward mit der Ueberbrückung der Donau u. z. nicht nur für die nächsten Zwecke, sondern gleich als dauernde Verbindung zwischen dem rechten und dem linken Ufer der Donau; in der Gegend von Turnu Severin ward die grosse steinerne Brücke über den Fluss gebaut, die nach Traian sich nannte und von der noch heute einige Spuren erhalten sind: es war nicht die geringste der Leistungen Traians, vielmehr ein Wunderwerk der Baukunst, das selbst für unsere Zeiten noch als bedeutend gelten würde.

Das hiess von vorn herein, man wollte das linke Donauufer annectiren: hiezu ward die militärische Verbindung zwischen Dacien und Moesien in so grossartiger Weise hergestellt.

Hierauf kam es zum entscheidenden Schlagen. Der Erfolg war vollständig. Im Jahre 105 hatte der zweite dacische Krieg be-

gonnen, im Jahre 107 war er zu Ende [1]. Als Decebalus alles verloren sah, vergrub er seine Schätze, um sie den Römern zu entziehen, was freilich nicht gelang, und stürzte sich in sein Schwert. Die besten seiner Leute nahmen Gift. Dacien wurde zur Provinz gemacht.

So endete einer der gewaltigsten Kriege, die die Römer überhaupt geführt haben, der zugleich einen Wendepunkt in der Römischen Geschichte bezeichnet, fast wie der Hannibalische Krieg. Das Reich hatte jetzt durch die glänzenden Thaten Traians seinen grössten Umfang erreicht.

Ein frischer belebender Zug gieng durch dasselbe, da man doch wieder etwas gethan hatte: der militärische Gloire war ja das einzige, was unter dem Kaiserthume der Römischen Nation noch zu Theil werden konnte, nachdem die freie Verfassung gestürzt war. Und das hatte Traian ihr vollauf gewährt.

Durch Kunst und Schrift wurden denn auch jene Thaten verherrlicht: es erstand die Traianssäule zu Rom, deren Reliefs Episoden aus den dacischen Kriegen darstellten und darin manches uns vor Augen führen, wovon die sonstige Ueberlieferung uns nichts berichtet [2]. Das Forum Traianum, das der Kaiser baute, ward die Ruhmeshalle der Feldherren, die jene Kriege mitgefochten hatten, eines Licinius Sura und anderer: Traian, seinem neidlosen Charakter getreu, ehrte so seine Kampfgenossen.

In Rom feierte man glänzende Spiele, die 123 Tage lang dauerten und wobei 10000 Gladiatoren kämpften, 11000 wilde und zahme Thiere in der Arena bluteten. Eine Stadt in Moesien ward gegründet, Namens Nicopolis. Zahlreiche Münzen Traians wurden auf das Ereigniss geschlagen, die dessen Ruf im ganzen Reiche verbreiteten und anschaulich machten. Denn auf diesen Münzen war z. B. Dacia abgebildet, wie sie vor dem Kaiser ihr Knie beugt, oder es war das Bild eines Flusses zu sehen, wol des Danubius, mit einem Schilfrohr in der Hand, womit er der niedergeworfenen Dacia den Hals zusammenschnürt. Eine An-

[1] Bezüglich der Chronologie vgl. Mommsen im C. I. L. III. zu n. 550.

[2] Vgl. W. Fröhner, La Colonne Traiane, d'après le surmoulage exécuté à Rome en 1861—1862 reproduite en phototypographie par G. Arosa. 220 planches imprimées en couleur avec texte orné de nombreuses vignettes. Paris 1872—74. 5 tomes. Ein Prachtwerk.

spielung dort auf den ersten dacischen Krieg, wo der Sieger hatte Gnade walten lassen, hier auf den zweiten, bei welchem der Fluss selbst Traians Bundesgenosse gewesen war [1]).

Auch die Dichter der Zeit dachten daran, die Kriege Traians mit Decebalus zu verherrlichen. Wir haben eine Andeutung darüber in einem der Briefe des jüngeren Plinius [2]). „Wo ist“, schreibt er an einen Freund, der sich daran wagen wollte, „wo ist ein Stoff so neu, so reich, so umfassend, wo endlich so poëtisch und bei der strengsten Wahrheit so abenteuerlich! Du wirst erzählen von neuen über das Land geführten Flüssen, von neuen über die Flüsse geschlagenen Brücken, von Lagern auf steilen Höhen errichtet, von einem König, der Thron und Leben, aber nicht den Muth verloren hat.“ Wenn nur nicht der Name des Decebalus und seiner Helden zu sehr dem klassischen Versmasse widerstrebt hätte!

Es war der letzte Aufschwung, den der Römische Genius erlebt hat, da Appollodor von Damascus baute, Tacitus seine Geschichtswerke schrieb, Traian die Daker besiegte. Von da an trat der Stillstand ein, der Rückschritt, der Verfall.

Schon Hadrian wollte die Eroberungen, die sein Vater gemacht hatte, wieder aufgeben, namentlich auch Dacien; wie einst Nero den Gedanken gehabt hatte, aus Britannien die Legionen zurückzuziehen. Aus Rücksicht auf die dorthin verpflanzten Colonisten ward davon abgesehen. Nur die Brücke, die Traian gebaut hatte, liess Hadrian gleichwol abwerfen, um nemlich den Barbaren den Eintritt ins Reich nicht zu erleichtern. So redete man jetzt.

Nach wenigen Jahrzehnten verdüsterte sich der Horizont wieder; im Norden der Donau ballten sich neuerdings die Völkerbünde zusammen, um sich gegen die Römischen Landschaften wie ein verheerendes Gewitter zu entladen.

Auf der ganzen Donaulinie, namentlich aber am mittleren und unteren Laufe des Flusses waren die Völker in Bewegung gerathen. Den Grund davon wissen wir eigentlich nicht. Es ist

[1]) Vgl. Desjardins, Revue de deux mondes. Dec. 1874. p. 634 f. Diese Münzen waren die besten Geschichtswerke für Leute, die nicht lesen konnten.

[2]) Plini epistolae VIII. 4.

möglich und sogar wahrscheinlich, dass der Anstoss von anderen Stämmen des Nordens und Ostens gegeben wurde.

Nicht mit Unrecht hat man wol auch diesen Krieg mit den punischen vergliechen, was die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes und die Länge seiner Dauer betrifft können sich wenige der Kaiserzeit mit ihm messen [1]). Begonnen hat er im Jahre 165 nach Chr. und gedauert, allerdings mit verschiedenen Unterbrechungen, bis zum Tode des Marcus, nachdem Ströme von Blut vergossen worden waren.

Vor allem aber ist er bemerkenswerth als der erste Offensivstoss, den die verbündeten Barbaren auf Roms Grenze unternahmen; bisher hatte immer Rom angegriffen; jetzt wechselten die Rollen.

Der Krieg wird gewöhnlich der Marcomannische genannt nach dem Volke, das in erster Linie in Betracht kam. Es sind dies die einstigen Marcomannen des Marbod, deren Staat in einer gewissen schwachen Abhängigkeit von den Römern im heutigen Böhmen fortbestand, indem der König daselbst in ähnlicher Weise, wie z. B. jener von Armenien, durch Rom investirt ward.

Oestlich an die Marcomanen stiessen die Quaden, deren Staat durch das Gefolge des Marbod gebildet worden war.

Diese Quaden machten mit den Marcomannen gemeinsame Sache und ihrem Beispiele folgten die östlichen und westlichen Völkerschaften; hier die Narisker und Hermunduren, dort die Jazygen und die Sarmaten.

Den Römern stand so nicht eine einzelne Nation gegenüber, sondern ein Bund germanisch-sarmatischer Völker.

Die nördlichen Provinzen wurden furchtbar verwüstet: das Ende des Krieges wird bezeichnet als Befreiung der Provinz Pannonien vom Sclavenjoch. Nachdem später die Jazygen und Quaden zuerst 13000 römische Gefangene zurückgegeben, so war dies erst ein kleiner Theil der Gefangenen; eine Masse von 50000 Menschen haben sie noch, die sie erst später bei erneuter Verhandlung zurückzugeben versprachen; von den Marcomannen wird die Zahl nicht angegeben, obwol sie nur unter denselben Bedingungen Frieden erhielten, die Jazygen aber stellten allein 100000

[1]) Vgl. v. Wietersheim, Geschichte der Völkerverwanderung II, 39 ff.

Gefangene zurück, die sie aus Pannonien und den anderen Römischen Provinzen fortgeschleppt hatten.

Der Grieche Pausanias berichtet als Zeitgenosse, dass die Nation der Kostoboken sogar bis Phocis gekommen sei, wo ihnen die Bürger von Elatea ein blutiges Treffen lieferten [1]; wenn diess in Griechenland geschah, wie muss es erst in Pannonien, Dacien und Moesien ausgesehen haben

Zum erstenmale seit Jahrhunderten hört man davon, dass italienische Städte belagert werden: Opitergium wurde geplündert [2], Aquileia belagert [3], eine Niederlage nach der anderen erlitten. In Salonae, der Hauptstadt von Dalmatien, wurden im Jahre 169 die Mauern wieder hergestellt [4]; selbst dort also an der Küste des adriatischen Meeres hielt man sich nicht mehr für sicher.

Die Römische Vertheidigungslinie musste in der Folge dauernd verstärkt, neue Waffenplätxe mussten an der oberen Donau eingerichtet werden. 8 Jahre lang hat K. Marcus gegen die Feinde gefochten auf dem ganzen gewaltigen Raum des Kriegstheaters, das von Regensburg an sich hinab erstreckte bis nach Serbien. Das Centrum unter dem Kaiser selbst hatte sein Hauptquartier in Carnuntum und zu Vindobona in der Gegend von Wien. Von dort ist ein Theil der philosophischen Betrachtungen dieses Kaisers „An sich selbst“ datirt, die er in seinen Musestunden niedergeschrieben hat.

Den rechten Flügel kommandirte der Statthalter von Dacien und Obermoesien Fronto, der zuletzt nach einigen glücklichen Gefechten im Kampfe gegen die Germanen und die Jazygen seinen Tod fand [5]. Den linken Flügel bildete die neuorganisirte raetische Armee, deren Stützpunkt die Castra Regina (Regensburg) bildeten.

[1]) Pausanias 10, 34, 5. Die a. a. O. gemeldeten Ereignisse bringt man aus guten Gründen mit dem Marcomannenkrieg in Verbindung, da wir auch sonst von der Theilnahme der Kostoboken an demselben vernehmen. Vgl. Hertzberg, Griechenland unter Röm. Herrschaft II. 372. Wietersheim II, 63. 128. 349.

[2]) Vgl Ammian. Marcell. 29, 6, 1. C. I, L. V. p. 186.

[3]) Ammian. l. c. vgl. C. I. L. V. p. 83.

[4]) C. I. L. III. n. 1980.

[5]) Vgl. C. I. L. III. n. 1457.

Nach 8jährigen schweren Kämpfen gelang es endlich dem K. Marcus der Donauvölker völlig Herr zu werden; es ward sogar dann gedacht, im Norden zwei neue Provinzen einzurichten, Marcomannia und Sarmatia; nur der Ausbruch der Insurrection des syrischen Statthalters Avidius Cassius hinderte die Ausführung des Planes und man beschränkte sich darauf, mit den Grenzvölkern Verträge abzuschliessen, wie das Römische Interesse sie erheischte.

Zugleich ward aber auch ein anderer Schritt gethan, der für die Zukunft folgenreich gewesen ist. Man siedelte viele Tausende von Barbaren in den Grenzprovinzen an als halbfreie Leute, die an die Scholle gebunden und zum Militärdienst verpflichtet waren. Es sind die Anfänge des Colonats, die uns hier begegnen, die Confundirung von Begriffen die sich eigentlich ausschliessen, von Freiheit und Unfreiheit, die bis dahin schroff gegeneinander gestanden waren, durch germanische Einflüsse aber, wie es scheint, sich nun immermehr verwischten und die Form der Leibeigenschaft begründeten, wie sie dann das ganze Mittelalter hindurch existirt hat [1]).

So bildet der sog. Marcomanische Krieg eine bedeutungsvolle Epoche in der Geschichte der Menschheit; er bezeichnet die ersten Regungen der nachherigen Völkerwanderung; sein Ausgang aber liess dem Römischen Wesen Zeit, sich in den Donaulandschaften völlig zu consolidiren; was Augustus und Traian gewonnen, hatte M. Aurel, der dritte unter den besten Kaisern der Römer, erhalten und es dauerte bis um die Mitte des dritten Jahrhunderts, dass wieder ein neuer Völkersturm losbrach, der neue Verwüstungen aber auch neue Organisationen mit sich brachte.

[1]) Vergl. A. W. Zumpt, Ueber die Entstehung und histor. Entwicklung des Colonats (Rhein. Museum. 1846. 1—69), wo zuerst dasselbe auf die Vorgänge zur Zeit M. Aurel's zurückgeführt worden ist; eine Ansicht, der die meisten Neueren (auch Mommsen) beistimmen.

II. Römische Provincialverwaltung.

In dieser Weise waren also die Landschaften an der Donau erobert worden; es handelte sich nun darum, dieselben in den Verwaltungsorganismus des Reiches einzufügen.

Alle die genannten Landschaften fassten die Römer zusammen unter dem geographischen Begriff: Illyricum, der damit eine viel weitere Bedeutung erhielt, als er einst bei den Griechen besessen hatte; in ähnlicher Weise wurde das gesammte linksrheinische Land mit der einen Bezeichnung Gallien genannt, worunter man ausser der alten „Provinz“ auch die neu erworbenen Lugdunensis, Aquitanien, Belgica, sowie die Militärgrenze der beiden Germanien verstand. Es waren dies die zwei grossen Ländermassen im Norden des Reiches, die aus den beiden Provinzen Gallien und Illyricum herausgewachsen waren, seitdem G. Julius Caesar sie unter seiner Verwaltung vereinigt hatte. [1])

Illyricum und Gallien bildete unter Augustus in militärischer wie in administrativer Beziehung je eine Einheit; und das letztere Verhältnis ist noch in Geltung geblieben, als das erstere längst gelöst war. Die linksrheinischen Lande bildeten den Gallischen Steuerbezirk, die an der Donau den Illyrischen; an den Grenzen der beiden Sprengel und an ihrer Scheidelinie Italien und der Balcanhalbinsel zu befanden sich die Binnenzölle, wo die „Quadragesima Galliarum“ (der Aufschlag von $2\frac{1}{2}\%$) und

[1]) Vgl. Marquardt, Röm. Staatsverwaltung I, 141 mit Beziehuug auf eine Abhandlung von Poisignon, Quid praecipue apud Romanos adusque Diocletiani tempora Illyricum fuerit. Paris 1846. Die nachherigen Provinzen Dalmatien und Pannonien bildeten das Illyricum im engeren Sinne des Wortes.

die Illyrischen Gefälle erhoben wurden, während der innere Verkehr frei war.

Es standen Zollbureaus an der raetisch-helvetischen Grenze bei Zürich und bei Maienfeld im Rheinthal; bei Maia und Seben in Südtirol; bei Saifnitz (an der Strasse von Aquileia nach Virunum) und bei Atrans in Noricum; bei Poetovio in Pannonien, wo zugleich das Hauptzollamt gewesen zu sein scheint. Andere Bureaus bestanden in Ober- und Niedermoesien am nördlichen und südlichen Ufer der Donau. Was auf der grossen Hauptcommunication zwischen Italien und Dacien über Orsova die Donau passirte, wurde in Tsierna, was von Westen her am Maros heraufkam in der „Statio pontis Augusti" beim heutigen Veczel versteuert. Auch im Norden der Zollprovinz, zu Boiodurum, zu Ischl (statio Escensis) in Noricum, zu Savaria in Pannonien sind solche Bureaus nachzuweisen. [1])

Dies Illyrische Gebiet im weitesten Sinne zerfiel dann wieder in eine Reihe von Einzelnsprengeln oder Provinzen, deren Begrenzung und Individualität die Römer entweder aus älterer Zeit so übernahmen, oder auch neu begründeten.

Da ist zuerst Raetien zu nennen, das mit Vindelicien und zeitweilig auch mit den poeninischen Alpen d. h. dem oberen Rhonethal, einen politischen Bezirk bildete [2]), zu dessen Hauptstadt alsbald Augusta Vindelicorum heranwuchs. Im Westen grenzte Raetien bei den „Fines", dem heutigen Pfyn in der Nähe des Bodensees, und unterhalb der Donauquellen an die Gallisch-germanischen Gebiete; im Norden gehörte noch ein Stück Landes jenseits des Stromes hinzu, das heute sog. Ries, das den Namen von Raetien bis auf unsere Tage bewahrt hat. Im Osten bildete der Inn die Grenze gegen Noricum; im Süden reichte Raetien bis in die Gegend von Klausen und Meran. [3])

[1]) Vgl. C. I. L. III. p. 1136. p. 707. Marquardt, R. Staatsverw. I, 141 A. 4 u. 5.

[2]) So führt zwischen 161 und 169 n. Chr. Q. Caecilius den Titel: procur. Augustor. et pro leg. provinciai Raitiai et Vindelic. et Vallis Poenin. C. I. L. V, 3936. Andere Inschriften nennen für die Vallis Poenina eigene Procuratoren. Vgl. Marquardt, I, 128, 5. (Nebenbei bemerkt schreiben alle lat. Inschriften Raetia, nicht Rhaetia; so dass diese Schreibung nicht länger zu halten ist; was Steub in seinen Kl. Schriften III, S. 326 vorbringt, hält nicht Stich.)

[3]) Man wird dem, was Mommsen im C. I. L. III. p. 707 ausgeführt hat,

Noricum's Grenze gegen Pannonien bildete der östliche Abfall der Alpen, so dass die Linie von Wien auf Pettau beiläufig deren Richtung bezeichnet; zu verschiedenen Zeiten hat dabei ein Wechsel stattgefunden, indem die Gegend von Wien im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu Noricum, Pettau zu Pannonien gehörte; nachher jene zu Pannonien, dieses im 4. Jahrhundert zu Noricum gezogen wurde. Im Süden gehörte das heutige Krain anfänglich zu Pannonien, später grösstentheils zu Italien; das obere Drauthal war norisch.

Pannonien war im Norden und im Osten von der Donau umschlossen; im Süden reichte es noch etwas über die Save hinaus, wo dann die Provinz Dalmatien begann, die längs des Meeres sich hinerstreckte, aber zum Hinterland auch noch die heutige Herzegowina, Bosnien, Montenegro und Nordalbanien besass.

Dacien umfasste die Gebiete östlich der Theiss und nördlich der Donau — also die Moldau, Walachei, Siebenbürgen, dann Theile von Bessarabien und von Ungarn. Südwärts der Donau bis an den Balcan und zum Theil darüber hinaus lag Moesien.

Die Einrichtung dieser verschiedenen Landschaften zu römischen Provinzen erfolgte successive, wie ja auch ihre Eroberung so erfolgt war; zunächst unter Augustus handelte es sich nur um Raetien und Noricum einer-, das eigentliche Illyricum andererseits. Und zwar ist die Art und Weise, in der diese Einrichtung geschah, höchst characteristisch für das ganze Regierungssystem des Augustus, so dass es wol der Mühe werth ist, dabei einen Augenblick zu verweilen.

Man kennt im Allgemeinen den Grundgedanken, von dem, nicht gleich in den ersten Jahren des Principats, aber doch in der Folgezeit ausgegangen worden ist, als die Provinzen zwischen Kaiser und Senat getheilt wurden; ersterem sollten alle diejenigen zufallen, in denen noch ein Krieg zu führen und eine Be-

noch hinzufügen dürfen, dass die Bistumssprengel von Chur und Seben gegen Trident zu seit ältester Zeit an der Passer (bei Meran) und am Thinnerbach bei Klausen ihre Grenze hatten, was sicherlich auf Tradition aus den Tagen der Römerherrschaft beruhen wird. Vergl. Planta, Das alte Raetien (Berlin 1872) S. 58 ff.

satzung zu unterhalten war, der Princeps sollte der alleinige Imperator im Reiche sein; nur die völlig befriedeten Provinzen verblieben dem Senat und wurden nach dem System der Republik von den abgehenden Magistraten verwaltet.

Die Landschaften, die uns hier beschäftigen, lagen an der Grenze des Reiches und hatten demgemäss eine Besatzung nöthig. Illyricum war anfangs, als jenes Maxim bei Theilung der Competenzen noch nicht aufgestellt war und man eher daran dachte, zwischen den beiden Contrahenten auch in militärischer Beziehung Gleichgewicht obwalten zu lassen [1]), dem Senat zugewiesen; aber bereits im J. 12 v. Chr., als der grösse pannonische Krieg ausbrach, gieng es endgiltig in die Verwaltung des Kaisers über, als dessen Stellvertreter seitdem hier ein Legat consularischen Ranges fungirte.

Mit Noricum und Raetien hingegen wurde anders verfahren. Dieselben wurden keinem senatorischen Legaten unterstellt; sondern in derselben Weise, wie Augustus Aegypten unter seiner Herrschaft in einer Art Personalunion vereinigt hatte, indem er zugleich König in Aegypten und Princeps in Rom war, also wurde auch Noricum nicht eigentlich Provinz, sondern blieb nach wie vor ein „Königreich,“ wie es officiell selbst noch im zweiten Jahrhundert genannt wird, im persönlichen Besitze des Kaisers, der dasselbe nicht durch einen Würdenträger des Reiches, sondern durch einen seiner Hausbeamten als Vicekönig regieren lies. Diese Hausbeamten führten den Titel von Procuratoren, ein Ausdruck, der früher den Domaenenverwalter oder Geschäftsführer eines Römischen Grossen bedeutet hatte, jetzt aber für die kaiserlichen Verwaltungsbeamten überhaupt gebraucht ward. Die Procuratoren wurden aus der Reihe der Freigelassenen oder der Ritter genommen; und während die Legaten kein eigentliches Gehalt bezogen, da es gleichsam zu ihrer Herrschaftsstellung als Senatoren gehörte, dem Staate umsonst zu dienen, wurden jene sehr gut honorirt; in der höchsten Rangklasse bezogen sie 300000 Sesterzen (beiläufig 17000 Thl.) in Folge dessen diese lucrativen Stellungen sehr gesucht waren. Gewöhnlich wurde verdienten Militärs, die von der Pique auf sich

[1]) Vgl. Mommsen, R. Staatsrecht. II. S. 239. A. 1.

zu Stabsoffizieren gedient hatten, beim Abschied durch Verleihung einer Procuratur eine anständige Civilversorgung gewährt.

Durch solche Leute also wurde Noricum bis auf K. Marc Aurel regiert, unter dem es dann förmlich Provinz ward; ebenso auch Raetien, obwol dies nie ein einheitliches „Königreich“ gewesen war. Der Grund wird in den allgemeinen politischen Verhältnissen der Zeit gesucht werden müssen. Die Römische Republik war gestürzt worden, indem der Statthalter der Italien am nächsten gelegenen Provinzen in das verfassungsmässig waffenlose Hauptland einrückte und Rom occupirte. Was Julius Caesar gethan, konnte jeder Statthalter nach ihm auch thun; um dem zuvorzukommen, war Augustus darauf bedacht, diese nächst gelegenen Landschaften als annectirte Reiche, gleichsam als seine Hausmacht, ganz in der Hand zu behalten und nur durch „Geschäftsführer“ verwesen zu lassen, die vermöge ihrer niederen Herkunft nie daran denken konnten, je einmal selbst nach der Krone zu greifen. [1])

War aber in dieser Weise Noricum und Raetien gesichert, dann konnte auch der Legat von Illyricum nichts gegen Italien unternehmen, da er sonst in Flanke und Rücken bedroht war. Namentlich in den stürmischen Zeiten, die dem Sturze des K. Nero folgten, sind diese militärischen Verhältnisse von den Führern der Armeen, die sich gegenseitig bekämpften, mehrfach in Erwägung gezogen worden; nur die persönliche Untüchtigkeit der damaligen Procuratoren, ihre Uneinigkeit und wol auch der Umstand, dass der Sturm so plötzlich von allen Seiten losbrach, hat damals verhindert, dass die hier angedeuteten Momente entscheidend in die Waagschale gefallen wären.

Man ersieht aber aus dem Gesagten, dass die Centralregierung in sehr wichtigen Dingen ihren eigenen Organen nicht traute. Dieses Misstrauen gehört aber so recht eigentlich zur Signatur des Principats und bestimmte auch seine weiteren Schritte. Die Tendenz derselben gieng dahin, die Statthaltersprengel möglichst zu verkleinern und namentlich keinem derselben eine zu bedeutende Truppenmacht zuzuweisen. Wie

[1]) Vgl. über diese procuratorisch regierten Lande Mommsen, Röm. Staatsrecht II, 224. 802 ff. 1007 ff; wegen Noricums speciell C. I. L. III. p. 588.

überall im Reiche, so führte das auch in den Donaulandschaften zu einer Theilung der dortigen Provinzen.

War unter Augustus anfänglich Illyricum (im engeren Sinne) noch unter einem Statthalter vereint gewesen, so erscheint dasselbe schon beim Regierungsantritte des Tiberius getrennt in eine untere und eine obere Provinz [1]) oder, wie sie alsbald genannt wurden, in Pannonien und Dalmatien.

Vespasian theilte in derselben Weise Moesien; Traian Pannonien; Hadrian Dacien. Seit Septimius Severus stand mit Ausnahme von Oberpannonien in keiner Provinz des Reiches eine grössere Besatzung als 2 Legionen. Unter M. Aurel ward Dacien sogar in drei Theile zerlegt, in die Provinz von Porolissum im Norden, die Provinz von Apulum im Herzen, die von Malve, wie es scheint, im südöstlichen Theile des Landes. Doch bezog sich diese Theilung nur auf die Finanzverwaltung, indem jede Provinz einen eigenen Procurator hatte; während alle drei zusammen gleichwol unter einem Statthalter standen und ihre gemeinsamen Institutionen besassen; wie denn ähnliche Combinationen mehrerer Provinzen auch sonst vorkommen. [2])

Eine Ausnahme von der Regel, den einzelnen Statthaltern möglichst kleine Sprengel anzuweisen und eine geringe Truppenmacht unterzuordnen, trat sonst nur ein in den Zeiten der gewaltigsten Kriege, die Rom an der Donau zu führen gehabt hat, in Folge deren eine grössere Truppenmacht nothwendiger Weise in einer Hand vereinigt werden musste. So wurden z. B. unter Domitian, als gegen die Daker gefochten wurde, die Provinzen Dalmatien, Pannonien, Obermoesien und folgerichtig auch deren Heer unter das Kommando eines Statthalters gestellt, ebenso unter Marc Aurel wegen des Marcomannenkrieges die drei Dacien mit Obermoesien combinirt [3]); und das traf in vorübergehender

[1]) Obere Provinz ward immer jene genannt, welche näher gegen Rom zu gelegen war. Vgl. Hübner, Rhein. Museum. N. F. XII. 84.

[2]) Z. B. Creta-Cyrenaica, oder Cappadocien-Pontus Polemoniacus-Pontus Cappadocicus-Armenia minor-Lycaonia. Auf diese Analogie verweist Mommsen, während Hirschfeld, Epigraph. Nachlese aus Dacien und Moesien zum C. I. L. III. S. 11 die Sache missverstanden zu haben scheint.

[3]) Henzen 5431. 5432. C. I. L. III. 1457.

Weise wol noch öfter zu, wodurch jedoch jene allgemeine Tendenz nicht weiter berührt ward. —

Es wird aber jene Tendenz vollkommen begreiflich, wenn man bedenkt, dass in der Hand eines jeden Statthalters eine sehr bedeutende Machtvollkommenheit lag; er vereinigte die oberste Civil- und Militärgewalt in seiner Person [1]). Zum Zweck der Jurisdiction war jede Provinz in Gerichtssprengel (conventus) eingetheilt, in deren Hauptorten der Statthalter die regelmässigen Amtstage abhielt. Zum Zweck der Verwaltung waren ihm Procuratoren beigegeben; zu anderen, ausserordentlichen Geschäften verwendete er Offiziere oder Personen aus seiner Begleitung, die dann als sog. praefecti handeln [2]). Die Controlle der Statthalter ward unter dem Principat strenge gehandhabt, da dieser eben der nationalrömischen Partei gegenüber auf die Provinzen sich stützte, die keine Ursache hatten, die Zeiten der Republik sich zurückzuwünschen. Natürlich, dass Missbräuche mitunter noch vorkamen; wie z. B. ausdrücklich die Herschsucht und die Habgier der Cornelia hervorgehoben wird, der Gemalin des pannonischen Legaten Calvisius Sabinus († 39 n. Chr.), die sogar den Uebungen der Truppen beizuwohnen und Alles zu kommandiren pflegte [3]). Aber dies waren Ausnahmen, die in der Regel auch nicht ungestraft blieben. Sonst befanden gerade unter denjenigen Regenten, die in Rom selbst am verhasstesten waren, die Provinzen sich am besten; so unter Tiberius, der Beamte, welche sich bewährten, wol 15—20 Jahre auf ihrem Posten beliess, was damals unerhört war. Denn auch das gehörte zum System, die Inhaber der höheren Stellen möglichst oft, etwa in Zwischenräumen von 3—5 Jahren zu wechseln, damit namentlich die Statthalter mit ihren Untergebenen nicht zu vertraut würden; denn das hätte dem Centralregiment gefährlich werden können; so sehr es sonst den Provincialen willkommen gewesen wäre, von Leuten regiert zu werden, die ihre speciellen Bedürfnisse auch

[1]) Vgl. für das folgende Mommsen's Röm. Staatsrecht. II, 217—246; Marquardt, Staatsverwaltung I, 402 ff.

[2]) Hieher gehört z. B. der praefectus ripae Danuvi et civitatum duar. Boior. et Azalior. bei Gruter. 490, 2. Vgl. Muchar I. 151. Andere Beispiele bei Marquardt a. a. O. 413 A. 2.

[3]) Vgl. Dio Cassius LIX, 18. Friedlaender, Sittengesch. Roms 1^4, 478.

kannten: in solchen Dingen — bemerkt Mommsen — hat die Sicherstellung der Regierenden stets mehr gegolten, als die Wohlfahrt der Regierten.

In Folge dieses raschen Wechsels ist in der That kein Name eines Statthalters so sehr mit der Geschichte unserer Landschaften verwachsen, dass er hier speciell genannt zu werden verdiente; wir kennen nur Namen und ihre Carrière, nicht die Individualität der einzelnen Männer. [1])

Wie die Verwaltung nach oben hin controllirt war, so war sie es nicht minder auch nach unten. Die Römische Kaiserepoche hat in dieser Beziehung eine Institution in's Leben gerufen, zu der die Republik es nie gebracht hatte, nemlich zu der repräsentativen Vertretung sämmtlicher Bürger eines Verwaltungssprengels, ein sehr bemerkenswerter Fortschritt hinaus über die früher allein vorkommenden Versammlungen aller Urwähler eines Bezirkes. In allen Provinzen des Reiches wurden seit Augustus nach einem einheitlichen Schema förmliche Landtage ins Leben gerufen, sei es, dass man dabei an schon bestehende Einrichtungen anknüpfte, wie das z. B. in Dacien und Dalmatien der Fall war, sei es auch, dass man sie von Grund aus neu organisirte, was überall geschah wo die Zusammenlegung der Provinz ohne Rücksicht auf die früheren politischen und ethnographischen Grenzen beliebt worden war, wie z. B. in Pannonien. Das Institut gehörte unter der Monarchie gleichsam zur vollendeten Constituirung einer Provinz. [2])

Danach sollten jährlich einmal die Abgeordneten der Stadtkreise, aus welchen die Provinz zusammengesetzt und deren Zahl gesetzlich bestimmt war, in der Landeshauptstadt zusammenkommen, um die Wünsche ihrer Mandaten zu formuliren, um

[1]) Verzeichnisse der Statthalter unserer Provinzen sind zusammengestellt bezüglich Raetien's von Ohlenschlager, Sitzungsber. der Münchener Akad. 1874. III. 225—230; für Dacien von Gooss, Archiv f. siebenbürg. Landeskunde. N. F. XII. (1874) S. 139—146; für Moesien vgl. Marquardt, Staatsverw. I, 148. A. 1—3; Dalmatien, ebenda S. 145. A. 1; dessgleichen Noricum S. 136. A. 2. Pannonien, S. 137 ff.

[2]) Vgl. die Abhandlung von Marquardt, de provinciarum Romanarum conciliis et sacerdotibus, in der Ephemeris epigr. 1872. S. 200—214 und R. Staatsverw. I, 365 ff.

das Budget zu erledigen, die Spiele zu feiern, das Opfer darzubringen, den Vorstand der Versammlung für das folgende Jahr zu bestimmen. Die ganze Organisation, so politisch wichtig sie auch war, trug zunächst einen sacralen Character an sich; an der Spitze stand der Oberpriester der Provinz, der immer aus den reichsten und angesehensten Männern derselben gewählt ward. Er führte, unterstützt von mehreren Unterbeamten, die gemeinsame Kasse, welche namentlich auch für die Erhaltung der Tempel und für Festzwecke bestimmt und in Folge dessen durch zahlreiche fromme Stiftungen stets wol gefüllt war. Er übte ferner über sämmtliche Priester der Provinz eine Art disciplinarischer Gewalt aus; er celebrirte endlich am Tage des Festes das feierliche Opfer für „Rom, die Göttin" und für „Gott, den Kaiser". Es war dies eine Loyalitätsbezeugung für Kaiser und Reich und gleichsam das gemeinsame Band, das Alle zusammenhielt; deshalb ward sie mit Recht in den Mittelpunkt der ganzen Thätigkeit der Versammlung gestellt, um welchen all' das Uebrige sich gruppirte.

Der Landtag hatte aber zugleich das Recht, an den Kaiser eine Adresse zu richten und namentlich über den Statthalter sich zu beschweren. Wir haben ein interessantes Beispiel hievon aus Gallien, wo es bei einer solchen Gelegenheit einmal erbitterte Debatten abgesetzt hat, bis zuletzt der Antrag, den Statthalter in Anklagestand zu versetzen, doch in der Minorität blieb; das Schreiben eines römischen Beamten an den Führer der Nachgiebigkeitspartei ist uns inschriftlich erhalten. Andererseits aber wurden gelegentlich auch Statuen und Ehrendenkmäler votirt, einem Kaiser, der sich um die Provinz Verdienste erworben [1]), oder einem Statthalter, „weil er von seiner Ankunft an bis zu seinem Abgang Alle und Jeden mit der ihm eigenen Güte behandelt hatte" [2]); auch sonst, wenn z. B. der frühere Statthalter in Rom zum Consulat gelangte, nahm man an seinem Ehrentage

1) So der dacische Landtag im J. 241 dem K. Gordian III. Vergl. C. I. L. III. 1454.

2) Der dacische Landtag im J. 161 dem Statthalter P. Furius Saturninus: „quod a primo adventu suo ... donec a provincia decederet ita singulos universosque benignitate sua tractaverit. C. I. L. III. 1412.

wol durch Entsendung einer Deputation nach der Reichshauptstadt Antheil. [1])

So entwickelten diese Landtage eine überaus rege autonome Thätigkeit. Obwol die Institution in Asien und Gallien ihre höchste Ausbildung erfahren hatte, so blieben doch auch die Landschaften an der Donau hinter jenen nicht zu sehr zurück. Für Dalmatien oder wenigstens für dessen Japydische und Liburnische Bezirke bildete Scardona den sacralpolitischen Mittelpunkt; für Oberpannonien Savaria, für Unterpannonien Aquincum, für Moesia inferior Troesmis. Alle aber übertraf an Bedeutung und Glanz der Landtag der vereinigten drei Dacien, der in Sarmizegetusa zusammenkam und dessen Oberpriester „Sacerdos arae Augusti nostri coronatus Daciarum trium" [2]) sich titulirte. —

Die gesammte Provincialverwaltung war von Augusts reorganisirt worden; darauf beruht eben nicht zum kleinsten Theile die hervorragende Bedeutung des Begründers des Römischen Principats in der Geschichte. Und zwar hatte sich diese Thätigkeit vor allem in dreifacher Hinsicht geäussert. Zuerst liess Augustus, durch Agrippa, der in allen administrativen Angelegenheiten der rechte Helfer und Mitschöpfer seines Monarchen war, das ganze Reich vermessen und geographisch aufnehmen. Die Römische Weltkarte, deren Abbild uns in der sog. Peutinger'schen Tafel erhalten ist, die verschiedenen Itinerarien, endlich die sämmtlichen geographischen Arbeiten der Epoche, eines Plinius, Ptolemaeus u. s. w. basiren auf den Arbeiten des M. Agrippa.

Mit der geographischen Aufnahme, die zunächst militärischen Zwecken dienen sollte, gieng dann Hand in Hand die Ackervermessung durch die Agrimensoren, um in den einzelnen Stadtgebieten die Zahl der Steuerhufen zu ermitteln; ferner die Zählung sämmtlicher Einwohner des Reiches. [3])

Auf die Ergebnisse dieser statistischen Arbeiten gründete dann Augustus sein Steuersystem, das vor allem eine gerechte

[1]) C. I. L. III. 1562 aus dem J. 150 nennt 5 „legati Romam ad consulatum Severiani clarissimi viri missi." M. Sedatius Severianus war 149—150 Statthalter in Dacien gewesen. Gooss, a. a. O. S. 140. n. 7.

[2]) C. I. L. III. 1433.

[3]) Vergl. Marquardt, Handbuch der Röm. Alterth. (1. Aufl.) III. 2. S. 176 ff.

und gleichmässige Vertheilung der Abgaben bezweckte gegenüber der Willkür, die unter der Republik gewaltet hatte. Die hauptsächlichste Steuer des Reiches ward die Grundsteuer; sie ward erhoben nach Massgabe des Grundsteuerkatasters, worin die Arten der steuerbaren Gründe sorgfältig klassificirt waren. So wissen wir z. B. aus Pannonien, dass der dortige Boden unter der Regierung Traians in 5 Catastralklassen bonitirt war; nemlich in Ackerboden erster Klasse; in solchen zweiter Klasse; ferner Wiese; Mastwald; endlich gemeinen Wald. [1]) In ähnlicher Weise wird man in den anderen Provinzen vorgegangen sein, wie wir denn z. B. von Dacien wissen, dass Traian dort alsbald nach der Eroberung ebenfalls den Census eingeführt hat. [2])

Ausser der Grundsteuer hatten die Provincialen die „Annona“ zu leisten, d. h. Naturallieferungen an die Truppen und die Beamten. Leute die kein eigenes Vermögen hatten, also Taglöhner, Colonen, Sclaven, Frauen und erwerbsfähige Kinder unterlagen der Kopfsteuer (tributum capitis); Händler, Rheder u. s. w., die keinen Grundbesitz hatten, zahlten Gewerbesteuer; bei Freilassungen von Sclaven waren 5% von deren Werthe zu entrichten; bei Auctionen wurde ebenfalls eine Steuer erhoben; von den Römischen Bürgern, welche keine Grundsteuer zu zahlen hatten, ward eine Erbschaftssteuer von 5% eingebracht.

Was die Hebung dieser Abgaben betrifft, so wurde der grössere Theil davon nicht mehr, wie einst in den Zeiten der Republik verpachtet, sondern durch die kaiserlichen Obersteuereinnehmer, die Procuratores Augusti, direct erhoben. [3]) Nur der geringere, aber freilich noch immer ein ansehnlicher Theil der Staatseinnahmen wurde auch unter dem Principat auf je 5 Jahre verpachtet, so anfangs selbst noch die Erbschaftssteuer, die Vicesima libertatium u. s. w.; ferner ein Theil der Domanialgefälle, wie in Dacien die Weiden und die Salinen [4]); der Bergwerke; namentlich auch die Zölle.

[1]) Hygin. 205, 12—15 (ed. Lachmann): certa praedia agris constituta sunt ut in Pannonia arvi primi, arvi secundi, prati, silvae glandiferae, silvae vulgaris pascuae. Vgl. Rudorff, Gromat. Institutionen S. 318.

[2]) Lactantius, de mortib. persec. 23. Marquardt, a. a. O. 171.

[3]) Vgl. darüber Mommsen's Staatsrecht II, 947.

[4]) Der Pächter hiess Conductor pascui et salinarum C. I. L. III. 1209. 1363.

Die Pächter dieser öffentlichen Einkünfte waren die eigentlichen Geldmänner jener Zeit, deren Einfluss zur Zeit der Republik ein völlig überwältigender und zugleich die Verzweiflung der Provincialen gewesen war; jetzt standen sie so gut unter der Controlle des Princeps, wie die Statthalter. Den sämmtlichen Bureaus der Pachtgesellschaften waren theils bezahlte kaiserliche Beamte von Ritterrang beigegeben, theils ein Theil ihrer Subalternenstellen mit Freigelassenen und Sclaven des Kaisers besetzt; und es standen das Gesinde und die Beamten der Privatunternehmer und die kaiserlichen Leute bei diesen Societäten zu einander in demselben Verhältnis, wie heut zu Tage etwa die Privateisenbahnen zu den ihnen beigegebenen Regierungsbevollmächtigten stehen. Die Schlussrechnungen der Unternehmer giengen nach Rom an den Kaiser, um dort ratificirt zu werden. Unterschleife in grösserem Massstabe waren in Folge dessen unmöglich.[1]) Gleichwol geht aus allem hervor, in welch' hervorragender Stellung die Kapitalisten noch immer sich befanden; überall finden wir sie im Besitze der municipalen Würden und der obersten Priesterthümer in den Provinzen. Der Einfluss Einzelner erstreckte sich zuweilen durch ganz Illyricum im weitesten Sinne des Wortes. Eine solche antike Finanzgrösse war um die Mitte des zweiten Jahrhunderts der Zollpächter Julius Saturninus; seinem Namen begegnen wir auf Inschriften in Raetien, Noricum, in Dacien, auch auf einer der Wachstafeln Siebenbürgens, die „im 6. Jahre seiner Pachtung" geschrieben ward.[2])

Verpachtet war ferner ein Theil der Bergwerke, wie z. B. die berühmten Eisengruben bei Noreia in Noricum, wo noch jetzt (zu Hüttenberg) drei Viertheile des geschätzten Kärntischen Eisens gewonnen werden. Desgleichen mehrere von den Goldschachten in Siebenbürgen, die von den Grosspächtern wieder an kleinere Unternehmer ausgethan waren; das beweisen uns einige der interessanten Wachsurkunden, die in jenen Bergwerken bis auf unsere Zeit sich erhalten haben: eine von diesen ist in aller

[1]) Mommsen, Staatsr. II. 948.

[2]) Vgl. C. I. L. III, 4720 (aus der Gegend von Loncium bei Mauthen in Kärnten). C. I. L. V. 5079. 5080 (Seben im tirolischen Eisackthal). 1864 (Pleckenalpe). C. I. L. III. 1568 (Mehadia aus dem J. 157 n. Chr.) ibid. p. 958. C. XXIII.

Förm ausgefertigt mit genauer Angabe der Pachtsumme, der Art und Weise, wie diese abgezahlt werden sollte, der Entschädigung, falls der Eigenthümer wider Willen des Pächters vom Vertrage zurücktreten oder dieser die Ratenzahlung nicht einhalten würde. Eventuelle Schädigung des letzteren durch den Einbruch des Grubenwassers sollte in billige Abrechnung gebracht werden. [1])

Der grössere Theil der Bergwerke war jedoch unmittelbar unter staatlicher Regie. Eisen gewann man auch in Pannonien und Moesien [2]), Gold in der Provinz Dalmatien, besonders an der Grenze von Epirus im heutigen Bosnien bei den Pirustern, die als geschickte Bergleute weithin den besten Ruf genossen [3]); es bestand in der Landeshauptstadt Salonae eine eigene Bergbehörde für diese Goldwerke [4]). Vor allem war aber in dieser Hinsicht Dacien berühmt als das eigentliche Eldorado jener Zeit. Ampelum (beim heutigen Zalatna), mitten im siebenbürgischen Erzgebirge gelegen, war der Sitz des Bergamtes. Die Oberaufsicht führte der Procurator Aurariarum, ein kaiserlicher Freigelassener, in späteren Zeiten wol auch ein Mann von Ritterrang, unter dem eine Reihe von Beamten fungirten, theils Freigelassene, theils Sclaven [5]). Als Buchhalter (librarii) waren 2 Mann von der

[1]) Der betreffende Vertrag (C. I. L. III. C. X.) lautet:

Macrino et Celso cos. XIII kal. Junias Flavius Secundinus scripsi rogatus a Memmio Asclepi (filio), quia se litteras scire negavit, it quod dixit se locasse et locavit operas suas opere aurario Aurelio Adiutori ex hac die in idus Novembres proximas denarios septuaginta liberisque. Mercedem per tempora accipere debebit. Suas operas sanas valentes edere debebit conductori suprascripto. Quod si invito conductore recedere aut cessare voluerit, dare debebit in dies singulos HS. V (sestertios quinque) numeratos Quod si fluor impedierit, pro rata conputare debebit. Conductor si tempore peracto mercedem solvendi moram fecerit, eadem poena tenebitur exceptis cessatis tribus.

Titus Beusantis, qui et Bradua. Actum Immenoso maiori. Socratio Socrationis. Memmius Asclepi.

[2]) Marquardt a. a. O. 201 f.

[3]) Vgl. Florus IV. 12.

[4]) Vgl. C. I. L. III. p. 305. Es werden speciell genannt ein „Commentariensis aurariarum Delmatarum", ein „dispensator."

[5]) Nemlich die oberen Chargen des „tabularius aurariarum" (Rechnungsführer) und des „adiutor tabulariorum" waren Freigelassenen zugetheilt, die unteren, wie die des „dispensator" (Zahlmeister), des „subsequens librariorum", „ab instrumentis tabulariorum" waren mit Sclaven besetzt.

in Dacien stationirten Legion (der XIII. Gemina) herkommandirt. — Die Exploitirung der Bergwerke erforderte eine höchst aufreibende Arbeit und geschah entweder durch Sclaven [1]), die unter eigene Aufseher gestellt waren, oder durch „ad metalla“ verurtheilte Verbrecher, die dann von einer Truppenabtheilung bewacht wurden — es mögen auf diese Weise in Siebenbürgen allein mindestens 20000 Arbeiter beschäftigt gewesen sein [2]) —; daneben kamen noch in Betracht die sog. leguli aurariarum, d. h. die Leute, die auf eigene Faust den Goldsand der Flüsse ausbeuteten, den sie dann gegen bestimmte Entlohnung abliefern mussten, wie das in denselben Gegenden noch heute von den Zigeunern practicirt wird.

Alle diese Einkünfte aus unseren Provinzen flossen in die Kasse des Kaisers; es wurde dabei nur ein formeller Unterschied gemacht zwischen dem Privatvermögen (der res privata) und den Domänen (patrimonium) des Princeps. Zur Verrechnung sämmtlicher Einnahmen wie der Ausgaben bestand in jeder Provinz eine eigene Rechnungskammer (rationes); so für Dalmatien in Salonae, für Dacien zu Sarmizegetusa, an deren Spitze in der früher angegebenen Weise die Procuratoren der verschiedenen Zweige der Verwaltung standen, als deren Unterbeamte auch hier Freigelassene und Sclaven erscheinen. [3]) —

Von dieser Art war, in kurzen Zügen dargestellt, die Art und Weise, in der unsere Provinzen unter dem Principat regirt und verwaltet wurden. Die Administration war geregelt, die Beamten und die Capitalisten wurden controllirt, die Unterthanen durch Gesetze geschützt, in ausserordentlichen Fällen sogar vom Reiche subventionirt. So waren in glücklicher Behäbigkeit die ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit, das berühmte Zeitalter der

[1]) Aus den Wachstafeln lernen wir mehrere Geschäfte mit Sclaven kennen.

[2]) Gooss, a. a. O. 157. Es wird diese Annahme kaum zu hoch gegriffen sein, da in den Silberwerken von Carthagena 40000 Menschen verwendet wurden.

[3]) Vgl. C. I. L. III. p. 304 f. für Salonae. Es werden genannt „tabularii prov. Dalmatiae“; „ab auctoritatibus“; „ab ratione fisci“; „dispensatores Dalmatiae“; „arcarii“; ferner „vilici et arcarii vigesimae hereditatium.“ In Sarmizegetusa werden genannt „tabularii ab instrumentis censualibus“; „adiutores tabulariorum.“ — Als „librarius a rationibus“ und als „adiutor officii cornicularioruin“ fungiren auch hier Soldaten der leg. XIII. gem. Vgl. C. I. L. III. p. 229.

Antonine, dahin gegangen, als im 3. Säculum unserer Zeitrechnung jene Epoche des Verfalls nach innen und aussen eintrat, die das Reich an den Rand des Verderbens brachte. In dieser Zeit traf auch die Römische Herrschaft an der Donau ein schwerer Schlag; im J. 272, nachdem sie bereits um die Mitte des Jahrhunderts einmal verloren gegangen war, hat Aurelian die Provinz Dacien, das Bollwerk des Reiches jenseits der Donau, definitiv wieder aufgegeben. Um die Schlappe zu bemänteln ward am rechten Flussufer auf bisher moesischen Gebiet eine neue Provinz Dacien eingerichtet; hier wurden die Colonisten der Traianischen Zeit, die der Kaiser zurückgezogen hatte, angesiedelt. — Zuletzt hat noch einmal ein gewaltiger Staatsmann die Kräfte des sinkenden Römertums zusammengefasst und demselben jene Verfassung gegeben, in der es alle folgenden Zeiten überkamen; das Recht und der Glaube, Kirche und Staat wurden neu codificirt. Constantin hat das Werk Diocletians vollendet.

Die einzelnen Verwaltungssprengel des Reiches wurden jetzt noch mehr verkleinert, die Provinzen förmlich in Departements zerstückelt, Civil- und Militärgewalt von einander getrennt, jene einem Präses, diese einem Dux anvertraut; eine hierarchisch abgestufte Bureaukratie trat an die Stelle des einfachen Verwaltungsorganismus der früheren Zeiten.

Es gab nunmehr zwei Kaisertümer, deren jedes wieder in 2 oder 3 Bezirke der Minister oder praefecti praetorio zerfiel; unter diesen stand je eine Reihe von Provinzen. Der Schwerpunkt des Regiments ward vom Westen nach Osten, von Rom nach Constantinopel verlegt.

Diese allgemeine und radicale Umwälzung blieb natürlich auch für die Römischen Donaulandschaften nicht ohne Folgen. Die Theilungslinie, welche das östliche und westliche Reich von einander schied, gieng hier durch; Raetien und Noricum waren dem Occident zugefallen; Moesien und das Aurelianische Dacien gehörten immer, Pannonien und Dalmatien wenigstens zeitweilig zum Kaisertum des Ostens. So kam es, da die Einigkeit zwischen den Kaisern und Ministern beider Reiche mitunter zu wünschen übrig lies, wol vor, dass die östlichen Landschaften von allen Schrecken des Krieges heimgesucht waren, während

die westlichen eines ungetrübten Friedens sich erfreuten; und umgekehrt.

Die Art und Weise des byzantinischen Verwaltungsorganismus lernen wir aus dem Beamtenschematismus des Reiches kennen, der uns noch vollständig vorliegt.

Unsere westlichen Landschaften gehörten, von den aus Moesien uud Neudacien gebildeten Provinzen abgesehen, alle zum Bezirke des Ministers, dem Italien, Illyricum und Africa untergeben waren. Dabei zerfiel Raetien jetzt in eine Raetia prima mit der Hauptstadt Chur und eine Raetia secunda mit der Haupstadt Augsburg, welche beide zu den dem Vicarius von Norditalien unterworfenen Sprengeln gehörten. [1]) Die norischen und pannonischen Landschaften standen unter dem Vicarius von Illyricum, unter diesem wieder die Statthalter verschiedenen Ranges, der Consularis des zweiten Pannoniens [2]), der Corrector der Provinz Savia, die Praesides von Ufer- und Mittelnoricum, dem ersten Pannonien, von Valeria und von Dalmatien.

Die Provinz Valeria war die nördliche Hälfte des früheren Unterpannoniens und hatte den Namen von der Tochter Diocletians und Gemalin des Galerius, der sich um die Cultur der Gegend verdient gemacht hatte. Hier war Sopianae (Fünfkirchen) die Hauptstadt und Residenz des Präses, Aquincum die des Dux. Südlich davon lag das jetzt sog. zweite Pannonien und hatte Sirmium zur Hauptstadt. Das frühere Oberpannonien war nach der neuen Organisation ebenfalls verkleinert und in zwei Theile getheilt; der nördliche, das erste Pannonien genannt, hatte wahrscheinlich Savaria; der südliche, die Provinz Savia oder Pannonia ripariensis, hatte Siscia zur Hauptstadt.

Der wesentliche Unterschied zwischen den Zeiten des Prin-

[1]) Im J. 297 n. Chr., aus welcher Zeit wir die erste Organisation, wie Diocletian sie vornahm, kennen (vgl. Mommsen in den Abhandlungen der Berliner Akad. 1862. S. 489 ff.), erscheint Raetien noch ungetheilt; da aber in dieser, wie in anderer Hinsicht, die Aenderungen sehr bald nachher erfolgt sind und erst diese von Dauer waren, wird hier auf jene Anfänge nicht weiter Rücksicht genommen.

[2]) Das zweite Pannonien ist anfangs dem praefectus praetorio von Illyricum zugetheilt gewesen; erst in der not. dignit. erscheint es unter dem von Italien. Vgl. C. I. L. III. p. 416; wo auch über die Begrenzung der einzelnen Sprengel gehandelt ist.

cipats und denen der byzantinischen Monarchie war darin gelegen, dass unter jenem durchaus der Soldat dominirt, dass man damals unter einer „zwar energischen, aber nicht chicanirenden“ Militärverwaltung gelebt hatte; während jetzt ein titel- und habsuchtiges Beamtentum, statt des Säbels aber der „heilige Fiscus“ es war, der dem ganzen System sein Gepräge aufdrückte; wie früher Kriegs- und Justizwesen in einer Hand vereinigt gewesen waren, so waren es jetzt die Rechtspflege und die Finanz. Sogar die Zeitrechnung wurde nach den 15jährigen Schätzungsperioden — den Indictionen — regulirt: so ist es geblieben, bis nach mehr als 1000jähriger Krise auch Byzanz in die Hände der Barbaren fiel.

Es gab in jedem Reiche jetzt zwei Finanzminister, den des Staatsschatzes (Comes sacrarum largitionum) und den des Kronschatzes (Magister oder Comes rei privatae principis). Unter dem ersteren stand als Zwischeninstanz der Comes largitionum Illyrici; die ihm untergeordneten Finanzbeamten, die Rationales, hatten alle ausstehenden oder erst auszuschreibenden und einzutreibenden öffentlichen Abgaben für einen Complex von mehreren Provinzen z. B. für Valeria, das obere Pannonien, und ganz Noricum oder für Pannonia secunda, Dalmatien, Savia zu verrechnen. — Die Verwaltung der Provincialclassen, der sog. thesauri, deren es z. B. in Augsburg, in Salonae, in Siscia, in Savaria gab, war sog. Praepositi anvertraut. Zu Siscia gab es eine Münzstätte, die von einem Procurator monetae beaufsichtigt wurde. Eigene Procuratoren verwalteten ferner die Staatsfabriken, welche die kaiserlichen Gold- und Silberarbeiten, sowie die Webereien besorgten. Für das zweite Pannonien gab es deren zwei, von welchen der eine Anfangs zu Bassianae, nachher aber zu Salonae, der andere in Sirmium seinen Sitz hatte. — Ein Comes commerciorum per Illyricum fungirte als Steuerzöllner, der die Gefälle durch eigene Stationarii einhob.

Der zweite Minister, der Comes rei privatae, verwaltete das kaiserliche Domanialgut: die Forste mit den Jagden, alles herrenlose Land, die confiscirten Güter, die kaiserlichen Paläste u. s. w. Er hatte eine Reihe von Procuratores rei privatae (z. B. per Saviam) und verschiedene Praepositi (gregum, der Gestüte, sal-

tuum, des Weidelandes, bastagarum, der kaiserlichen Transportwagen u. s. w.) unter sich.

Einem dritten Minister endlich, dem Magister officiorum, unterstanden die Fabriken für das sämmtliche Kriegsmateriale, u. z. für die Illyrische Diöcese die Schildfabriken zu Acincum, zu Carnuntum, zu Lauriacum, zu Salonae; desgleichen die Waffen- und Ballistenfabrik zu Sirmium.

So war ein zahlloses Beamtenheer geschaffen, das über das ganze Reich wie ein Spinnennetz sich ausbreitete und ihm das Mark aussog nach allen Regeln administrativer Kunst und fiscaler Brutalität.

III. Das Militärwesen der Römischen Kaiserzeit.

Das ganze Wehrsystem der Römer während der Zeit des Principats bestand wesentlich in der Grenzvertheidigung. Die völlig befriedeten Provinzen hatten keine Besatzung von Reichstruppen, sie waren, wie der technische Ausdruck lautete, „inermes." So standen z. B. in ganz Gallien nur 1200 Mann Garde, die zu Lyon, der zweiten Stadt des Reiches im Westen, stationirt waren. Am Rhein hingegen bildeten die beiden Germanien eine Art Militärgrenze, die Gallien vorgeschoben war; dort lagen in festen Lagern die Regimenter der Römischen Rheinarmee zum Schutze der dahinter liegenden Landschaften gegen die Anfälle der germanischen Barbaren. In ähnlicher Weise hatte auch ganz Vorderasien von Reichswegen keinen Mann Besatzung; diese war am Euphrat concentrirt, wo sie Syrien gegen die Parther zu decken hatte. Aegypten und Africa waren ebenfalls durch Armeecorps gedeckt. Auch Spanien erforderte eine Garnison, da man der lusitanischen Gebirgsstämme noch immer nicht sicher war. Als Britannien erobert worden, ward es ebenfalls durch Legionen im Zaum gehalten und gegen Picten und Scoten vertheidigt. Ueberall zogen die Römischen Truppen einen grossen Militärcordon rings um die Grenzen des Reiches; am Rhein, an der Donau, am Euphrat, am Saum der africanischen Wüste und je nachdem die Grenze vor oder rückwärts gerückt wurde, ward auch ein Land von Cantonnements frei oder mit Truppen belegt. Dabei bestand das ganze Reichsheer aus nicht mehr denn 300000 Mann, weil eben damals Rom, das „Reich" κατ' ἐξοχήν, beiläufig eine ähnlich überlegene und zugleich isolirte Stellung einnahm, wie etwa heute die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die ja

auch höchstens gegen einige Indianerstämme oder ganz unkräftige Staatenbildungen vorgehen zu müssen in der Lage sind; was allein Sache der Centralregierung ist, während sonst jeder einzelne Staat seine eigene Miliz hat, jedes Municipium seine Polizei selbst versieht. In ganz ähnlicher Weise hatten in römischer Zeit die Statthalter der „provinciae inermes“ die Provincialmiliz, etwa zur Bewachung der Küste, zur Steuereintreibung u. s. w. unter sich, die mitunter von Angehörigen der Reichsarmee commandirt und einexercirt ward. In ausserordentlichen Fällen ward wol auch die Bevölkerung der Provinz aufgeboten und für den Kaiser in Pflicht genommen, wie das z. B. in Raetien nach Neros Sturz während der Stürme des Vierkaiserjahres geschehen ist. Sonst besorgte jedes Municipium die Polizei seines Bezirkes selbst, hatte auch z. B. gegen Räubereien, die innerhalb seines Territoriums vorfielen, in autonomer Weise einzuschreiten.

Die Donauprovinzen gehörten zu den Grenzlandschaften des Reiches und waren also militärisch besetzt. Die Standquartiere der Römischen Heeresabtheilungen aber haben sich zu verschiedenen Zeiten verschoben, was immer von dem Wechsel der Grenze in diesen Gegenden bedingt war.

Zuerst kamen Truppen hieher, als unter Augustus Illyricum bis an die Save dem Reiche einverleibt war. Und zwar war die illyrische Armee von Anfang an nach der am Rhein das stärkste unter allen Römischen Corps; natürlich, weil hier am meisten gekämpft worden und am meisten zu beschützen war. Sie bestand aus sechs Legionen Bürgerwehr, welcher nach Römischer Sitte eine ungefähr ebenso starke Zahl sog. Hilfstruppen, d. h. Zuzugsmannschaft der Unterthanen, beigegeben war, in einer Gesammtstärke von 60—70000 Mann. [1])

Diese 6 Legionen Besatzung, die bis zum Jahre 10 n. Chr. in Illyricum, d. h. in den noch vereinigten Dalmatien und Pannonien stationirte, waren die VII., die VIII. Augusta, die IX. Hispana, die XI., die XV. Apollinaris, die XX. Valeria victrix.

Als aber Varus die grosse Niederlage im Teutoburger Walde erlitten hatte und in derselben 3 Legionen zu Grunde gegangen

[1]) Vgl. C. I. L. III. p. 280.

waren, wurde von der illyrischen Besatzung die XX. nach dem unteren Germanien geschickt, von wo sie nicht mehr hieher zurückkehrte.

Es erfolgte dann die Theilung der Provinz Illyricum, mit ihr auch die der illyrischen Armee. In Dalmatien verblieben 2 Legionen, die VII. und die XI. Dem Legaten von Pannonien wurden die drei übrigen zugetheilt, die VIII. Augusta, die IX. Hispana, die XV. Apollinaris. — Zugleich erhielt das benachbarte Moesien zwei Legionen als Besatzung, die IV. Scythica und die V. Macedonica, deren Hauptquartier Singidunum (Belgrad) wurde.

Von der dalmatischen Garnison stationirte die VII. Legion im Süden der Provinz, wo zu Delminium im Gebiete von Salona ihr Waffenplatz lag. Die XI. Legion stand in Norddalmatien und hatte zu Burnum im Gebiete von Scardona ihr Hauptquartier. So blieben die Verhältnisse unter Julisch-Claudischen Dynastie. Als unter dem Kaiser Claudius der Statthalter Scribonian ein Pronunciamento versuchte, scheiterte er an der Theilnahmslosigkeit der beiden Legionen, welche dafür vom Kaiser dnrch die Beinamen der „Claudischen Getreuen“ ausgezeichnet wurden (42 n. Chr.) Bald nachher wurde, da Süddalmatien nunmehr völlig pacificirt und eine so bedeutende Besatzung deshalb überflüssig geworden war, die VII. Legion nach Moesien verlegt, wo sie schon zur Zeit von Nero's Sturz sich vorfindet. Die XI. Legion blieb noch hier, da im Norden der Provinz von den Barbaren noch immer einige Gefahr drohte, während für den Süden Detachements genügten, um die Ruhe zu erhalten. Die stürmischen Jahre 68 und 69 n. Chr. blieb sie hier im Lager; kurz darauf ist sie nach Obergermanien verlegt worden. Seitdem hatte Dalmatien keine Legionen, sondern nur mehr einige Auxiliarcohorten zur Besatzung; — zu ausserordentlichen Dienstleistungen erhielt der Legat wol auch noch einige Legionsunteroffiziere aus dem oberen Pannonien zugetheilt, ähnlich wie der Proconsul von Africa durch den Legaten von Numidien, der Statthalter von Bithynien erforderlichen Falles aus Moesien.

Was Pannonien betrifft, so war wie es scheint, bis auf Domitian die ganze Besatzung von drei Legionen bei Poetovio con-

centrirt; der militärische Stützpunkt der Römer lag damals hier in der südlichen Steiermark. [1])

Wie man sieht, in der Zeit der Julisch-Claudischen Kaiser waren die verschiedenen Abtheilungen der Donauarmee auf die Linie Spalatro-Belgrad-Pettau vertheilt und hiedurch in gleichem Maasse die Küste des adriatischen Meeres, die italienische Grenze, und die Donaulinie bis zur Mündung von Drau und Save gegen jeden Angriff von aussen gedeckt.

An dem unteren Laufe der Donau standen vor Vespasian noch keine Truppen; im schwarzen Meere legte eine eigene Flotille den Piraten das Handwerk. —

Die einzelnen Regimenter wurden in der folgenden Zeit mehrfach dislocirt. So traten namentlich in Pannonien verschiedene Aenderungen im Truppenstande ein. Unter K. Claudius ward die IX. Hispana zur Eroberung Britanniens verwendet und blieb dann dort; unter Nero kam die VIII. Augusta nach Moesien, dessen frühere Besatzung nach Syrien abmarschirte, wo ein Krieg gegen die Parther zum Ausbruch gekommen war. Aus gleichem Grunde wurde im Jahre 63 auch die XV. Apollinaris nach dem Orient beordert, da die dortigen Ereignisse die Regierung zu den grössten Anstrengungen nöthigten; hier blieb sie längere Zeit.

An die Stelle der drei genannten Legionen traten zwei andere: die XIII. gemina, die früher in Obergermanien dislocirt gewesen war, dann die leg. VII. gemina, welche Galba errichtet und sofort nach Pannonien verlegt hatte.

Als aber Vespasian Kaiser wurde, translocirte er die VII. gemina in das diesseitige Spanien, während zugleich nach Beendigung des Jüdischen Krieges im J. 71 n. Chr. die XV. Apollinaris nach Pannonien zurückkehrte. So standen hier damals zwei Legionen, die XIII. gemina und die XV. Apollinaris.

Im Ganzen war, wie wir sehen, die militärische Situation in den Illyrischen Provinzen während des ersten Jahrhunderts sich ziemlich gleich geblieben; es wechselten mitunter die Regimenter, die Cantonnements blieben sich gleich; wenigstens nach Norden hin. Dagegen hat unter den Flavischen Kaisern aller-

[1]) Vgl. C. I. L. III. p. 482. Bis auf Domitian, der andere Anordnungen traf, war die Vereinigung mehrerer Regimenter in einem Lager, nicht ungewöhnlich.

dings eine Verschiebung gegen den Osten zu stattgefunden, indem, wie bemerkt, die Legionen aus Dalmatien weggezogen und dafür die unteren Donaugegenden, Moesia inferior, mehr und mehr occupirt und in die Römische Vertheidigungslinie hereingezogen worden waren. Dort standen seitdem wegen der Daker drei Legionen stationirt, deren Hauptwaffenplatz Troesmis am Beginne des Donaudelta's (beim heutigen Iglitza) war. Von da aus wurden Detachements bis in die Krim entsendet.

So war die Lage der Dinge am Ende des 1. Jahrhunderts, als in Folge der dacischen Kriege umfassende Aenderungen in der Dislocation der gesammten Römischen Armee eintraten, welche von der weitgehendsten Bedeutung waren und den ganzen militärischen Schwerpunkt im Reiche verrückten. In Dacien, wie in Pannonien an der mittleren Donau, wurden damals neue Cantonnements eingerichtet. Dorthin kam aus Pannonien die XIII. gemina und nahm ihr Hauptquartier zu Apulum, dem heutigen Karlsburg in Siebenbürgen. Die bessarabischen Gegenden zwischen Pruth und Dniester wurden durch den Trajanischen Wall abgesperrt, dieser selbst durch Spähthürme und Forts gedeckt; eine Arbeit, welche von den Römischen Truppen in 10 Jahren (105—115 n. Chr.) vollendet wurde. [1]) Septimius Severus hat später noch eine der drei moesischen Legionen, die V. Macedonica nach Dacien vorgeschoben, die zu Potaissa stationirte.

Aus Pannonien war unterdess von Traian oder seinem Nachfolger auch die XV. Apollinaris u. z. nach Cappadocien verlegt worden; dafür standen dort seit dem Ausgange des 1. oder dem Beginne des 2. Jahrhunderts die folgenden vier Legionen: die I. adiutrix, die früher in Spanien garnisonirt hatte; und die II. adiutrix, die bis dahin in Untergermanieen und Britannien gewesen war, zog Domitian hieher; die X. gemina und die XIV. gemina Traian, und zwar erstere aus dem unteren, letztere vom oberen Germanien.

Von diesen Legionen wurden 3 in das obere, 1 in das untere Pannonien stationirt. Es erfolgte die Anlage der grossen Festungen an der Donau: Vindobona, das heutige Wien, ward das

[1]) Vgl. Roesler, Romaen. Studien S. 46; wenn die dortigen Angaben richtig sind.

Hauptquartier der X. gemina; Carnuntum (Petronell bei Schwechat), im Centrum der ganzen Position und der wichtigste Punkt derselben, erhielt die XIV. gemina zur Besatzung; Brigetio (Szoeny bei Komorn) ward der I. adiutrix zugewiesen. Diese 3 Festungen bildeten mit einander eine strategische Einheit und standen sämmtlich unter dem Legaten von Oberpannonien. In die untere Provinz ward nur eine Legion stationirt, die II. adiutrix, die zuerst in Acumincum (bei Szlankemen), bald aber zu Aquincum (Ofen) ihr Hauptquartier aufschlug; so dass sie in der einen Position mit den moesischen Truppen von Singidunum und Viminacium, in der anderen mit den oberpannonischen Lagern Fühlung behielt. — Zeitweilig sind auch noch andere Legionen hier in Pannonien gestanden; wie denn zu Aquincum Ziegel mit dem Stempel der XIV. gemina, desgleichen der VI. victrix, zu Vindobona solche der XXX. gefunden worden sind.

Was endlich Raetien und Noricum angeht, so bestand deren „Heer", so lange diese Landschaften durch Procuratoren regiert wurden, nur aus Auxiliartruppen. Dieselben hatten immerhin die Stärke von einigen tausend Mann, später durchaus die einer Legion, wie wir dies für Raetien aus den allerdings ungewöhnlich kriegerischen Zeiten der K. Traian und M. Aurel bestimmt wissen. [1]) Als Hadrian seine grosse Rundreise im Reiche machte und dabei auch alle Garnisonen desselben inspicirte, da erscheinen auf den Münzen, die diesem Ereigniss zu Ehren geschlagen wurden, auch die Besatzungen der procuratorischen Provinzen genannt; darunter sind die von Noricum und Raetien namentlich aufgeführt. [2])

Erst zur Zeit des Marcomannischen Krieges um das J. 170 creirte K. Marcus für beide Provinzen Legionen zur Besatzung und verlegte nach Noricum die leg. II, nach Raetien die leg. III, beide „Italica" beigenannt aus einem Grunde, den wir nicht

[1]) Aus 2 Militärdiplomen der Jahren 107 und 166. C. I. L. III. D. XIV. Ephem. epigr. II. D. LXI.

[2]) Cohen, monnaies frappées sous l' empire Romain. II. n. 800—805. Der Revers dieser Münzen stellt den Kaiser dar zu Pferd oder begleitet vom praefectus praetorio, ihm gegenüber drei oder vier Soldaten mit Feldzeichen in den Händen und der Unterschrift: „Exercitus Raeticus"; „Exercitus Noricus." — Ueber den etzteren vgl. auch Tac. hist. III, 5.

kennen. Das Kommando derselben führten Legaten, die seitdem auch die Statthalterposten einnahmen.

Bis auf Traians Zeit war das bedeutendste Römische Armeecorps am Rhein gelegen gewesen in der Stärke von 8 Legionen, während in den illyrischen Provinzen, in Dalmatien, Moesien, Pannonien zusammen nur deren 6–7 stationirt waren; am Euphrat gar nur 3—4. Das war durch die grossen Dislocationen, die unter Domitian und Traian erfolgten, ganz anders geworden. Die Garnison am Rhein ward auf 4 Legionen vermindert, dagegen die am Euphrat auf 7—10, die an der Donau auf 10, durch Marcus sogar auf 12 verstärkt. [1]) Es entsprach dies eben durchaus den veränderten Verhältnissen; denn während am Rhein bis in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts ziemliche Ruhe eintrat, wurde am Euphrat gegen die Parther und nachher gegen die Perser, vor allem aber an der Donau gegen die Germanen und andere Barbaren fast beständig gekämpft; mehr als ein Drittel der ganzen Römischen Armee, in der Stärke von 100000 bis 120000 Mann, war seitdem in den illyrischen Provinzen des Reiches stationirt.

Das konnte natürlich nicht ohne Rückwirkung auf den ganzen Staat bleiben. Und so trat denn das Verhängniss ein, das einst Augustus durch seine Organisation hatte hintanhalten wollen: die Illyrische Grenzmiliz, von allen Corps ohnedies der Reichshauptstadt am nächsten gelegen, begann sich zu fühlen. Am Ausgange des 2. Jahrhundert, als mehrere Praetendenten den Thron sich streitig machten, gab es für seinen Candidaten, den Statthalter von Oberpannonien, Septimius Severus, den Ausschlag; das ganze dritte Jahrhundert hindurch blieb dies Verhältniss bestehen und bestimmten Illyrische Soldatenkaiser, die meist aus den Donauprovinzen selbst stammten, wie Probus, Aurelian hinab

[1]) Die Dislocation der Legionen in unseren Provinzen war seitdem folgende: Dacien: erst 1, dann (seit Septimius Severus) 2; Hauptquartiere: Apulum u. Potaissa. Niedermoesien: erst 3, dann 2; Hauptquartiere: Troesmis, Novae, Dorostorum. Obermoesien: 2; Hauptquartiere: Singidunum und Viminacium. Unterpannonien: 1; Hauptquartier: Aquincum: Oberpannonien: 3; Hauptquartiere: Vindobona, Carnuntum, Brigetio. Noricum: (s. 170 n. Chr.) 1; Hauptquartier: Lauriacum. Raetien: desgleichen 1; Hauptquartier: Castra Regina. Dalmatien war „inermis."

bis auf Diocletian und Maximian die Geschicke des Reiches als die besten „Römer" dieser rauhen Zeit.

Und nicht als ob es den Landschaften an der Donau zum Unheil gereicht hätte. Im Gegentheil; in den friedlichen Zwischenräumen, die doch zeitweilig wieder eintraten, wurden von diesen Kaisern die Soldaten nützlich beschäftigt. Da lies Probus in Pannonien die Rebe pflanzen; da wurden Sümpfe ausgetrocknet, Kanäle gegraben, Flüsse regulirt, Baulichkeiten aller Art errichtet.

Jede Legion, jede selbständig stationirte Auxiliartruppe brannte für ihren Bedarf die nöthigen Ziegel; diese begegnen überall, wo Truppen längere Zeit stationirt waren, versehen mit dem Stempel der betreffenden Abtheilung: jetzt eine der wichtigsten Quellen für die Kenntnis der Römischen Militärgeschichte. Die Baulichkeiten wurden von jeder Legion selbst hergestellt und an die Lager, die grossen Kasernen, die religiösen und die Luxusbauten, wie die Bäder, die grossartigen Privathäuser u. s. w. knüpft eine folgenreiche Entwicklung an, auf die wir alsbald zurückkommen werden. Hier soll nur über die allgemein militärischen Verhältnisse noch einiges bemerkt werden.

Von der Römischen Heeresmacht recrutirten die grossen Truppenkörper, die Legionen, sich durchwegs aus den Römischen Bürgern der Provinzen, während die Italiener selbst nur mehr in der Garde zu dienen hatten. [1]) Die sog. Auxiliartruppen hingegen bestanden aus dem Contingenten, welche die Unterthanen zu stellen hatten; diese wurden nur in kleinere Abtheilungen, in Alen und Cohorten in der Stärke von 500 oder 1000 Mann formirt und den einzelnen Legionen zugetheilt, so dass diese jetzt in der Regel 10—12000 Mann stark waren. Nur in aussergewöhnlichen Fällen der Detachirung, ferner in den procuratorischen Provinzen operirte eine grössere Anzahl von Alen und Cohorten auch allein.

Die Auxiliartruppen dienten nach den Sitten und mit der Bewaffnung ihrer Heimat, z. B. die Daker mit ihrem nationalen

[1]) Anfangs wurden aus Oberitalien noch Legionare ausgehoben, wie denn die Leute der unter dem Julisch-Claudischen Hause in Dalmatien stationirten Legionen VII und XI grösstentheils Oberitaliener waren. Später wurden auch diese nur in die Garde eingereiht. Vgl. Mommsen, Hermes, IV. 118.

Krummschwert; auch ihr Feldgeschrei ward in der vaterländischen Sprache abgegeben [1]; nur das Kommando war römisch und das Latein das gemeinsame Verständigungsmittel der verschiedenen Truppen. Die Zahl dieser bundesgenössischen Abtheilungen ward auf die verschiedenen Provinzen sehr verschieden repartirt, je nach der Beschaffenheit von Land und von Leuten. Das reiche und weichliche Asien z. B. stellte keine Truppen und ward dafür desto mehr financiell ins Mitleid gezogen. Hingegen hatten die Raeter, die Daker, Thraker und die einzelnen Stämme Pannonier verhältnissmässig sehr starke Auxilien zu stellen. Aus den Raetern wurden mindestens 8, aus den Vindelikern 4 Cohorten ausgehoben; auch Abtheilungen vereinigter Raeter und Vindeliker kommen vor, es wurde ferner das Elitecorps der sog. „Singulares“ am liebsten aus ihnen gezogen; sie gehörten zu den geschätztesten Truppen des Reiches. Selbst ihre Landwehr, die wie das übrige Militär einexercirt war, kam, wenn ein Krieg ihre Grenzen unmittelbar berührte, sehr wohl in Betracht. [2]) Für die Romanisirung des städtearmen Raetiens und Vindeliciens waren diese Verhältnisse von grösster Bedeutung, dieselbe wurde hier gerade durch den Kriegsdienst am meisten befördert, ganz im Gegensatz zu Noricum, wo vor allem in friedlicher Entwicklung dieselbe viel schneller gedieh; die Noriker stellten sehr wenige Auxiliartruppen [3]), wurden aber früh schon zum Dienst in den Legionen herangezogen, ja selbst zu dem in der Garde; das letztere namentlich seit Septimius Severus. — Die Pannonier und Daker galten gleichfalls für gute Soldaten.

Dabei war es Grundsatz der Römer, die Zuzugsmannschaft der Unterthanen nicht in ihrer Heimat zu verwenden, so dass also der raetische Zuzug in der Regel nicht in Raetien, der Pan-

1) Vgl. Arrian tact. XLIV. Er erwähnt namentlich: „καὶ ἀλαλαγμοὺς πατρίους ἑκάστῳ γένει, Κελτικοὺς μὲν τοῖς Κέλτοις ἱππεῦσι, Γετικοὺς δὲ τοῖς Γέταις, Ῥαιτικοὺς δὲ ὅσοι ἐκ Ῥαίτων.“ Das dacische Krummschwert ist abgebildet z. B. auf dem Grabstein eines in England verstorbenen Tribunen einer dacischeu Cohorte. C. I. L. VII. 838.

2) Vgl. C. I. L. III. p. 708.

3) Man kennt nur eine ala und eine cohors prima Noricorum, welch' letztere allerdings eine zweite voraussetzen läst.

nonische nicht in Pannonien, der dacische nicht in Dacien stationirt blieb, sondern uns wol in Judaea, in Cappadocien, Syrien, Aegypten, Germanien, Spanien oder Britannien vertheilt begegnet. Ein Princip, das man übrigens mit mannigfaltigen Modificationen durchgeführt hat, die man sich des Zweckes willen erlauben konnte. [1]) Es dienten also mitunter Boier aus Gallien unter den Spanischen Auxiliartruppen, die in Raetien stationirt waren, Trevirer bei den Thrakern in Pannonien, Thraker bei den Asturern in Moesien, Spanier in den Pannonischen Cohorten, die auf Britannien stationirt waren. Angehörige pannonischer Stämme traten bei den Lusitanern ein, welche in ihrer Provinz als Garnison lagen, Daker desgleichen bei in Dacien stehenden fremden Auxilien. Besonders zahlreich war unter diesen an der Donau das syrische Element vertreten, die Cohorten und Alen der Ituraeer, der Hemesaner, Palmyrener, Commagener u. s. w. Auch in den Legionen der Donauarmee dienten Syrer und verstärkten den Procentsatz orientalischen Einflusses in unseren Provinzen, den eine Reihe noch anderer Umstände bedingte. Truppenkörper aus den Donaugegenden wurden dafür mit nicht geringerer Vorliebe nach dem Orient geschickt, wie wir denn z. B. Römische Bürger aus Pannonien zu Alexandrien in Aegypten in Garnison finden, Daker am Euphrat stationirten.

Diese Politik in der Behandlung der Unterthanen-Contingente bezweckte nichts anderes, als dem cosmopolitischen Staatsgedanken des kaiserlichen Roms zum Durchbruch zu verhelfen, die systematisch unternommene Nivellirung nationaler Eigenart, die Völkermischung im Reiche zu vollenden. Diesen Plan förderten zugleich noch andere Eigentümlichkeiten der damaligen Römischen Heeresverfassung, auf die wir jetzt eingehen müssen.

Die Armee des Reiches bestand aus Berufssoldaten, die Legionare hatten zwanzig, die Auxiliartruppen fünfundzwanzig Jahre lang zu dienen. Während dieser ganzen Zeit stationirte der gemeine Mann in derselben Provinz, in demselben Lager, da die Garnisonsorte der einzelnen Regimenter im Ganzen stabil blieben [2]),

[1]) Mommsen hat darüber erschöpfend gehandelt im C. I. L. III. p. 916.

[1]) Eine Legion verblieb oft Jahrhunderte lang in demselben Lager stationirt. In den Donauländern ist verhältnismässig der Wechsel am stärksten wenn auch ohne so grosse Bedeutung gewesen, dass er die Regel derogirte.

diese selbst aber, wie die frühere Zusammenstellung darthut, ebenfalls nur bei ausserordentlichen Veranlassungen gewechselt wurden. Während man im Offizierscorps oftige Wechsel beliebte, manche Centurionen in verhältnismässig kurzer Zeit durch alle drei Welttheile herumgeworfen wurden [1]), überdies jeder neuernannte Hauptmann nach Rom reisen musste, um vom Kaiser persönlich sein Patent zu zu empfangen; während man auf jede mögliche Weise zu verhindern suchte, dass nicht etwa der Ehrgeiz der Offiziere und der Corpsgeist der einzelnen Truppentheile zur Verfolgung gemeinschaftlicher Ziele sich zusammenfänden, war eine öftere Dislocation der gemeinen Mannschaft schon wegen der ungeheuren Kosten zu vermeiden, die daraus unfehlbar resultirt haben würden.

Auf diese Weise ward der Soldat seiner früheren Heimat in Folge der langen Abwesenheit entfremdet; dafür war ihm andererseits wieder Gelegenheit geboten, an seinem neuen Aufenthaltsorte sich ein neues Vaterland zu begründen. Den Auxiliartruppen war es nemlich gestattet, sich zu verheirathen und ein ebenbürtiges Weib ward für sie als Peregrinen bald gefunden.

In einer schwierigeren Lage befanden sich die Bürgersoldaten; römische Mädchen wurden in's Lager nicht zugelassen, mit Peregrinen aber hatten sie kein Connubium; in Folge dessen auch nur illegitime Verbindungen zu Stande kommen konnten mit den Weibern, die in und um das Lager sich zu thun machten und deren von jeher eine grosse Zahl war. Schon unter der Republik hatten die Generale mitunter einen Feldzug damit begonnen, dass sie diese Weiber der Disciplin halber aus dem Lager wiesen. Dies war jedoch die Ausnahme und nicht die Regel; in friedlicheren Zeiten, wo nur Garnisonsdienst zu halten war, liess man den Dingen freien Lauf. Es ward aber dadurch der Schöpfung der „lateinischen Raçe“ merklich Vorschub geleistet, indem z. B. schon in den Spanischen Kriegen, die dem zweiten Punischen folgten, der Fall vorgekommen war, dass die Römischen Truppen

[1]) So kennen wir z. B. einen Italiker besserer Herkunft, der sogleich als centurio in die Armee trat und dann in Spanien, am Euphrat, in Oberpannonien, am Pontus, zuletzt in Rom bei der Feuerwache diente, im Ganzen eine Stellung nur 5—6 Jahre inne gehabt hatte. Henzen n. 6749. Vgl. auch die Carriere des Ritters Varius Clemens aus Celeia. C. I. L. III. 5211—5215.

mit den dortigen Provincialinnen an 4000 Kinder erzeugt hatten, die im Lager aufwuchsen, und für die in der Folge auf Bitten der Väter eine eigene Stadt gegründet wurde. [1]) Anderswo gieng es nicht anders.

Unter Septimius Severus, der das ganze Heerwesen überhaupt neu organisirt hat, traten auch in dieser Hinsicht einige Aenderungen ein. Er gestattete Bürgersoldaten wie Auxiliartruppen in gleicher Weise den Concubinat [2]), rechte Frauen wurden im Lager nicht mehr geduldet. Im 4. Jahrhundert ward dies dann dahin modificirt, dass der Soldat Weib und Kind wol im eigenen Hause haben durfte, in der Kaserne hingegen denselben nur ausnahmsweise und erst auf die ausdrückliche Erlaubniss des Kommandanten hin der Aufenthalt bewilliget wurde. [3])

War auf diese Weise den Römischen Soldaten wenigstens theilweise die Gründung einer Familie schon während der activen Dienstzeit ermöglicht, so ward dieselbe den ausgedienten Leuten sogar nahe gelegt. Wer 20—25 Jahre beim Militär gewesen, ist factisch ein Invalide, der in den meisten Fällen zu nichts anderem mehr zu brauchen ist. [4]) Von dieser Ansicht ausgehend hatte Augustus zu Gunsten der ausgedienten Soldaten eine Invalidenversorgung gestiftet, für die ein eigener Fond, das sogenannte aerarium militare, vorhanden war. Die Soldaten, welche ihre ganze Dienstzeit ehrenvoll bestanden hatten, erhielten daraus beim Abschied eine bestimmte Summe als Abfertigung; sie hatten ausserdem, und in der Folge, als man mit dem Gelde mehr geizte, sogar ausschliesslich Anspruch auf Anweisung von Haus

[1]) Vgl. Mommsen, Röm. Gesch. II. S. 4.

[2]) Die Kinder, die aus diesen Verhältnissen hervorgiengen, nannten sich nach den Müttern; diese hiessen technisch „focariae" (d. h. Köchinnen, Häuserinnen). Aus einem der Veteranendiplome ersehen wir, dass mitunter ein Soldat von vier Concubinen die Kinder als die seinen anerkannte.

[3]) Vgl. die Ausführungen Mommsen's im C. I. L. III. p. 908.

[4]) Es ward übrigens alsbald Princip, auch die Legionare 25 Jahre unter den Waffen zu behalten, nur dass sie die überschüssige Zeit hindurch von ausserordentlichen Beschäftigungen frei („munifices") waren. — Dass es an Klagen über diese Ueberschreitung der gesetzlichen Dienstzeit nicht fehlte, zeigt den Aufstand der illyrischen und der germanischen Legionen beim Regierungsantritt des Tiberius, den Tacitus zu Anfang der Annalen uns schildert. — Tüchtige Leute liesen sich wol auch bewegen, mit Aussicht auf demnächstiges Avancement zum Centurio weiter zu dienen.

und Hof, auf Ausführung in eine Colonie.[1]) Und zwar liessen sich die Meisten in der Provinz nieder, wo sie gerade gedient hatten und aus der also in der Regel auch ihre Frau war. Nur wenn der bisherige Garnisonsort nahe der Heimat lag, kehrte der Veteran wol in diese zurück, z. B. ein Pannonier, der beim germanischen Heere gestanden hatte; oder wenn ausnahmsweise Einer in der Provinz die Dienstzeit vollendete, aus der er entsprossen war, so blieb er hier und siedelte sich an.

Die Leute aus den Auxiliartruppen erhielten überdies beim Abschied für sich, wie auch für Weib und Kinder das Bürgerrecht; später desgleichen die Concubinen der Soldaten aller Truppentheile, die dadurch das Connubium, ihre Kinder die Legitimation erhielten. — Diese eigentümlichen Militärverhältnisse haben nicht zum wenigsten dazu beigetragen, dass das Römische Element gerade in unsern Provinzen, dem Hauptsitz der Kriegsmacht des Reiches, rasch sich vermehrte.

Die Truppenmassen aber, die ich früher aufzählte, vertheidigten die Donaulinie gegen die Barbaren. Auf dem Flusse selbst stationirte eine Flotille; längs seines Laufes erhoben sich Castelle, als deren Besatzung eine Cohorte oder ein Reiterflügel diente; durch kleinere weiter rückwärts geschobene Detachements waren einige wichtige Knotenpunkte des Verkehrs mit Italien, z. B. Atrans in Noricum, besetzt. Die weitere Sicherung der Strassen, an denen mitunter eine lange Postenlinie organisirt war, lag den Unterthanen selbst ob. —

Als am Ausgange des dritten Jahrhnnderts Diocletian seine grosse Staatsreform durchführte, ward vor allem auch das Militärwesen des Reiches neu organisirt. Augustus hatte nur Garnisonstruppen geschaffen, weil man zu seiner Zeit damit auskommen konnte. Jetzt, wo überall dem Reiche mächtige Gegner erstanden waren, erwies es sich als durchaus nothwendig, auch

[1]) Dies ist zu beachten. Mit Ansiedlung in unbebauten oder in sumpfigen und bergigen Gegenden, die sie erst zu cultiviren gehabt hätten, waren die Leute nicht zufrieden. Doch ist es wol vorgekommen, denn die pannonischen Soldaten klagen im J. 14 n. Chr.: „si quis tot casus vita superaverit, trahi adhuc diversas in terras, ubi per nomen agrorum uligines paludum vel inculta montium accipiant“. Tac. ann. I, 17. Vgl. hiezu A. W. Zumpt, Commentationes epigr. I, 450.

eine Feldarmee auf die Beine zu bringen, welche an die zunächst bedrohten Punkte sogleich dirigirt werden konnte, ohne dass dafür anderswo die Grenze entblösst zu werden brauchte.[1])

Die Zahl der Legionen ward nach dem neuen System vervierfacht, wie die Zahl der Provinzen; doch besassen sie nicht die Stärke der früheren und standen nicht mehr unter Legaten, sondern unter Präfecten. Man unterschied jetzt zwischen der Garde (den sog. palatini), den Linientruppen, welche dem kaiserlichen Feldlager folgten (comitatenes) und von den magistri militum befehligt wurden; endlich den Grenzsoldaten (riparienses oder limitanei), welche in den Festungen und Castellen am Rhein, am Euphrat und der Donau standen und von den Duces der einzelnen Grenzprovinzen kommandirt waren: so Moesia prima, Moesia secunda, Dacia ripensis im Orient; Valeria ripensis; Pannonia prima, dem auch Noricum ripense zugetheilt ward; Pannonia secunda mit Savia; Raetia prima und secunda im Occident. Zur Bildung dieser Legionen waren ausser den früheren Truppenkörpern dieses Namens auch die ehemaligen Auxilien verwandt worden; ferner recrutirten sie sich aus den seit Marc Aurel als Coloni ins Reich aufgenommenen Barbaren, welche die einzelnen Grundbesitzer zu stellen hatten und die man dann auf die verschiedenen Regimenter vertheilte.

Neben den Legionstruppen gab es auch jetzt Auxilia, bundesgenössische Contingente. Aber die veränderte Bedeutung des Namens zeigte den Fortschritt der Zeiten. Diese Auxilartruppen recrutirten sich nemlich nicht mehr wie früher aus den peregrinen Völkerschaften des Reiches; diese waren eben im Laufe des dritten Jahrhunderts bereits völlige „Römer“ geworden. Dafür nahm man jetzt Schaaren von Barbaren als „Bundesgenossen“ in Sold und schlug die römischen Schlachten gegen alle Traditionen des Reiches so mehr und mehr mit gedungenen Fremdlingen; na-

[1]) Die ersten Neuordnungen, bevor aber noch völlig mit dem alten System gebrochen war, betrafen die Donauländer. In Moesien wurden zwei neue Legionen aufgestellt, die I. Jovia und die II. Herculia; in Noricum (später auch in Pannonia prima) stationirte seitdem eine I. Noricorum, die auch zum Flottendienst dort herangezogen wurde. Constantin hat an der Donau einige neue Castelle angelegt, die älteren renovirt.

mentlich Germanen, wie Heruler, Bructerer, Salier, dann Alanen, Gepiden, Langobarden u. s. w. bildeten alsbald, den Kern des Römischen Heeres; auch in dieser Hinsicht war der Militärstaat zum Finanzstaat geworden, herrschte man durch Gold und nicht, wie einstens, durch Eisen. Die Folge war, dass seitdem mehr und mehr Germanen die Geschicke des Reiches bestimmten, zunächst im Dienste desselben als allmächtige Magistri militum, bald auch als selbständige Heerkönige an der Spitze ihrer Völkerschaften.

Wie so in allem der ganze Character der Zeit sich änderte, so zeigte sich dies auch in der Methode, nach der nunmehr die Landanweisungen an die Veteranen erfolgten. Es geschah dies, indem man ihnen und ihren Nachkommen dafür erblichen Kriegsdienst auftrug und demnach eine Institution schuf, die jener der österreichischen Militärgrenze ähnlich war. Auch der Dienst in den Castellen und Posten zur Sicherung der Transporte, wozu man namentlich ins Reich aufgenommene Barbaren, sog. Laeti oder Gentiles verwendete, war so organisirt. [1])

Unter den Kaisern Valentinian und Valens, von denen namentlich der erstere ein rühriger und für seine Zeit sogar vortrefflicher Regent war, wurde in den Jahren 365—373 durch den Magister militum von Illyricum Equitius, der dann wieder die Duces, die Legions- und Truppenabtheilungskommandanten hiezu verwandte, die ganze Festungs- und Postenkette an der Donau neuhergestellt. Wir kennen namentlich aus der Gegend von Fafiana (bei Ips) und von Salva (Gran) die diesbezüglichen Bauten; dort eine Burg, („burgus“ mit deutschem Namen genannt), welche von den Auxiliartruppen zu Lauriacum von Grund aus neuaufgeführt wurde, mit festen Mauern und Thürmen; hier ein Lager, dazu gleichfalls einen „burgus“, der den Namen „Commercium“ erhielt, was seine sonstige Bestimmung andeuten sollte. [2]) Auch jenseits der Donau, wo die Quaden sassen, liess Valentinian Brückenköpfe anlegen, was die erbitterten Barbaren mit einem

[1]) Vgl. Roth, Gesch. des Beneficialwesens S. 46—50. Rudorff, Gromatische Institutionen S. 371.

[2]) Vgl. C. I. L. III, 3653. Ephem. epigr. II. p. 389.

Einfalle über die Donau heimzahlten, bei dem alles Land bis in die Gegend von Sirmium verheert, Carnuntum selbst zerstört ward.

Ein paar Jahre nachher erfolgte der Anstoss zur sog. Völkerwanderung und von da ab waren derlei Plünderzüge der Barbaren in unsere Landschaften permanent; es bildeten sich in Folge dessen hier ganz eigenthümliche Zustände aus, die wir später in concreto des Näheren werden kennen lernen.

IV. Die Gauverfassung der Barbaren und das Städtewesen der Italiker in den Donauländern.

Als die Römer die Donaulandschaften occupirten, waren dieselben von zahlreichen Völkerschaften raetischer, keltischer, illyrischer, thrakischer Nationalität bewohnt. Die Raeter, soweit sie im heutigen Tirol und Graubündten sassen, werden von den Alten als nächste Verwandte der Etrusker oder Rasener, ihre Sprache als ein rauher Dialect der etruskischen bezeichnet; und wir haben keinen Grund, den Angaben eines so wohlunterrichteten Zeitgenossen, wie z. B. der Pataviner Livius war, den Glauben zu versagen. In der baierischen Hochebene hingegen sassen überall Kelten, ebenso in Noricum und darüber hinaus. Diese Kelten waren im 4. Jahrhundert n. Chr. aus Gallien hieher eingewandert und hatten die früheren Bewohner theils in die entlegeneren, namentlich bergigen Gegenden zurückgedrängt und die Herrschaft an sich genommen [1]; theils hatten sie sich auch mit diesen früheren Bewohnern thrakisch-illyrischen Stammes vermischt und waren mit ihnen zu einer Nation verschmolzen, wie im nördlichen Dalmatien und im südlichen Pannonien. Das übrige Pannonien und Dalmatien hatten nach wie vor die Illyrer inne, deren Nachkommen und Ueberbleibsel die heutigen Alba-

[1]) Mommsen, die Schweiz in Röm. Zeit S. 14 meint, dass seitdem auch in Bergraetien keltische Ansiedler, Raeto-Etrusker und vielleicht noch Trümmer und Splitter anderer Nationen bunt durcheinander gesessen haben werden. Steub, Kl. Schriften III, 329 ist wegen der Ortsnamen dagegen, die, so weit sie überhaupt peregrinen Ursprungs sind, durchaus einen einheitlichen Character an sich tragen. Vgl. auch „Zur Rhaetischen Ethnol.“ S. 23.

nesen sind. Die Daker in Siebenbürgen und den angrenzenden Landschaften waren thrakischer Nationalität, die zu der illyrischen beiläufig in demselben Verhältnisse stand, wie etwa jetzt die deutsche zu der scandinavischen. [1])

Die einzelnen Stämme bildeten je ein Gemeinwesen für sich, einen Gauverband, der in den raetisehen und keltischen Landschaften „civitas", in den östlichen Donauprovinzen von thrako-illyrischer Nationalität regelmässig mit dem Localnamen (regio) genannt wurde.

Eine Vereinigung der einzelnen Stämme zu einer Nation war nur theilweise gelungen. In Raetien, namentlich in den bergigen Gegenden, wö schon von der Natur selbst die einzelnen Thäler unter sich abgeschlossen sind, bildete jedes einen Gau und stand für sich da: in dieser Zersplitterung waren sie mit Leichtigkeit von den römischen Truppen niedergeworfen worden. Die Römischen Geographen zählen uns die Namen dieser Gaue auf, ohne dass schon sie, und demnach noch weniger wir, mit Genauigkeit die Wohnsitze aller einzelnen zu bestimmen vermöchten: bereits dem Plinius schien es am angezeigtesten, seiner Darstellung dieser Verhältnisse einfach das „Tropaeum Alpium" einzuverleiben, die officielle Liste aller unter den Auspicien des Augustus besiegten Alpenvölker. [2]) Auch wir müssen uns daran halten. Danach sassen denn, um wenigstens die wichtigeren zu nennen, an der oberen Etsch die Venosten, nach denen noch jetzt der Vintschgau benannt ist; am oberen Inn, im heutigen Engadin die Oeniaten; in der Gegend an den Quellen des Rheins sassen die Saruneter, ein ähnlich benannter Stamm auch im Sarnthal nordwärts von Bozen; [3]) das Thal der Eisack hatten die Isarken inne; das Inn- und Wippthal der Breonen und Genaunen „unsanftes Geschlecht". Bei den Vindelikern werden die vier Stämme der Consuanetes, Rucinates, Licates, Catenates unterschieden.

[1]) Vgl. Zeuss, die Deutschen und ihre Nachbarstämme. S. 233 ff. F. Müller, Allg. Ethnographie S. 60.

[2]) Plin. h. n. III. c. 20: Incolae Alpium multi populi — iuxtaque Carnos quondam Taurisci appellati nunc Norici. His contermini Raeti et Vindelici, omnes in multas civitates divisi.

[3]) So Steub, Kl. Schriften III. S. 302.

Anders lagen die Dinge in Noricum; hier hatten die keltischen Völkerschaften im Laufe des ersten Jahrhunderts v. Chr. sich zu einem „Königreich" zusammengethan. Zu Caesar's und des Augustus Zeiten beherrschten hier nacheinander die Könige Voccio I., Voccio II., Critasir einen Völkerbund zwischen den südlichen Boiern und den Tauriskern. Der erste Voccio wird als Ariovist's, des Suevenkönigs, Schwager genannt, der zweite stand mit Caesar im besten Einvernehmen und schickte ihm Hilfstruppen zur Zeit des Bürgerkrieges, der letztgenannte, Critasir, hatte gegen die Daker harte Kämpfe zu bestehen.

Die einzelnen Gaue in Noricum zählt uns Ptolemaeus auf. Da waren die Sevaker im heutigen Pusterthale [1]), nördlich davon die Ambisontier im Pinzgau; an der oberen Drau sassen die Ambidraver, an der Geil die Ambiliker, um Noreia die eigentlichen Noriker, ohne Zweifel die zahlreichste Abtheilung, da deren Name nachher die frühere Gesammtbezeichnung der Taurisker (d. h. „Bergbewohner") verdrängt hat; die Alauni und noch einige andere. [2])

Am südlichen Abhang des Gebirges bis zum Meer hin sassen Carner und Japyden, deren Gebiet theils bald nach der Eroberung zu Italien geschlagen wurde, theils den Uebergang zu Dalmatien bildete. Auch dieses bewohnten zahlreiche Stämme, die mehrere Eidgenossenschaften mit einander bildeten; wie denn z. B. die Japyden und 14 Städte der Liburner mit den eigentlichen Dalmatern in Verbindung getreten waren und den gemeinsamen Landtag zu Scardona beschickten. [3])

Nördlich davon, in Pannonien, war im Gegensatz zu Noricum und Dalmatien, gleichwie in Raetien die Zersplitterung am grössten. Die ganze politische Verfassung beruhte hier auf Genossenschaften, die sich ursprünglich durch Verwandtschaft, später wol auch durch räumliche Verbände begründeten. Auch hier bildete jeder Gau einen Staat für sich, es gab weder ge-

[1]) Vergl. Mommsen zu C. I. L. V. 1838, wo die civitas Saevatum genannt ist.

[2]) Die Inschrift C. I. L. V. 1838 nennt auch eine civitas Laiancorum; die entweder bei dem Geographen gar nicht genannt oder (zu Alauni?) corrumpirt ist.

[3]) Plin. h. n. III. c. 21.

meinschaftliche Landtage noch gemeinsame Fürsten, die nach aussen die Genossenschaft repräsentirt hätten. [1])

Wir finden hier die Azalii, die auch noch später auf Inschriften genannt werden; [2]) desgleichen die Boier, von denen Reste auch nach dem Sturze ihrer Herrschaft durch die Daker hier sich erhalten haben; [3]) die Latobiker, deren Hauptort bei Treffen in Krain lag; [4]) die Varcianer, östlich von den vorgenannten; [5]) ferner die Scordisker, die aus Moesien nach Unterpannonien verpflanzt worden waren; [6]) die Aravisker an der Donau unterhalb Aquincum; [7]) die Jaser, die von Warasdin bis Daruvar wohnten; [8]) die Breuker, ein kriegerischer Stamm, der unter den Auxiliartruppen des Reichsheeres eine bedeutende Rolle spielte. [9]) Endlich wohnten zwischen Save und Drau die Amantiner. —

Das waren also die Völkerschaften in den Donaulandschaften und dies ihre Verfassung, als die Römer hier eingriffen und ihre Institutionen begründeten. Zunächst blieben die Gaue nach wie vor die Basis der Verwaltung und Jurisdiction, bis nach und nach die Stadtverfassung, wie im übrigen Reiche so auch hier durchdrang.

[1]) Appian. Illyr. 22: ὑλώδης δέ ἐστιν ἡ Παιόνων. — — Καὶ οὐ πόλεις ᾤκουν οἱ Παίονες οἵδε, ἀλλ' ἀγροὺς ἢ κώμας κατὰ συγγένειαν. οὐδ' ἐς βουλητήρια κοινὰ συνῄεσαν οὐδ' ἄρχοντες αὐτοῖς ἦσαν ἐπὶ πᾶσιν.

[2]) Gruter 409, 2: ein praef. ripae Danuvi et civitatum duarum Boior. et Azalior. — C. I. L. III. D. XXXIX. cf. p. 523: ein Militärdiplom für einen ex pedite Ursioni Busturonis f. Azalo. Gef. in Oberpannonien am Plattensee, aus der Zeit des Antoninus Pius.

[3]) Vgl. C. I. L. III. p. 525. n. 4594: Ariomannus Iliati f. Boius. — D. XXIV. a. 107 ist hingegen Mogetissae Comatulli f. Boio ausgestellt, wol einem gallischen Boier, da seine Frau eine Sequana ist. Ein Theil der Boier war nemlich nach der entscheidenden Niederlage nach Gallien gezogen; ihr früheres Land hiess seitdem die „Boierwüste"; dass in derselben aber deswegen gar kein Mensch gelebt hätte, wäre unrichtig anzunehmen.

[4]) Vgl. C. I. L. III. p. 496.

[5]) Vgl. Zeuss, die Deutschen und ihre Nachbarstämme. S. 256. — D. II: Jantumaro Andedumis f. Varciano.

[6]) C. I. L. III. p. 415. n. 3400.

[7]) C. I. L. III. p. 415. 429. D. XLII. XLVI. 3325. Röm. Münzwesen S. 696.

[8]) C. I. L. III. p. 507. n. 4000: „res publica Jasorum": D. XII: Frontoni Sceni f. Jaso. — n. 4121: „Aquae Jasae" (Warasdin.)

[9]) Vgl. I. C. L. III. p. 1149. Sie stellten mindestens 7 Cohorten: während in Noricum, wie in Raetien und Vindelicien die einzelnen Stämme unter den Truppenkörpern nie speciell genannt erscheinen, ist das bei den Breukern der Fall.

Von einer Geschichte der genannten Völkerschaften kann im Uebrigen nicht die Rede sein. Dieselben werden zuerst genannt, als sie den Römern bekannt wurden; und dieser Bekanntschaft folgte alsbald die mercantile Ausbeutung und endlich auch die politische Unterwerfung. Von da an ward Jahrhunderte hindurch Sitte, Glauben, Sprache durch die Römer beeinflusst — eine nationale Entwicklung war unter diesen Umständen nicht möglich; wir sehen nur das Absterben derselben und ihre allmählige Umwandlung, wenn nicht zu Römern, so doch zu Romanen, d. h. nicht zu einer neuen Nation, sondern zu cosmopolitischen Angehörigen des Römischen Weltreiches.

Gleich nach der Eroberung führten die Römer ihre Sprache als die in Verwaltung und Gericht allein massgebende ein, wie das in allen Landschaften geschah, die nicht, wie die griechischen, punischen, ägyptischen Gebiete eine eigene ältere Civilisation aufzuweisen hatten, der gegenüber man etwas schonender vorgieng. Neben dem Latein erhielten sich die einheimischen Dialecte als Patois noch lange im Munde des gemeinen Volkes, indem sie mit der Zeit mehr und mehr an Boden verloren und zuletzt ganz verschwanden.

Aus jener älteren Periode der Freiheit blieb unter diesen Verhältnissen nichts erhalten, als einige antiquarische Funde von Münzen und von allerlei Geräth, Zeugen der Handelsverbindungen, die schon in vorrömischer Zeit hier bestanden hatten; wie denn der Bernsteinhandel von den Ufern der Ostsee seit jeher durch die heute österreichischen Lande durchgieng, Dacien, wie wir sahen, besonders mit den hellenistischen Reichen in lebhaftem Verkehr stand. Dann sind hier besonders auch hervorzuheben die zahlreichen Funde von etruskischem Schmuck und Hausrath in den Gräbern namentlich unserer westlichen Landschaften, die beweisen, wie schon zur Zeit der Blüte etruskischer Macht in Italien (6. und 5. Jahrhundert v. Chr.) der Tauschhandel nach dem Norden sehr florirt hatte [1]; und aus den Münzen von Mas-

[1]) Vgl. Genthe, Ueber den Tauschhandel der Etrusker nach dem Norden. 1874. Mommsen, Die nordetruskischen Alphabete auf Inschriften und Münzen. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich VII. 1853. S. 199 ff. Auch Corssen in seinem Werke über die Sprache der Etrusker geht auf den Gegenstand ein.

silia, welche ebenfalls dort — namentlich im südlichen Raetien-zu Tage kamen, ist ersichtlich, dass ihrerseits die berühmte griechische Colonie von Westen her den Etruskern kräftigst Concurrenz gemacht habe [1]).

Ein anders Denkmal jener vorrömischen Epoche endlich, das auf uns gekommen, bildet die Nomenclatur unserer Gegenden; eine Reihe von Flüssen, Bergen, Ortschaften, wie z. B. die Donau, der Inn, die Drau, die Raab u. s. w.; die Tauern, die Alpen, Cilly, Pettau, Wien tragen noch heute die Namen, die ihnen die Kelten gegeben haben. Im raetischen Berglande, das auch in dieser Hinsicht die wenigsten Wandlungen durchgemacht hat, ist die alte Nomenclatur, die einen wesentlich anderen Character trägt, desgleichen bis auf diesen Tag erhalten, mannigfach überschichtet von Romanischen und Germanischen Namen, die den späteren Culturepochen entsprechen.

Darauf fussen die ethnologischen Forschungen über jene Gegenden, da andere Quellen eben gänzlich fehlen.

Die angeführten Völkerschaften aber bilden gleichsam das Substrat für die Römische Herrschaft, das passive Element unter derselben. Alles active Eingreifen in die Verhältnisse gieng von den Römern aus: der ganze Character unserer Landschaften wandelte sich in Folge dessen um und erhielt ein völlig anderes Gepraege.

Was nun die Römer vor Allem Eigentümliches in diese Landschaften brachten, das wodurch die Civilisation der Italiker und ihre Herrschaft an der Donau sich stabilirte, das war die Einführung des Städtewesens in der eigentümlichen Form, wie es bis dahin auf der apenninischen Halbinsel sich entwickelt hatte [2]).

[1]) Vgl. Mommsen, Röm. Münzwesen. S. 672 f.

[2]) Für das Folgende im Allgemeinen vgl. man: A. W. Zumpt, de col. et municip. Roman. in den Commentationes epigraph. I. (1850). Mommsen, über die Stadtrechte von Salpensa und Malaca. Abhandl. der sächsischen Gesellschaft der Wissensch. III. (1857) S. 388 ff. Kuhn, die städtische und bürgerliche Verfassung des Röm. Reiches. 2 Bände (Leipzig 1864 f.). Marquardt, Röm. Staatsverwaltuug I. (1873) S. 426—523. Ferner die Ephemeris epigr. II, 105—151. 221—232 (1874), wo die jüngst aufgefundene Lex coloniae Juliae Genetivae edirt und von Mommsen commentirt ist. Die neueste Darstellnng bietet ein Aufsatz von Duruy: „Du régime municipal dans l'Empire romain aux premiers siècles de notre ère" in der Revue historique von Monod und Fagniez. I. (1876).

Die Römer kannten überhaupt nur zwei verschiedene Organisationen des Gemeinwesens; nemlich nach Städten und nach Völkerschaften oder Gauen. „Jene findet sich im Gebiet der vollkommenen Civilisation, also in Italien, Griechenland, Kleinasien, Africa; diese in den ehemals barbarischen Landschaften, z. B. in Moesien, Pannonien, Gallien, natürlich in der Art, dass mit der steigenden Cultur und der allmähligen Assimilirung der Bewohner an Italien die Stadtverfassung neben und über der Gauverfassung sich geltend machte“ [1]).

Die Römer haben, indem sie darin nur dem Grundgedanken aller Politien des klassischen Altertums Ausdruck gaben, ihr ganzes Reich nach Städten organisirt: die einzelnen Provinzen sollten dem entsprechend nichts sein als zum Behufe der Verwaltung gebildete Bezirke, Collective von Städten. Eine jede Stadt bildete der anderen gegenüber ein in sich völlig abgeschlossenes Ganze. Wer aus einer Stadt des Römischen Reiches oder dem Gebiet einer solchen stammte, war unauflöslich an sie gebunden; mochte er in derselben Stadt oder in einer anderen den Wohnsitz (das „domicilium“) haben, er wurde als Angehöriger der ersteren beurteilt, hatte dort seine Heimat oder, wie der technische Ausdruck lautete, seine origo; er ward von ihr zu den gemeinen Lasten herangezogen und ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen. Durch die Veränderung des Wohnsitzes ward dieses Abhängigkeitsverhältnis in keiner Weise aufgehoben oder derogirt [2]). Kurzum: die verschiedenen Städte des Römischen Reiches standen zu einander, wie die Angehörigen fremder Staaten und übten über ihre Abkömmlinge dieselbe Gewalt aus, wie früher, da sie souveraen gewesen waren.

Dieses eigentümliche Städtewesen haben nunmehr die Römer auch in die Landschaften an der Donau übertragen, wo bisher die Gauverfassung allein geherrscht hatte: man gründete alsbald Municipien und Colonien und Städte Latinischen Rechtes, um so einerseits an die Stelle der durch den Krieg aufgeriebenen ur-

[1]) Mommsen, Die Schweiz in Röm. Zeit. S. 17.

[2]) So mussten bekanntlich Joseph und Maria von Nazareth nach Bethlehem gehen, um sich dort aufschreiben und censiren zu lassen, weil Josephs Geschlecht von dort stammte.

sprünglichen Bevölkerung eine neue Römische zu setzen und die eroberten Länder gegen äussere und innere Feinde zu sichern, andererseits dieselben unmittelbar in das Römische Cultur- und Rechtsleben einzuführen.

Der Unterschied zwischen Municip und Colonie war der, dass ersteres sich constituirte durch seine bisherigen Einwohner, die man mit dem Bürgerrechte bedachte; in letztere aber eine neue römische Bevölkerung eingeführt wurde, die zu der älteren in ein verschiedenes Rechtsverhältniss trat; entweder wurden die alten und die neuen Einwohner mit gleichen Rechten betheilt oder es wurde die ganze alte Einwohnerschaft geradezu der neuen unterworfen und alles Antheiles an der Communalverwaltung beraubt; was mitunter zu allerlei Reibungen und namentlich in der ersten Zeit wol auch zu blutigen Aufständen geführt hat [1]).

Man gieng aber so vor kraft des Rechtes der Eroberung, wonach der gesammte Provincialboden zum „ager publicus populi Romani", d. h. zum Besitz des Staates, in den annectirten Reichen zum Besitz des Kaisers geworden war (was schliesslich auf dasselbe hinauskam); in Folge dessen er beliebig verwendet werden konnte, ohne dass die bisherigen Inhaber auf Entschädigung rechtlich einen Anspruch machen konnten, diese ihnen höchstens im Gnadenwege gewährt wurde.

Die Verfassung, welche diese Municipien und Colonien erhielten, war die der altlatinischen oder auch, insofern nemlich deren Verfassung in den Grundzügen der Römischen gleich war, der Römischen altpatricisch-consularischen Gemeinde und machte sie so zu kleineren Abbildern der grossen Roma, bevor durch den Ständekampf hier alle Verhältnisse sich verschoben hatten. Da war das Volk, das wie die Römische Gemeinde nach Curien oder auch nach Tribus

[1]) Man vgl. darüber Tac. Ann. XIV. 3, wo ein solcher Aufstand in der Colonie Camoludunum in Britannien geschildert wird: (Britanni) rapiunt arma acerrimo in veteranos odio quippe in coloniam Camulodunum recens deducti pellebant domibus, exturbabant agris, captivos, servos appellantes, foventibus impotentiam veteranorum militibus similitudine et spe eiusdem licentiae. Vgl. Marquardt, Staatsverw. I, 456. Die deutsche Colonisation in den östlichen und südlichen, theils Slavischen, theils Romanischen Grenzlanden des deutschen Reiches hat sich vielfach in ähnlicher Weise vollzogen; die alten Einwohner wurden entweder ganz ausgetrieben, oder in das schlechtere Stadtviertel, das „Wendendorf," das „Latinerquartier" verdrängt.

abgetheilt war, das die Magistrate wählte, Gesetze gab, Beschlüsse fasste [1]).

Der Stadtrath der Decurionen bestand aus 100 Mitgliedern, wie das in ältester Zeit auch beim Senat in Rom der Fall gewesen war. Als Magistratur fungirten regelmässig vier Personen, nemlich zwei höchste richterliche Beamte, welche den römischen Consuln entsprachen und zwei Aedilen, welche die Marktgerichtsbarkeit ausübten. Diese Magistratspersonen bildeten dann mit einander entweder zwei Collegien von zwei Männern (duoviri) oder eines von vier Männern (IVviri); wie das erstere in den Colonien, das letztere in den Municipien gewöhnlich war. Wenn die Beamten der Census zu halten hatten, was in der Regel alle 5 Jahre geschah, so erhielten sie zum Titel den Zusatz „mit censorischer oder Fünfjahrgewalt.“ Die Gemeindekasse verwalteten zwei Quaestoren. Fürs Sacralwesen sorgten zunächst die beiden der ältesten latinischen Verfassung allein bekannten Collegien priesterlicher Sachverständiger, die municipalen Pontifices und Augurn; wozu dann, wie in Rom für einzelne Feste und Gottheiten verschiedene Bruderschaften sich constituirten, die unter eigenen „Magistri“ standen und die Opfer und die heiligen Gebräuche auszurichten unternahmen.

Die Analogie zwischen dem alten Rom und namentlich den Colonien gieng noch weiter. Jeder Stadt war das umliegende Gebiet, oft von bedeutendem Umfange, attribuirt oder contribuirt, wie die technischen Ausdrücke lauten. Die Bewohner dieses Gebietes waren minderen Rechtes als die Bürger der Stadt, sie waren in der Regel Peregrinen, später wurden sie mit der Latinität begabt; sie standen demnach zu der „Stadt“ in dem ersteren Fall in demselben Verhältnis, wie einst die Provincialen, im letzteren aber wie die latinischen Bundesgenossen zu Rom, sie erlangten consequenter Weise das volle Bürgerrecht, sobald sie in der Stadt zur Aedilität gelangten. So vollzog sich auch hier jene Nivellirung und Gleichstellung anfänglich mit verschiedener

[1]) Erst später ist ein grosser Theil dieser Befugnisse der Volksversammlung, wie in Rom, auf den Gemeinderath übergegangen. Wie lebhaft aber früher oft die Wahlkämpfe in solchen Municipien gewesen sein mögen, beweisen zahlreiche darauf bezügliche Wandinschriften in den Strassen von Pompeii.

Rechtsstellung begabter Bewohner, wie im Allgemeinen für das ganze Reich das bezeichnet wird durch die Epoche des Socialkrieges und durch die Begründung des Principats. In dieser Weise war man schon vor dem J. 100 a. Ch. in der gallischen Landschaften am Po vorgegangen, so war Gallia cisalpina in der That in kürzester Frist romanisirt worden; man durfte mit Recht hoffen, auch hier das gleiche Resultat zu erzielen.

Stadt und Land war nach dieser Verfassung zu einem organischen Ganzen verbunden; wer aus einem Dorfe abstammte, war in der Stadt heimatsberechtigt: der Gegensatz zwischen Stadt und Land, wie er z. B. das deutsche Wesen von jeher gekennzeichnet hat, war den Italikern, wie den Griechen völlig unbekannt [1]).

Die Dörfer waren nur Vereinigungen sacralen Characters, an ihrer Spitze standen „Magistri," wie an der Spitze jeder sacralen und anderen Corporation; die Stadt, deren Kennzeichen eben die eigentümliche Organisation ihrer Magistratur war, bildete die souveräne, die autonome Gemeinde, völlig einen Staat im Staate. In den Colonien der noch nicht völlig pacificirten Provinzen waren sowol die Bürger, wie die Insassen und die „Contributi" verpflichtet, im Fall, dass das Stadtgebiet angegriffen werden sollte, die Waffen zu ergreifen und unter Anführung des Bürgermeisters oder dessen Stellvertreters gegen die Feind zu rücken, wie auch Rom in den Jahren seiner Kindheit es gehalten hatte; der Kommandant sollte dabei über das städtische Aufgebot dieselben Rechte ausüben, wie ein Tribun des Römischen Reichsheeres [2]).

[1]) Man vgl. damit die Verhältnisse, die noch im neueren Italien obwalten, wo der Stand der Possidenti, d. h. der Besitzer der Ländereien, seinen wesentlichen Aufenthalt in den Städten hat und diese nur verlässt, um auf jenen seine Villeggiatur zu halten; auf dem Lande blieb regelmässig nur die ackerbautreibende, an den Boden gefesselte Classe der Bevölkerung. — Im Mittelalter haben die italienischen Communen, eingedenk ihrer alten Traditionen, die Bildung eines Herrenstandes auf dem Lande mit Gewalt verhindert, indem sie die Burgen des Adels brachen und ihn zwangen in der Stadt zu wohnen. In Folge dessen steht noch jetzt in Italien Adel und Bürgertum in keinem Gegensatz zu einander.

[2]) Diese Verpflichtung enthält die Lex col. Genetivae c. 103: Quicumque in col(onia) Genet(iva) IIvir praef(ectus)ve i(ure) d(icundo) praerit, [eum] colon(os) incolasque contributos quocumque tempore colon(iae) fin(ium) [tu]endorum causa armatos educere decurion(es) cen(suerint), quot m(aior) p(ars) qui tum aderunt decreverint, id e(i) s(ine) f(raude) s(ua) f(acere) l(iceto). [Ei]que IIvir(o) aut [q]uem

Die Stadt erhob selbst die Steuer von ihren Bürgern; sie hatte ferner die Strassen, Cloaken, Aquaeducte und sonstigen Baulichkeiten ihres Gebietes in Stand zu halten; durchreisende römische Magistrate und ihre Begleitung, sowie durchmarschirende Truppen mussten verpflegt werden. Von Reichswegen wurde in die ganze innere Verwaltung der Stadt so wenig als möglich eingegriffen, nur im Allgemeinen die Oberaufsicht geführt; die Beamten der Reiches und die Beamten der Stadt concurrirten dabei mit einander in der Art, dass Reichsrecht Stadtrecht brach und für alle höhere Gerichtsbarkeit und Verwaltung dem Beamten des Staates die Competenz zugetheilt ward. Zudem waren die Römischen Städte in den Provinzen von denjenigen Italiens dadurch unterschieden, dass ihr Boden dem Reiche steuerpflichtig war; eine Ausnahme hievon trat nur ein, wenn einer Colonie das „ius Italicum“ verliehen und ihre Bürger dadurch von der Kopf- und Grundsteuer, desgleichen von der Gerichtsbarkeit und Verwaltung des Statthalters eximirt ward.

Diese weitgehende municipale Autonomie ist es gewesen, die der Epoche des Römischen Principats recht eigentlich ihr Gepraege aufgedrückt hat und die Blüte der Provinzen, die Glückseligkeit des gepriesenen Zeitalters der Antonine herbeiführte. Mochte in Rom selbst der Wahnwitz eines Caius, eines Nero, eines Commodus und Caracalla den Thron schänden, mochten im ersten Jahrhundert in der Hauptstadt des Reiches noch immer Republik und Monarchie einander in tückischem Kampfe gegenüberstehen, an den Ufern der Donau, in Noricum, Pannonien, Dacien verspürte man wenig davon, ausser dass natürlich die financiellen Krisen eben auch auf die Provinz ihren Rückschlag ausübten oder eine nothwendige Action etwa ins Stocken gerieth. Dann blieb aber die Reaction nicht lange aus; Volk und Heer waren nach der Verfassung berechtigt, den Regenten wie zu machen, so auch zu stürzen; und man hat von diesem Rechte oft genug Gebrauch gemacht. So vollzog sich der grosse welthistorische

IIvir armatis praefecerit idem ius eademque anim[a]dversio esto, uti tr(ibuno) mil(itum) p(opuli) R(omani) in exercitu p(opuli) R(omani). Vgl. hiezu Mommsen in der Ephem. epigr. II, 127. — Man sieht, dass auf der Römischen Reichskarte die Colonien mit gutem Grunde durch Mauern und Thürme ausgezeichnet erscheinen.

Entwicklungsprocess, die Verschmelzung aller Nationen rings um das Mittelmeer herum mit aller Stetigheit und in aller Ruhe.

Erst mit dem Verfalle des Reiches, von diesem bedingt und ihn wieder bedingend, trat in den municipalen Verhältnissen wie in allen anderen, ein Aenderung zum Schlimmeren ein; erst in Italien und dann auch mehr und mehr in den Provinzen. Die Communen waren nicht mehr im Stande, ihren weitgehenden Verpflichtungen nachzukommen; die Geldgebahrung liess zu wünschen übrig, die municipalen Aemter fanden keine Bewerber mehr, der Gemeinsinn ward in Eigennutz verkehrt. Da schritt die Regierung ein, sie beschränkte die Selbstverwaltung und übertrug einen grossen Theil der Functionen der bisherigen Municipalmagistrate an von ihr ernannte Beamten. Die Diocletianische Reform mit ihrer Verkleinerung des bisberigen Verwaltungssprengel und ihrer Centralisation vollendete diesen Gang der Dinge. In den Städten wurden eigene Friedensrichter (sog. defensores) aufgestellt; die Bekleidung der Magistraturen einfach erzwungen, der Stand der Decurionen in gleicher Weise behandelt als eine pflichtige Kaste; alle Verhältnisse wurden durch die kaiserliche Bureaukratie reglementirt; was früher eine Ehre gewesen, war jetzt unter veränderten Umständen zur Last geworden. —

Dieses italische Städtewesen also verpflanzten die Römer in unsere Landschaften; und je nachdem dasselbe hier einen mehr oder minder günstigen Boden für seine Entwicklung fand, giengen die Dinge auch in verschiedener Weise vorwärts, ward die Romanisirung beschleunigt oder verzögert.

Da sehen wir z. B., dass in Raetien der Romanismus allem Anschein nach erst in der byzantinischen Epoche durchgedrungen ist: Binnenraetien zeigt ausser offiziellen Denkmalen, wie Meilensteinen und den Inschriften officieller Persönlichkeiten, z. B. der Zollbeamten zu Seben in Südtirol, fast gar keine Spuren Römischen Lebens. Die Gauverfassung, wie die Römer sie zur Zeit der Eroberung vorfanden, hat sich hier erhalten, so lange ihre Herrschaft dauerte und darüber hinaus. Nur 3 Städte Italischer Art sind während der ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in dieser Provinz emporgekommen: Augusta Vindelicorum (Augsburg), dem Hadrian Municipalrecht verlieh, nachdem es früher schon ein bedeutender Marktflecken mit Römischer Be-

völkerung gewesen war; dann Campodunum (Kempten) und Brigantium (Bregenz) am Bodensee.

Ausserdem erwuchsen an der Donau, wo die Garnison vertheilt lag und an den grossen Heerstrassen, die das Land durchzogen, römische Niederlassungen; das war aber auch alles. Im Gebirge sass noch lange, namentlich in den hinteren Thälern, die raetische Bevölkerung und erst während der stürmischen Jahrhunderte der sog. Völkerwanderung, wo zahlreiche Flüchtlinge aus dem Flachlande sich hier ansammelten, ward die Romanisirung vollendet [1]; ganz in ähnlicher Weise, wie sich nachher die Germanisirung hier vollzogen hat.

Was dann Noricum betrifft, so ist zu bemerken, dass diese Provinz den anderen Donaulandschaften in der Entfaltung Römischen Wesens merklich vorausgeeilt ist. Dazu mag wol auch der Umstand beigetragen haben, dass schon während der Republik zahlreiche Römer in dem gold- und eisenreichen Lande, dem „Californien" jener Zeit, Handelsverbindungen angeknüpft hatten [2]; römische Kaufleute siedelten sich in Folge dessen namentlich in den südlicher gelegenen Orten z. B. in Celeia schon ziemlich früh an. Zuletzt war das Land ohne Schwertstreich annectirt worden. Man behandelte es desshalb in der Folge ganz anders als Raetien, welches mit Waffengewalt bezwungen war, dem Römische Sprache und Sitte aufgedrungen werden musste, während Noricum aus freien Stücken sie annahm. Das Römische Städtewesen gedieh hier und in dem angrenzenden Theil von Pannonien sogleich, viel früher als z. B. in Germanien oder auch in den anderen Landschaften an der Donau: in der Gegend von Laibach, von Cilli und von Klagenfurt constituirten sich die ältesten Römischen Gemeinden innerhalb der illyrischen Provinzen. Emona (bei Laibach) in Pannonien ward unter Augustus Colonie; vielleicht schon unter Tiberius, jedenfalls unter Claudius erhielt Virunum (Maria Saal im Zollfelde) Stadtrecht; derselbe Claudius ward auch der Stifter der Municipien Aguontum und Teurnia an der oberen Drau, von

[1] Vgl. Mommsen, Die Schweiz in Röm. Zeit. S. 16.

[2] Schon im 2. Jahrhundert v. Chr. war in Folge der ersten Bekanntschaft mit den norischen Goldlagern und ihrer rationellen Exploitirung in Italien der Preiss des Goldes um ein Drittel gesunken. Polybius bei Strabon IV, c. 12. V. c. 9.

Juvavum (Salzburg), von Celeia (Cilli), die vereint mit dem pannonischen Savaria (Stein am Anger) von nun an dankbar den Namens ihres Stifters als „municipia Claudia“ geführt haben.

In Pannonien lagen sonst die Dinge vielfach ähnlich wie in Raetien; hier hinderten die Berge, dort die Steppen die Entfaltung von Städten und somit überhaupt des Römischen Wesens. Die grössen Ebenen im Innern Ungarns blieben vorerst barbarisch; die Römer siedelten sich an dem Laufe der Donau entlang, wo die Truppen stationirt waren und der Verkehr durch die Schiffbarkeit des Stromes sich erleichterte. Dichter sassen sie auch an der norischen Grenze hin, wo die grosse Heerstrasse von Siscia nach Carnuntum vorbeiführte, die schon in der ersten Kaiserzeit hier Handel und Verkehr hervorrief und beförderte; eben jenes Savaria, das Claudius zum Municip erhob, ist an dieser Strasse gelegen gewesen. Es ist sehr bemerkenswerth, dass die deutsche Ansiedlung in Ungarn, wie sie während des Mittelalters sich vollzog, vielfach einen ähnlichen Entwicklungsgang durchgemacht hat, wie früher die Römische, da auch sie die Steppen mied und die Centralpunkte des Verkehrs und demnach städtischen Lebens bevorzugte.

Dieses begann, wie in Noricum unter Claudius, so in Pannonien unter den Flavischen Kaisern kräftig zu erblühen, indem erst von diesen einer ganzen Reihe von Orten, wie Noviodunum (bei Dernovo in Krain), Siscia (Sissek), Scarabantia (Oedenburg), Sirmium (Mitrovic) u. a. das Stadtrecht ertheilt wurde.

In jene weiten Ebenen aber, welche die Culturvölker mieden, und wo sich später die unsteten Reiternationen der Hunnen, der Avaren, der Ungarn, der Kumanen, der Jazygen (uneigentlicher Benennung) u. s. w. niedergelassen haben, verpflanzten die Römer unter ihrer Herrschaft zahlreiche Barbarenschaaren germanischer und sarmatischer Herkunft; namentlich seit Marc Aurel, der, wie bereits früher ausgeführt worden ist, diese Ansiedlungen gleichsam in ein System gebracht hat, durch welches der Entvölkerung des Reiches vorgebeugt werden sollte: die Römische Volkskraft war erschöpft und es trat ein Rückschlag ein, indem jetzt die Barbaren das Reich colonisirten. In Folge dessen scheint hier die Romanisirung der Landbevölkerung nur sehr oberflächlich, diese selbst durchwegs eine halbbarbarische gewesen zu sein, da

eben immer neue Menschenwogen über das Gestade der Donau schlugen, ehe noch das alte Werk gehörig vollendet war [1]). In den südlichen Theilen der Provinz, in der Gegend von Siscia und von Sirmium, mag es besser bestellt gewesen sein und auch sonst assimilirten sich jene Barbaren überraschend schnell den bestehenden Verhältnissen und nannten stolz sich „Römer.“

Was Dalmatien betrifft, so entwickelten sich auch hier aus den „oppida“ der Barbaren eine Reihe von Municipien, um deren endgiltige Constituirung sich die Flavischen Kaiser das grösste Verdienst erwarben.

Unter diesen Municipien war Scardona das bedeutendste. Ausserdem lagen in Dalmatien noch fünf Römische Colonien, Epidaurus, Narona, Salonae — eine Julische Gründung, — Aequum und Jader.

Auch das benachbarte Moesien romanisirte sich. Bis an den Balcan hin überwog überall das Römertum. Südwärts desselben übte bereits das Griechentum seinen Einfluss. Aber eigentliche Städtegründungen hatte dieses nur vorgenommen an den Küsten des adriatischen, des aegeischen, des schwarzen Meeres, wie es dem alten See- und Handelsvolke eben genehm war: der energischen und durchgreifenden Colonisation der Römer hielt diese zugleich vornehme und oberflächliche Art und Weise der Griechen nicht entfernt die Wage. Wenn auch die griechische Cultur hier überall, selbst in die Gegenden nördlich vor Balcan vorgedrungen war, wie die Inschriften uns beweisen [2]), so wurden doch selbst die thrakischen Staemme romanisirt, nicht graecisirt, obwol der Romanismus nicht

[1]) Die einzelnen Nachrichten über diese Ansiedlungen von Barbarenschaaren sind zusammengestellt bei A. W Zumpt, über die Entstehung und Entwicklung des Colonats. Rhein. Museum, 1846.

[2]) Die Funde in den Grabhügeln der Balcangegenden, namentlich von Münzen, bezeugen, dass die hellenische Civilisation dieselben schon im 4. Jahrhundert v. Chr. gestreift hatte. „Griechische Kaufleute bahnten dort mit den eingeführten Waaren gleichzeitig ihrer Sprache und ihren Göttern den Weg und die später folgenden Römer vermochten diese nicht zu verdrängen. Selbst die nördlichen Balcanterritorien nahm die griechische Cultur in so alleinigen Besitz, dass ich dort wol zahlreiche hellenische nur selten aber lateinische Inschriften antraf.“ So F. Kanitz im Feuilleton der „N. Freien Presse“ 1876. Jänner 12. Es verstärkte sich das Romanische Element wol auch hier erst seit dem Ausgange des 3. Jahrhunderts durch Flüchtlinge von jenseits der Donau.

früher als in Raetien, d. h. in byzantinischer Zeit durchgedrungen sein wird [1]): bis ins 7. Jahrhundert ist das Latein hier im Osten die Amtssprache gewesen [2]); während ein Romano-illyrischer Dialect einem Theil der Bewohner des Binnenlandes geläufig und zur Haussprache ward bis auf den heutigen Tag.

In die Entwicklung des Städtewesens, dessen Gang wir hier verfolgen, spielten nun die Eigentümlichkeiten des Römischen Kriegswesens herein, die wir bereits früher kennen gelernt haben; danach ward jeder entlassene Soldat Bürger und hatte Anspruch darauf, entweder in einer schon bestehenden Gemeinde eine Heimstätte assignirt zu bekommen oder in eine erst zu gründende Colonie ausgeführt zu werden [3]). Wir sehen, dass dies in der That auch geschehen ist; mitunter hat ein Kaiser wol die einzelnen Deductionen, die er vornahm, numerirt, wie das auch bei anderen Institutionen, z. B. den bekannten Alimentarstiftungen Traians, geschehen ist. So kommt in Poetovio ein Veteran der leg. II. adiutrix vor, der dahin ausgeführt worden war „missione agraria altera" [4]). Nach Narona in Dalmatien finden wir zu irgend einer Zeit Veteranen der leg. VII. pia fidelis, nach dem Ort Siculi bei Salonae überhaupt Veteranen zur Zeit des K. Claudius deducirt. In anderen Städten z. B. in Emona erscheinen desgleichen zahlreiche Veteranen, die sich dort entweder freiwillig niedergelassen hatten oder dahin ausgeführt worden waren.

Wie sich in dieser Weise der Stamm der Römischen Bevölkerung beständig mehrte, das sehen wir unter anderem na-

[1]) Vgl. W. Tomaschek, Brumalia und Rosalia. Sitzungsber. der W. Akademie LX. (1868). S. 398.

[2]) Es ist in dieser Beziehung namentlich hervorzuheben, dass im 4. Jahrhundert die Bischöfe von Dorostorum (Silistria) und Remesiana (Niš) lateinische Tractate schrieben und die Bischöfe von Marcianopolis in ihrer Correspondenz mit dem Concil von Chalcedon (451) und den byzant. Kaisern sich der lateinischen Sprache bedienten. Näheres über das Verhältnis von Graecismus und Romanismus auf der Balcanhalbinsel könnte nur die epigraphische Forschung zu Tage fördern, der es aber bis jetzt eben an dem nöthigen Material gebricht, da die Türkei noch nicht wissenschaftlich ausgebeutet ist.

[3]) Beides ist gleich oft verfügt worden. Vgl. Tacit. Ann. XIV. 27. Mommsen, R. Staatsr. II. 933.

[4]) C. I. L. III. 4057.

mentlich auch an den Personennamen, die in unseren Provinzen am meisten gäng und gäbe waren.

Jeder Peregrine, der das Bürgerrecht erhielt, war verpflichtet sich nach Römischer Art mit dreifachem Namen zu nennen; wie ja wir in derselben Weise seiner Zeit die Juden gezwungen haben, sich mit Aufgabe ihres früheren Usus nach moderner Art mit Geschlechts- und Vornamen zu bezeichnen. Dabei hatte sich im Laufe der Zeit der Brauch entwickelt, dass die bisherigen Peregrinen in der Regel den Geschlechtsnamen desjenigen Beamten annahmen, unter dessen Auspicien sie das Bürgerrecht erlangt hatten; so dass die hervorragenden Geschlechter der Provincialstädte in ihren Namen eine dauernde Bezeugung der Zeit und des Urhebers ihrer Begründung bildeten. Und wie in Folge dessen in Spanien die Pompeii, in Lusitanien die Iunii, in Gallien die Julii überhaus zahlreich sich vorfinden, so sind in den Donaulandschaften dafür die Namen der Kaiser des ersten und zweiten Jahrhunderts an der Tagesordnung; nach Claudius, nach den Flaviern, nach Ulpius Traianus, nach Aelius Hadrianus, nach M. Aurel, nach Septimius Severus haben Tausende sich genannt: in den einzelnen Colonien und Municipien selbst überwiegt oft genug weitaus der Name des Gründers; z. B. in Mursa, einer Aelischen Colonie, jener der Publii Aelii [1]).

Das Cognomen ward gewöhnlich von der Heimat oder dem Land, wo einer sich niederliess, oder auch anderen Umständen hergenommen; man nannte sich demnach Africanus, Apulanus, Baianus, Maianus, Campanus, Nolanius, Dacianus, Hispanius, Romanus, Germanus u. s. w. [2]).

Den einzelnen Colonisten wurde dann ihr Grundstück zuge-

[1]) Vgl. C. I. L. III. p. 423. Daraus erklärt es sich auch, warum die Kaiser des 3. Jahrhunderts, die meist aus den Donauprovinzen stammten, Geschlechtsnamen wie Valerius, Flavius (Constantin), Aurelius, Claudius u. s. w. führten. Sie stammten nicht aus den alten Römischen Geschlechtern, sondern waren Abkömmliege von Colonisten unserer Landschaften, die von den Kaisern der früheren Zeiten die Namen angenommen hatten.

[2]) Auch die Nomenclatur der Freigelassenen regulirte sich nach ähnlichen Erwägungen. Jene des Claudischen Municips Celeia hiessen Claudii; Romanus oder auch Publicius war ein gewöhnlicher Beiname freigelassener Staatsclaven u. s. w. Vgl. über die ganze Materie Hübner, Quaestiones onomatologicae. Ephem. epigr. II.

wiesen. Dasselbe war nach allen Regeln der Feldmesskunst, die die Römer zu so hoher Ausbildung gebracht hatten, auf das genaueste vermessen, damit nicht nachher zwischen den einzelnen Ansiedlern Streitigkeiten vorkämen. Die Längen- und Breitenmasse wurden an Ort und Stelle durch Monumente, mitunter durch Anpflanzung gewisser Baumgattungen am Grenzrain hin, fixirt; der Act der Assignation und der Limitation selbst aber als öffentliche Staatsacte durch Ausstellung von Urkunden beglaubigt; ein Exemplar von diesen kam nach Rom in's Reichsarchiv, wo man alle Gründungen dieser Art, gleich wie die Bürgerrechtsverleihungen an Gemeinden oder an Einzelne auf das genaueste in Evidenz hielt; das andere Exemplar blieb im Besitze der betreffenden Gemeinde selbst und ward, gewöhnlich im Tempel derselben, angeheftet und der öffentlichen Controlle unterworfen [1]).

Das einzelne in dieser Weise abgesteckte und mit unverrückbaren Grenzen versehene Grundstück hiess technisch „fundus“ und ward benannt nach dem Gentilnamen seines Besizers, der es in agnatischer oder gentilicischer Folge auf seine Nachkommen vererbte; es gab also danach einen fundus Cornelianus, Antonianus, Andrianus, Sullanus u. s. w. Diese „fundi“ bildeten für den Staat in Bezug auf Steuern und dergleichen eine Einheit, auch dann noch, wenn dieselben factisch schon längst unter die Kinder und Kindeskinder vertheilt worden und aus der einzelnen

[1]) Die Sammlung der Röm. Feldmesser enthält diesbezüglich ein interessantes Beispiel aus Pannonien: Nuper ecce quidam evocatus, professionis quoque nostrae capacissimus, cum in Pannonia agros ex voluntate et liberalitate imperatoris Traiani Augusti Germanici assignaret, in aere, id est in formis non tantum modum quem adsignabat adscribsit aut notavit, sed et extrema linea unius cuiusque modum compraehendit: uti acta est mensura assignationis, ita inscribsit longitudinis et latitudinis modum. quo facto nullae inter veteranos lites contentionesque ex his terris poterunt. p. 121 ed. Lachmann. Vgl. Rudorff Grom. Jnstit. 404 f. Bei den Vermessungen wurde anfangs noch unterschieden zwischen Colonial- und zwischen erobertem, also steuerpflichtigem Boden: debet interesse inter inmunem et vectigalem (sc. agrum). Aber dieser Unterschied wurde praktisch später nicht mehr beachtet; z. B. in Pannonien, wo alles Land, den Theoretikern zum Trotz „more colonico“ vermessen wurde. Hygin. p. 205. Hiezu Rudorff, a. a. O. S. 292. Man beachte nebenbei auch, dass zur Assignation selbst durchaus militärische Organe verwendet werden; im Uebrigen ist sie Immediatact des Kaisers, bei dem kein Statthalter oder sonstiger höherer Beamter intervenirte. Mommsen, Staatsr. II. S. 932.

Ansiedlung ein Weiler oder ein Dorf herangewachsen war. Bis auf den heutigen Tag bestimmen in allen einst Römischen Landschaften die Namen dieser alten „fundi“ auch die Nomenclatur ganzer Gegenden; in Italien, in Gallien, in Raetien. Hier namentlich in Südtirol, wo das heutige Riffian aus Rufianum (sc. praedium), Eppan aus Appianum, Girlan aus Cornelianum, Sirmian ans Sirmianum, Basslan aus Basilianum, Lahna aus Leonianum, Goyen aus Gaianum, Andrian aus Andrianum entstanden ist. Zahlreiche andere Namen scheinen ähnlicher Abkunft von einem Gentilnamen und geben so Zeugnis von der Art und Weise der Entstehung zahlreicher Ortschaften aus früheren einzelnen Gehöften, die mit der Zeit eben sich vermehrten und wuchsen [1]).

So besiedelte sich in stetig fortschreitendem Gange das Binnenland nach und nach mit einem Stock Römischer Bevölkerung, die dann die einheimischen Bewohner des Landes sich mehr und mehr assimilirten. Und wie dabei die entlassenen Veteranen und ihre Beschenkung mit Land eine grosse Rolle spielte, so schloss sich nunmehr an die grossen Stationslager an der Donau eine eigentümliche Entwicklung an, die direct von militärischer Seite ausgieng und im Laufe der Zeit zur Constituirung der „Lagerstädte“ Anlass gegeben hat; auf die wir nun mit einigen Worten einzugehen haben [2]).

[1]) Ueber die Namensbildungen auf anus überhaupt vgl. Hübner, Ephem. epigr. II, 30 ff. Was z. B. Andrianum betrifft, so bedeutet es das praedium eines Andrius, der wieder seinen Namen von der Insel Andros hatte, den ein von dort stammender Mann annahm, als er Römischer Bürger wurde. A. a. O. S. 90. — Bezüglich Galliens insbesondere s. Dureau de la Malle, Économie pol. des Rom. I, 183 (bei Merivale, Gesch. d. Römer unter dem Kaisertum. D. Uebers. II. 377), wonach in der Gegend von Beziers nicht weniger als 25 dergleichen Namen röm. Grundbesitzer in Ortschaften, Weilern, Landgütern sich erhalten haben. Bezüglich Italiens vgl. man die vortrefflichen Schriften von Flechia: Di alcune forme de' nomi locali dell' Italia. Torino 1871, und Nomi locali del Neapolitano derivati dai gentilizj Italici. Torino 1874. Bezüglich Raetins hat zuerst Steub darauf aufmerksam gemacht. Zur Rhaet. Ethnologie. S. 126. Vgl. Herbsttage in Tirol 121. 248. — Die Entstehung von Ortschaften in der oben angegebenen Weise erfolgte sowol schon in Raetischer Zeit, wie aus den Namen nicht ohne Wahrscheinlichkeit geschlossen wird (z. B. Terfens: ad Tervinios u. s. w., raetische Namen in Römischem Kleid; vgl. Steub, Kl. Schriften III. 324); als auch später in der Germanischen Epoche. Vgl. Inama, Unters. über das Hofsystem im Mittelalter mit bes. Beziehung auf das Alpenland.

[2]) Vgl. für das folgende Mommsens Aufsatz über „die Römischen Lagerstädte.“ Hermes VII (1873). S. 299—326.

Von Anfang an hatte die Römische Regierung Bedenken getragen, die Standquartiere der Legionen in eine Stadt zu verlegen; die Begriffe von Lager uud Stadt schienen sich eben auszuschliessen wie das „imperium militiae" und das „imperium domi"; die militaerische Disciplin schien sich nicht vereinbaren zu lassen mit der autonomen municipalen Jurisdiction. Desshalb sind auch die ältesten Römischen Gemeinden in den Donauprovinzen niemals oder doch nur in der Zeit vor ihrer Organisation zu nach Italischer Art geordneten Gemeinwesen Standorte einer Legion gewesen. Das Aufblühen von Noricum, wo das Städtewesen, wie wir sahen, am frühesten sich entwickelt hatte, hängt eben mit dem Umstande zusammen, dass es von Anfang an „inermis," ohne legionare Besatzung, gewesen ist.

Während nun aber die Regierung aus dem angegebenen Grunde an der Incompatibilitaet von Lager und Stadt nach wie vor festhielt, entwickelten sich die thatsächlichen Verhältnisse im Laufe der Zeit in einer Weise, die das Princip alsbald völlig illusorisch machte.

Die Lager an der Donau waren nemlich von Anfang an die Mittelpunkte eines Verkehrs, der den jener kleineren Municipien des Binnenlandes weit überflügelte. Im Gefolge des Römischen, wie jedes anderen Heeres befanden sich seit alter Zeit Marketender und Händler aller Art, desgleichen allerlei sonstiger Tross; jeder Offizier hatte mehrere Bedienten u. s. w. Pfaffen, Gaukler, Dirnen schlossen sich naturgemäss an. So war es schon zu den Zeiten der Republik gewesen und die Kaiserzeit brachte in dieser Hinsicht nur die eine, allerdings sehr bedeutende Aenderung, dass das Heer jetzt ein stehendes geworden war, während es früher mobil gewesen. Die Folge davon war, dass nunmehr auch die Zelte nnd Baracken jener Leute, die sich an das Lager anschlossen, sich stabilirten und daraus förmliche Ansiedlungen wurden.

Ausserhalb des Lagers, ohne Zweifel an einem ihnen eigens hiezu angewiesenen Orte — oft etwas weit weg, wie denn z. B. bei Bonn am Rhein die Entfernung eine Römische Meile betrug, — wurden die Baulichkeiten errichtet, in denen die Händler ihre Waaren aufbewahrten und feilboten. Diese Baulichkeiten wurden technisch mit dem Ausdrucke „canabae" bezeichnet, der bei den

classischen Schriftstellern nicht begegnet, aber ausser auf den Inschriften in der niederen, volkstümlichen Literatur, in den Martyreracten des 3. und 4. Jahrhunderts, desgleichen in den Predigten, die unter dem Namen des Augustinus überliefert sind, allerdings vorkommt [1]). Das Wort bedeutet zunächst ein leichtes nicht so sehr zur Wohnung als zum Waarenlager, zum Verkaufslokal und zu ähnlichen Zwecken bestimmtes rasch herzustellendes wie wegzunehmendes, oft auf fremdem Grund und Boden errichtetes Gebäude, eben eine Bude oder Baracke. Vorzugsweise ward es auch für diejenigen Schupfen verwendet, welche zur Aufbewahrung von nicht innerhalb des Wohnhauses gelagertem Wein, Oel oder ähnlichen Vorräthen dienten, in welcher Bedeutung es uns namentlich in Lyon begegnet, von wo aus ein schwunghafter Weinhandel betrieben wurde.

Späterhin ward es allgemein für den zur Aufbewahrung der Fässer und Krüge dienenden Keller gebraucht, in welcher Verbindung es bereits im sechsten Jahrhundert nach Christus von Ennodius und noch heute in den Romanischen Dialecten gebraucht wird. Im mittelalterlichen Latein hat es dieselbe Bedeutung, bezeichnet „canipa“ gewöhnlich den „Keller,“ „caniparius“ den „Kellermeister,“ im weiteren Sinne wol auch überhaupt den Verwalter der Naturaleinkünfte eines Fürsten oder eines Stiftes, danach „canipa“ auch im allgemeinen für die Halle dieses Verwalters gebraucht wird [2]).

Neuere Romanisten haben das Wort mit unserem Ausdruck „Kneipe“ in etymologische Verbindung gebracht; und da dieser Ausdruck, so viel ich weiss, nur in den einst Römischen Landschaften volkstümlich ist, so hat diese Etymologie in der That alle Wahrscheinlichkeit für sich [3]).

Derlei „Kneipen“ oder „canabae“ treten also in der Ge-

[1]) Vgl. Du Cange s. v.

[2]) Z. B. in den Tridentiner Urkunden des Codex Wangianus. Font. rer. Austriac. V. S. 464. 3 und 556. S. 395 wird ein Testament in der canipa gemacht.

[3]) Vgl. Steub, Zur Rhaet. Ethnologie S. 109 und Schneller, die Romanischen Volksmundarten in Südtirol I. (1870) S. 128 und 227; die Fortsetzer des Grimm'schen Wörterbuchs s. v. „Kneipe“ geben für dieses Wort eine andere Ableitung vom deutschen „kneipen“ d. h. heranziehen an, die wol sehr hinkt und vor der hier acceptirten nicht Stich hält. Prof. Ign. V. Zingerle, der Germanist der Innsbrucker Universität, ist derselben Ansicht.

schichte zuerst und sogleich epochemachend auf im Gefolge der Römischen Legionen und im Anschlusse an deren Lager und wurden hier der Anlass zur Entwicklung städtischer Gemeinwesen längs der Grenzen des Reiches und überall wo Heere stationirten, in Spanien und Britannien, am Rhein und, wie leicht vorauszusehen, vor allem an der am stärksten occupirten Donau.

Die Kaufbuden um die stehenden Lager herum nahmen, der Natur der Sache gemäss, mehr und mehr den Character von Wohnhäusern, die Ansiedlungen der Händler und Marketender mehr und mehr einen städtischen Character an. Es bildeten sich Gilden und Corporationen der Kaufleute, wie das auch sonst fern von ihren Heimatsorten in einer fremden Provinz oder Stadt verweilende Personen zu thun pflegten, wie z. B. die Berytenser zu Puteoli, die Römischen Bürger aus Italien, die in der Provinz Raetien sich aufhielten, die Weinhändler in Lyon es ähnlich hielten.

Auch die Zeiten der Republik bieten schon Analogien, wo ausserhalb Italiens noch keine Römischen Gemeinden bestanden, dagegen die zahlreichen Römer, die in der Provinz oder sonst im Auslande verweilten, ebenfalls zu Corporationen sich zusammenthaten und für jeden Jurisdictionsbezirk einen „Conventus civium Romanorum“ bildeten. So war es in Dalmatien geschehen, so in Gallien, in Noricum u. s. w. Sie ernannten sich Patrone, bauten Tempel, wählten sich einen Oberpriester, den „flamen conventus,“ hatten mitunter sogar einen eigenen „curator civium Romanorum.“ Sie organisirten sich in den seit alter Zeit blühenden Handelsplätzen Illyricum's, in Nauportus, Salonae, Narona, wenn auch ohne Stadtgerechtigkeit, ganz nach dem Muster von Gemeinwesen städtischer Verfassung unter zwei Magistri und zwei Quaestoren; ihre Magistri bauten die Mauern und im Kriegsfall schlossen sie, wie die wirklichen Städte, ihre Thore. Im Bürgerkriege zwischen Caesar und Pompeius, hat eine dieser Römischen Corporationen, die von Salonae, sich ernstlich zur Wehre gesetzt und mit Erfolg eine Belagerung ausgehalten.

Nach dem Muster dieser Bildungen der Republicanischen Zeit hat nun auch die um ein Römisches Hauptquartier sich sammelnde Bürgerbevölkerung sich ihre corporative Organisation geschaffen. Fanden sie sich doch in der Lage, dass für ihre Ansiedlung der Römischen Rechtssprache noch jede Bezeichnung

fehlte; man benannte dieselbe bald mit dem sehr dehnbaren Ausdrucke „res publica,“ d. h. Gemeinde oder Corporation schlechtweg, bald „vicus“ d. h. Dorf; gewöhnlich aber kurzweg und technisch einfach „canabae“ und die Bewohner „canabenses.“ Diese „canabenses“ wieder waren alle Bürger eines anderen Ortes, waren hier nicht ansässig, sondern verweilten hier nur; die Oertlichkeit der Ansiedlung hieng ab von der des Lagers, der Legion; und diese konnte jeden Augenblick verlegt werden; mit ihr hätten auch die hier sich befindenden Kaufleute weiterziehen müssen. Der technische Ausdruck für diese Art des Aufenthaltes war, dass man sagte, die Händler und Marketender „consistirten“ an dem und dem Orte, bei den canabae der genannten Legion oder auch „ad legionem“ kurzweg: dadurch ward eben die Veränderlichkeit, die Nichtsesshaftigkeit der Ansiedlung im Gegensatz zu jeder eigentlichen Stadt auf das marcanteste ausgedrückt.

Zu diesem Gilden, in welche die Kaufleute hier zusammentraten, kamen nun alsbald neue Corporationen hiezu, welche die Ansiedlung vergrösserten und vermehrten; es waren die der Veteranen der Legionen wie der Auxiliartruppen, welch' letztere bei der Entlassung mit dem Römischen Bürgerrecht beschenkt worden waren.

Die Soldaten wurden, wie wir wissen, besonders in der früheren Kaiserzeit, auch nachdem sie ihren Abschied erhalten hatten, gleichwol noch in militärischer Organisation bei ihren Corps zurückbehalten. Der einzige Unterschied, der mit ihnen gemacht wurde, war darin gelegen, dass sie nicht mehr unter dem Legionslegaten standen sondern eine eigene Corporation bildeten und dass die „curatores veteranorum“ ihnen ihre Stipendia zahlten. In dieser Hinsicht traten sie aus dem Verbande des Lagers über in den der Canabenses; oder nahmen doch ebenfalls eine Mittelstellung zwischen diesen beiden sich correlaten Begriffen ein.

Aber auch diejenigen Veteranen, die nicht mehr bei der Fahne zu bleiben verpflichtet waren, giengen nicht in ihre Heimat zurück, sondern liessen sich lieber hier nieder, um an dem Orte, wo sie durch lange Jahre gedient hatten, auch ihr Leben zu beschliessen [1]).

[1]) Vgl. Tac. Annal. 14, 27.

Denn sie waren zwar mit dem Römischen Bürgerrechte bedacht worden, aber jeder Römische Bürger musste ja zugleich einer bestimmten Stadt angehören, auf die er seine „origo" bezog; die Verleihung des Bürgerrechtes an die Veteranen setzte rechtlich immer die folgende Deduction voraus, welche das Heimatsrecht in sich schloss. Aber seitdem — schon unter Augustus — die Deductionen ins Stocken gerathen waren, entbehrte der entlassene Soldat des Gemeindebürgerrechtes. Er suchte ein Surrogat dafür und fand es unter stillschweigender Billigung der Regierung, die eben auch einen anderen Ausweg nicht wusste, in der Lagerstadt, in den canabae: seine origo konnte er darauf freilich nicht beziehen, da es eben keine Stadt war; in sonst durchaus verpönter Weise nannte er sich allein „civis Romanus" und gab als Domicil an „ad canabas"; während sonst der „civis Romanus Agrippinensis" eben einfach „civis Agrippinensis" heisst.

Die Corporationen, die sich so bildeten, wählten sich ihre Vorsteher und lebten, wenn nicht als rechtlich anerkannte Gemeinde, doch wie eine solche, indem sie die Organisation ihres Gemeinwesens mehr und mehr jener einer römisch geordneten Stadt annäherten; diese „canabae" nehmen in der municipalen Entwicklung jener Zeit eine ähnliche Stellung ein, wie in unseren Tagen etwa die „Flecken."

Da gab es einen ordo und decuriones, ganz wie in den Colonien oder Municipien. Aber die Magistratur war anders constituirt, als in der rechten Römischen Gemeinde; es fungirten als solche nicht duoviri noch auch IVviri. Als Vorstand erscheint vielmehr nach der älteren Organisation ein von den Genossen gewählter „curator veteranorum et civium Romanorum, qui consistunt ad canabas legionis illius": d. h. die Veteranen einer jeden Legion waren als Körperschaft organisirt und mit ihnen die (übrigen) Römischen Bürger, die im Lager weilten, unter dem gemeinsamen „Curator" vereint.

Diese Organisation, die überwiegend in der früheren Kaiserzeit, im ersten Jahrhundert, üblich war, trug noch mehr den militärischen, als den bürgerlichen Charakter der Ansiedlung zur Schau; wie das namentlich die Stipendienzahlung an die Veteranen durch den Curator, die früher erwähnt ward, darthut.

Später trat in dieser Organisation dann eine Aenderung ein.

Als Obrigkeiten in den „Canabae“ erscheinen nunmehr zwei Magistri, dazu ein einziger Aedilis, woneben noch ein „aedilis custos“ auftritt. Es ist eine Nachbildung der gewöhnlichen Municipalmagistratur, die hier zu Tage tritt; aber in der Bezeichung der beiden Vorstände als magistri zeigt sich doch zugleich die Auffassung, dass es sich hier nicht um ein politisches, sondern um ein sacrales Gemeinwesen, nicht um die souveraene Stadt, die allein einen „magistratus“ haben kann, sondern blos um eine der Corporationen handelt, die eben auch sonst regelmässig „magistri“ zu Obmännern haben.

Aber es war doch eine Organisation, der zur Stadt wol der Name, nicht aber eigentlich das Wesen mehr fehlte; die Corporation näherte sich der Gemeinde und diese leitete über zur Stadt.

Wie gesagt, im ersten Jahrhundert, selbst noch unter Traian hielt die Römische Regierung fest an der alten Regel, dass die Begriffe von Lager und von Stadt gegenseitig sich ausschlössen. Aber auf die Dauer liessen sich solche Zustände nicht halten: die Ereignisse hatten sie bereits illusorisch gemacht; man liess erst Ausnahmen zu und zuletzt fiel die ganze Regel.

Schon Traian hat den Anfang gemacht, zwar nicht an der Donau, aber am Rhein, indem er an die Lageransiedlung von Castra Vetera (Xanten) das Colonierecht verlieh. Bei der Einrichtung von Siebenbürgen als Provinz hielt er noch am alten Brauche fest und legte die 13. Legion nicht in eine Stadt; auch an Poetovio gab er das Colonierecht erst, nachdem er die Legion weggezogen hatte, die früher dort stationirt gewesen war. Der entscheidende Schritt aber geschah durch Hadrian; er hat den „Canabae“ der 3 grossen Lager an der mittleren Donau: Carnuntum in Oberpannonien, Aquincum in Niederpannonien, Viminacium in Obermoesien definitiv das Stadtrecht verliehen und nach sich „Municipia Aelia“ benannt. K. Marcus erhob sodann Apulum in Dacien zur Stadt und zwar bildeten sich dort sogar zwei Gemeinden: eine Aurelische Colonie und ein Aurelisches Municip, was möglicherweise so zu erklären ist, dass die Colonie wesentlich aus Veteranen bestand, während das Municipium dagegen eine mehr bürgerliche Bevölkerung erhielt [1]; das

[1] So wenigstens O. Hirschfeld, Epigraphische Nachlese etc. Zu n. 22.

eine Apulum stand unter IIviri, das andere unter IVviri und beide Städte waren auch örtlich getrennt.

Septimius Severus gab an Troesmis in Untermoesien das Stadtrecht, als er von hier die V. Macedonische Legion wegzog; er gab dasselbe aber auch an Potaissa in D cien, wohin er die genannte Legion verlegte. Noch vor Diocletian folgten die drei anderen Legionshauptquartiere im Gebiet der mittleren Donau: Vindobona und Brigetio in Oberpannonien, Singidunum in Obermoesien, die insgesammt Stadtrecht erhielten; desgleichen ohne Zweifel auch Novae (Svischtova) und Dorostorum (Silistria), wenn auch bisher bei dem Mangel an Quellenmaterial die Belege noch ausstehen.

Eine Ausnahme scheinen nur die zwei Lager an der oberen Donau gemacht zu haben, Lauriacum in Noricum und die Castra Regina in Raetien, die erst unter M. Aurel eingerichtet worden waren und deshalb in der Entwicklung zurückgeblieben sein mögen; beide haben nemlich, so viel wir sehen, nie Stadtrecht erlangt. Regensburg wird vielmehr immer, auf den Meilensteinen, blos als „Castra“ oder auch „Legio“ bezeichnet; bei Lauriacum, von dem nur sehr wenige Denkmäler auf uns gekommen sind, verdient es wenigstens Beachtung, dass dabei „aediles collegii iuvenum“ erwähnt werden, indem eine derartige Corporation sich in der Regel an eine municipale Organisation anschloss. Doch fehlen für diese bis jetzt alle anderen Anhaltspunkte.

Sonst aber war die Entwicklung vom Lager zur Stadt hier an der Donau überall vollendet. Die Corporationen der Canabenses waren seit dem Ausgang des 2. Jahrhunderts als solche beseitigt und dafür den Lagerortschaften durchgängig eine wirklich municipale Organisation beigelegt worden. Die bei der Mission mit dem Bürgerrecht beschenkten Veteranen bekamen nun das, was ihnen früher die Deduction hatte geben sollen, das Gemeinderecht in einem Municipium und zwar gewöhnlich in dem, bei dessem Lager sie eben gedient hatten.

Diese Städte aber gehörten bald zu den bedeutendsten und volkreichsten in den Landschaften an den Ufern der Donau.

Während der Zeit, da diese Entwicklung in den Lagern an der Grenze sich vollzog, hatte das Binnenland mit Municipien

und Colonien sich erfüllt, es war das städtische Wesen vollständig durchgedrungen, das nunmehr die italische Civilisation weiter und weiter verbreitete.

Wie schon bemerkt: jeder Stadt war ein bestimmtes Gebiet zuertheilt, das sie besteuerte und regierte; dessen Inwohner sassen in Dörfern und empfiengen das Römische Bürgerrecht, sobald sie in ihrer Stadt zur Aedilität gelangten. So hatte man z. B. schon früh die Völkerschaften der Carner und Cataler der Gemeinde Tergeste untergeben; so auch an Tridentum (wie Triest schon eine italienische Stadt) die benachbarten Thäler und Gaue, wie namentlich die Anauner (im heutigen Val di Non oder Nonsberg) [1]).

Diese Organisation hatte sich jetzt auch in unseren Provinzen vollzogen. Dabei war das Gebiet, das einer Stadt „zugetheilt“ worden war, oft ziemlich gross. Mit Noricum zu beginnen, so war Aguontum (bei Lienz im Pusterthale), neben Tridentum die einzige Stadt auf dem Boden des heutigen Landes Tirol, von Bedeutung als Kreuzpunkt der Strassen zwischen Noricum, Raetien, Ober-Italien.

Das ganze heutige Kärnten war an zwei römische Stadtgemeinden aufgetheilt; zu Teurnia, nachher auch Tiburnia genannt, von dem das Lurnfeld den Namen schöpfte und auf dessen Trümmern das Dorf S. Peter im Holz erbaut ist, gehörten die oberkärntischen Thäler, namentlich die der Möll und der Liser [2]); zu Virunum allem Anscheine nach das ganze übrige Gebiet. Die Orte Noreia (bei Neumarkt an der steierischen Grenze, wo die berühmten Bergwerke lagen) im Norden, Juenna (jetzt Jaun, im Mittelalter Juna genannt) im Osten, Santicum (bei Villach) im Westen, von denen sich wenigstens nicht nachweisen lässt, dass sie selbständige Gemeindeverfassung hatten, werden wol Dörfer innerhalb des Territoriums von Virunum gewesen sein; im Süden bildete das Caravankagebirge, das noch gegenwärtig Kärnten und Krain trennt, wie damals Noricum von Italien (Istrien) und dem oberen Pannonien, die Grenze gegen das Gebiet von Emona hin [3]).

[1]) Vgl. Marquardt, Staatsverw. I. S. 13 f. 61. Mommsen im Hermes IV, 112 ff. — C. I. L. III. p. 623 u. a.

[2]) Vgl. C. I. L. III. p. 593.

[3]) Vgl. C. I. L. III p. 597.

An Emona aber war ganz Oberkrain attribuirt; das obere Savethal bis zu dem Punkte, wo die Flusse Savus und Nauportus in einander mündeten [1]). Auch die Gegend von Igg, wo in Römischer Zeit ein ansehnlicher Vicus unbekannten Namens stand, gehörte zu Emona. Westlich davon war Nauportus (bei Oberlaibach) zu einem Flecken von stadtartiger Bedeutung herangediehen [2]).

Das untere Krain erscheint hauptsächlich dem Hauptorte der Latoviker, der zum Municip erhoben ward, zugetheilt [3]). Beim heutigen Gurkfeld lag das Municipium Neviodunum [4]).

In der Steiermark erblühten drei Römische Städte, welche sämmtlich im Süden dieses Landes gelegen waren: davon gehörten Solva und Celeia von Anfang an, Poetovio bekanntlich erst seit Diocletian zu Noricum.

Zum Gebiete von Celeia [5]) war das ganze obere Thal des Flusses Saan geschlagen, der in römischer Zeit Adsalluta hiess; desgleichen das Savethal, soweit es zu Noricum gehörte. Im Westen grenzte man an das Territorium von Virunum; im Norden an der Drau begann das Gebiet von Flavia Solva (Seckau bei Leibnitz).

Zu diesem gehörten die umliegenden Thäler und Ortschaften, namentlich das Murthal aufwärts von Leibnitz bis nach Bruck, besonders die Umgebung von Graz, wo nicht wenige Inschriften zu Tage kamen: sie bezeugen, dass auch hier die Umwohner des Römischen Bürgerrechts entbehrten [6]).

Poetovio umfasste den südöstlichsten Winkel der Steiermark und dehnte im übrigen sein Gebiet weniger nach Westen hin aus, als vielmehr nach Ungarn und Kroatien im Osten. Fassen wir das Resultat zusammen, so lautet es dahin, dass die Steiermark

[1]) C. I. L. III. p. 494.

[2]) C. I. L. III. p. 483. Die Gegend von Emona und Nauportus wurde schon sehr früh zu Italien geschlagen, das unter Hadrian sogar bis in die Gegend von Sirmium erstreckt ward.

[3]) C. I. L. III. p. 496.

[4]) C. I. L. III. p. 498.

[5]) Vgl. C. I. L. III. p. 631; wo auch über die Grenzen der einzelnen Territorien gehandelt ist.

[6]) Vgl. C. I. L. III. p. 656.

wol im Süden früh und intensiv sich romanisirt hat, der Norden des Landes hingegen noch lange barbarisch geblieben ist.

Das Salzburgische und das angrenzende baierische Land bis über den Chiemsee hinaus gehörte zum Gebiete des stattlichen Municipiums Juvavum (Salzburg), am Juaro (der Salzach, mittelalterl. Jvar). Eine Gegend, in der das Römertum sich sehr fest pflanzte. Am Chiemsee lag der blühende Flecken Bedaium, an den noch jetzt der Ortsname Pidenhart erinnert und der Juvavum attribuirt war. Es sind die Gegenden, in denen der Romanismus tief ins Mittelalter hinein sich erhalten hat und an den ausser den Salzburger Traditionsbüchern und Necrologien noch jetzt zahlreiche Ortsnamen erinnern: da finden sich (wie ein Walgau und ein Walchensee zwischen Partenkirchen und Tölz) ein Walchsee bei Kufstein, ein Strasswalchen, ein Wals im Salzburgischen und Oberösterreichischen; dann besonders an der baierischen Traun bei Traunstein dicht an einander: Katzelwalchen, Traunwalchen, Lützelwalchen, Oberwalchen, Reitwalchen, Walchenberg; andere Namen sind heute verschollen, so Henwalcharen, der am Beginn des 13. Jahrhunderts für die jetzigen Dörfer Höhndorf und Wallern gebraucht erscheint: es war gelegen beim alten Stanacum, das die Verbindung zwischen Joviacum und Boiodurum herstellte. Es waren aber alle diese Ortschaften einst „vici Romanisci," bewohnt von romanischen Coloni [1]).

Langenpfunzen und Leonhartspfunzen scheinen mit ihren Namen noch an die Station Pons Aeni, welche die Itinerarien nennen, zu erinnern, wo die Strasse von Noricum nach Raetien vorbeiführte. Diese Raetische Gegend war wenig romanisirt, vielleicht auch wenig bewohnt, die Ortsnamen stammen meist aus baierischer Zeit [2]). Kehren wir nach Noricum zurück so war der

[1]) Vgl. über die Walchendörfer Steub, Kleinere Schriften, III. 156. Bezüglich Henwalcharen: Kenner, Noricum und Pannonia, Mitth. des Wiener Altertumsvereins XI. S. 129.

[2]) Man vgl. Steub's Erörterungen über die Intensität der Raetischen und Romanischen Bevölkerung zunächst Tirols in den Aufsätzen über „die Entwicklung der deutschen Alpendörfer" Allg. Zeitg. B. 16—18 Sept. 1875, wo diese Frage an der Hand der Ortsnamen behandelt ist, mit Mommsen's Bemerkungen über denselben Gegenstand, aber vom epigraphischen Standpunkt aus im Corp. inscr. Lat. III. p. 708.

grössere Theil des heutigen Oberösterreich und wol auch noch der nördlichen Steiermark der Colonie Ovilava (Wels) zugetheilt, die K. Marcus hier begründet hatte [1]). Sonst besassen die beiden Erzherzogtümer, soweit sie zu Noricum gehörten, keine bedeutenden Städte — Vindobona und Carnuntum lagen schon in Pannonien; — nur einige kleinere Municipien, wie Cetium (bei Mautern?) [2]) sind hier im Laufe des zweiten Jahrhunderts emporgekommen.

Doch erinnert noch eine Reihe von Orts- und Flussnamen an die Römische Zeit, aus der sie sich bis auf diesen Tag erhielten: bei Traismaur am Traisen lag einst die Station Trigasimum, die Berge um Commagene (bei Tuln) hiessen noch lange im Mittelalter die Commagenischen; der Erlaf hat seinen Namen von der Station und dem Fluss Arelape.

Ischl hiess in Römischer Zeit die „Escensische" Station; die Ens ist der alte Anisus, Linz nennt sich nach Lentia, Lorch nach Lauriacum; die Station Pons Ises gab der Stadt Ips den Namen.

Die Continuität der Bewohner und der Erinnerung an die alten Zeiten ist, wie man sieht, in diesen Gegenden nie unterbrochen gewesen.

Im übrigen lagen hier an der Donau in ununterbrochener Reihe, die Militärstationen des „limes" des Reiches, die nach und nach zu kleinen Flecken heranwuchsen, welche ihren Namen meist nach der hier stationirten Cohorte oder Ala empfangen hatten, wie also Batava castra nach Batavern benannt ist, Commagene nach Commagenern, Asturis nach Asturern benannt zu sein scheint [3]). Selbst Favianae, in byzantinischer Zeit eine bedeutende Militär- und Flotillenstation, hat man in dieser Weise mit Paphos auf Cypern in Verbindung bringen wollen; — es ist eben immer Gefahr vorhanden, einen an sich richtigen Gedanken, indem man ihn zu weit verfolgt, zu Tode zu hetzen.

In ähnlicher Weise war auch Pannonien nach Stadtbezirken abgetheilt, soweit eben das Municipalwesen hier sich entfaltet hatte.

[1]) C. I. L. III., p. 681.

[2]) C. I. L. 684. Cetium war „Municipium Aelium."

[3]) Vgl. Aschbach, Ueber die Römischen Militärstationen im Ufernoricum zwischen Lauriacum und Vindobona. Sitzungsber. der Wiener Akad. 1860. 35, 3—32.

Das innere Land war noch lange rauh, voll Wald und Sumpf, nur durchschnitten von den Chausseen, an denen dann wieder die Stationen lagen; so die Strecke von Sopianae (Fünfkirchen) bis Stuhlweissenburg, desgleichen von Sopianae bis an den „Lacus Pelso,“ den Plattensee, wo erst Galerius, der Mitregent und Schwiegersohn des Diocletian, Rodungen vornahm und durch gleichzeitige Anlage eines Kanals aus dem Plattensee in die Donau die Cultur merklich hob.

Indem so noch bis in die byzantinische Epoche hinein die Regionseintheilung des Landes neben der städtischen sich erhielt, lassen sich die Grenzen der einzelnen Territorien nicht überall mit Genauigkeit angeben.

Knapp an Noricum stiessen die Stadtgebiete von Savaria oder Stein am Anger [1]) und von Scarbantia, dem heutigen Oedenburg [2]), indem sie sich im Westen mit dem Territorium von Solva berührten. An der Donau lagen dann die Gebiete der drei grossen Lagerstädte von Brigetio [3]) Carnuntum [4]), Vindobona [5]); wovon das Carnuntums, der bedeutendsten dieser Städte, den grössten Umfang hatte und namentlich auch das ganze Leithathal und die Gegend von Wiener-Neustadt umfasste.

Zu Arrabona gehörte die Gegend von Raab [6]); zu Aquincum die unterpannonische Landschaft einerseits bis Stuhlweissenbung hin — wo ein ansehnlicher Vicus stand — ebenso auf der anderen Seite bis in die Gegend von Gran [7]).

An der Kulpa und oberen Save hatte Siscia sein Gebiet [8]); an der unteren Save die prächtige Kaiserstadt Sirmium, in der Landschaft, die noch jetzt Sirmien benannt ist [9]).

[1]) C. I. L. III., p. 525.

[2]) C. I. L. III., p. 533. Scarbantia ist der den Inschriften geläufige Name, die Schriftsteller gebrauchen gewöhnlich Scarabantia.

[3]) O. I. L. III., p. 539.

[4]) C. I. L. III., p. 550.

[5]) C. I. L. III., p. 565. Bei den Schriftstellern ist der Name Vindobona öfters (namentlich in Vindomina) verderbt. Die mannigfachen Folgerungen, die daraus z. B. Büdinger, Oesterr. Gesch. I, 486 ff. gezogen hat, hält Mommsen für unbegründet.

[6]) C. I. L. III., p. 546.

[7]) C. I. L. III., p. 439.

[8]) C. I. L. III., p. 501.

[9]) C. I. L. III., p. 418.

Es lagen in diesem südlichen Theile Pannoniens ferner noch das Municipium Cibalis (bei Vinkovce)[1]) und Mursa (Esseg), das Hadrian als Colonie eingerichtet hatte durch Soldaten der leg. II. adiutrix [2]).

Längs des Laufes der Donau aber erstreckten sich überall die Römischen Militärstationen hin; darunter bei Dalya eine, die mit dem ominösen Namen Teutiburgium benannt war [3]). Hier lagen die einzelnen Alen und Cohorten in Castellen, Burgen und Brückenköpfen vertheilt und hüteten die Grenze.

In derselben Weise waren die Verhältnisse auch in Dalmatien und in den beiden Moesien geregelt. Ueberall, wo das Land befriedet und gesichert war, erhoben sich Römische Städte, die das umliegende Land beherrschten. — Namentlich an der Donau, wo die Garnisonen lagen, erwuchsen eben in Folge dessen grössere und kleinere Gemeinwesen Römischer Art; es vollzog sich in dieser Weise friedlich jene völlige Umwälzung in der Sitte und Art, in der Gemeindeverfassung der Landschaften an der Donau, wodurch ihr Wesen mehr und mehr dem des italischen Landes sich näherte und sich anglich.

1) C. I. L. III., p. 422.

2) C. I. L. III., p. 424.

3) C. I. L. III., p. 423. Teutiburgium ist diotpuruc, d. i. populosa civitas. Massmann, Kaiserchronik III. p. 797.

Die Provinz Dacien.

Einen eigentümlichen Gang der Entwicklung hat unter all' diesen Landschaften die Provinz Dacien durchgemacht, die Eroberung Traians, die, seitdem Hadrian die berühmte Donaubrücke seines Vaters hatte abwerfen lassen, auch in anderer Beziehung eine isolirte Stellung im Römischen Reiche einnahm; unter sämmtlichen Donauprovinzen weitaus die interessanteste, wie denn Siebenbürgen immer ein klassisches Colonialland gewesen und geblieben ist [1]).

Hieher hatte Traian, um die neue Erwerbung zu sichern, um das Land, das im letzten Entscheidungskampfe alle seine waffenfähigen Männer eingebüsst hatte, wieder zu bevölkern, endlich um das Römertum in dem Bollwerke des Reiches an der Donau für alle Zukunft zu pflanzen, „unermessliche Schaaren“ von Ansiedlern hergeführt „aus der ganzen römischen Welt“ [2]). Es war eine Massregel, wie jene, welche im 12. Jahrhundert die ungarische Regierung hier durchgeführt hat, als sie, um sich im Besitze Siebenbürgens zu behaupten, das Land colonisirte durch Magyaren, Szekler und Sachsen.

Und es unterscheidet dies Dacien von allen anderen Land-

[1]) Vgl. für das Folgende K. Gooss, Untersuchungen über die Innerverhältnisse des Traianischen Daciens. Archiv des Ver. f. siebenbürgische Landeskunde. N. F. XII. 1. (1874). S. 107—166.

[2]) Eutrop. 8, 6: Traianus victa Dacia ex toto orbe Romano infinitas eo copias hominum transtulerat ad agros et urbes colendas. Dacia enim diuturno bello Decebali viris erat exhausta.

schaften an der Donau, dass es nicht blos Römische Provinz, d. h. Eroberung, sondern dass es auch Römische Colonie ward [1]). Dort erfolgte nur die Ansiedlung entlassener Soldaten von Regierungswegen und der Kaufmann liess sich nieder dem Handel zu Liebe. Colonisation durch civile Bevölkerung, wie sie einst die Gracchen geplant hatten, zur Versorgung des Proletariats, oder wie sie auch in der früheren Epoche der Römischen Geschichte wol vorgekommen war, hat in der ganzen Kaiserzeit, so viel wir sehen, nur in zwei Fällen stattgefunden; der erste war, als Nerva auf von Senatoren erkauften Grundstücken Armencolonien stiftete [2]); der zweite Fall ist eben die Besiedelung Dacien's durch Traian [3]).

Während man sich anderwärts begnügte, die Nation zu unterwerfen, traute man hier in der Grenzmark des Reiches der einheimischen Bevölkerung nicht — denn verwandte Stämme sassen noch immer ringsum und nährten die Gährung; — so schuf man also aus politischen Gründen in Dacien exceptionelle Verhältnisse.

Wir sehen auch, aus welchen Theilen der „ganzen Welt" vorzugsweise die neuen Ansiedler hieher versetzt wurden. Aus Dalmatien kamen namentlich zum guten Theile die Arbeiter in den Goldbergwerken um das heutige Abrudbanya, wie denn der Bergbau insbesondere bei dem Stamme der Piruster von Alters her berühmt war [4]). Auf jenem Goldgewinn hatte aber von jeher die Bedeutung Dacien's beruht und es dürfte einer der Beweggründe Traians für die endgiltige Occupation der Landes gewesen sein,

[1]) Ueber diesen Unterschied zwischen Colonie und Provinz vgl. Rudorff, Gromat. Institutionen S. 292. „Die Römischen Colonien waren nicht, wie die Colonien des neuen Europa, Eroberungen zur Erzielung von Colonialwaaren: unsere Colonien entsprechen vielmehr den Römischen Provinzen" und wurden als solche ausgebeutet. Die Römischen Colonien waren ein Theil der herrschenden Nation selbst.

[2]) Dio, 48,2: (Nerva) τοίς πάνυ πένησι τῶν Ρωμαίων ἐς χιλιάδα καὶ πεντακοσίας μυριάδας γῆς κτῆσιν ἐχαρίσατο, βουλευταῖς τισι τήν τε ἀγορασίαν αὐτῶν καὶ τὴν διανομὴν προστάξας. Vgl. Mommsen, Staatsr. II. 932. A. 3.

[3]) Vgl. Rudorff, Gromatische Institut. S. 357. Zumpt, Commentationes epigraphicae I, 441 f. 451, 457 u. a.

[4]) Cf. Florus IV, 12: Dalmatos Vibio perdomandos Augustus mandavit, efferum genus fodere terras coegit aurumque venis repurgare; quod alioquin gens omnium cupidissima studiosa diligentia anquirit, ut illud in usos suos servare videatur.

dass er den Bergsegen desselben in seine Hände bringen wollte. Wie dem auch sein mag, sogleich wurden Piruster in das siebenbürgische Erzgebirge verpflanzt, die uns in den Wachsurkunden dann mehrfach begegnen: Alburnus maior, einer der vorzüglichsten Orte im Golddistrict heisst sogar kurzweg: „Vicus Pirustarum“ [1]).

Auch andere Dalmatiner kommen vor, so zweimal in Verespatak und zweimal in Apulum Abkömmlinge aus Aequum und in Ampelum ein „Dalmatus princeps adsignatus ex m(unicipio) Splono.“

Die grosse Menge der Einwanderer aber war syrischer und (klein)asiatischer Abkunft. Wir finden da Leute aus der Provinz Asia, aus Bithynien und Karien, aus Galatien, aus Syrien im weiteren Sinne des Wortes. Sie brachten aus ihrer älteren Heimat in das Colonialland ihre orientalischen Culte mit, den Dienst der Götter von Emesa, Doliche, Tavia, Eriza u. s. w. [2]). Der Cult der Isis und des Mithras — später im ganzen Reiche verehrte Gottheiten, — wurde hier speciell von Griechen, also Orientalen als Priestern versehen; eine provincielle Eigentümlickeit, die anderswo nicht sich vorfindet.

Sonst begegnet auf den inschriftlichen Denkmalen wol nicht selten die griechische Sprache, aber im Ganzen wiegt doch die lateinische entschieden vor [3]); man sieht, dass wir es mit griechisch-römischen Mischlingen zu thun haben — vielleicht aus den lateinischen Sprachinseln des Orients, die dort entstanden waren in Folge von Deductionen, wie deren Augustus im Monument von Ancyra erwähnt hat.

Auch sonst blieben übrigens die Colonisten den Traditionen der Länder treu, aus denen sie ausgegangen waren. Sie thaten

[1]) C. I. L. III. C. VIII. aus d. J. 159. Ausserdem sind sie erwähnt C. VI. von J. 138.

[2]) Danach hat zuerst Henzen im Bullet. dell'instituto archeol. 1848 p. 129 ff. die Nationalität der Einwanderer zu bestimmen gesucht; in ähnlicher Weise, wie man die Heimat der heutigen Siebenbürger „Sachsen“ oder „Flandrer“ — ein Sammelname für die deutschen Colonisten des Mittelalters — an der Hand der Dialecte und der Ortsnamen erforscht hat.

[3]) Auch von den Wachstafeln ist nur ein kleiner Theil in griechischer Sprache abgefasst; einige Sclaven die das Handelsobject bilden, sind orientalischer Herkunft. — Die Tafeln mit angeblich dacischer Schrift, die Massmann in seinem „Libellus aurarius“ vorgebracht hat, sind bekanntlich als Fälschungen erkannt.

sich in Landsmannschaften zusammen und hatten als „Galater,“ „Asiaten“ u. s. w. ihren gemeinschaftlichen Gottesdienst. Der syrische Gott Azizus hatte eine Gemeinde in Apulum und Potaissa, nach Apulum war durch die syrischen Pflanzbürger auch der Sonnengott, der den Beinamen Hierobolus führte, gekommen, wo er dann seinen eigenen Priester hatte; übers weite Meer herüber hatten Bewohner der syrischen Landschaft Commagene ihren berühmten Jupiter von Doliche nach Ampelum mitgebracht. Noch zwanzig Jahre vor dem Verluste der Provinz sehen wir so eine besondere Genossenschaft von Asiaten in Napoca und desgleichen ein „Collegium Galatorum“ zusammen in Napoca und Germisara bestehen, wo sie den heimatlichen Jupiter von Tavia verehrten; ein Beweis, dass eben diese landsmannschaftlichen Organisationen sich bis zur Räumung Dacien's durch die Römer hier erhalten haben.

Zu diesen Massen von Einwanderern, die aus Dalmatien und dem Orient stammten, kommen noch andere geringerer Art; aus Italien zwar, zumal aus Apulien und Lucanien, wie man aus einigen Ortsnamen hat schliessen wollen [1], wird man nicht viele Leute haben abgeben können, da dies Land und namentlich der Süden desselben selbst daran Mangel litt; Nerva hat Armencolonien in Italien gestiftet und seine wie Traians grossartigen Alimentarinstitutionen verfolgten eben den Zweck, hier die Population und damit den Ackerbau wieder zu heben, ja es war damals sogar ausdrücklich verboten worden, Colonisten aus Italien auszuführen [2]). Aber auf Raetien, Noricum, Gallien scheinen einige Zeichen — wie z. B. sonst nur in jenen Landschaften verehrte Gottheiten, die auch hier sich finden — hinzudeuten und Einzelassignationen werden allerdings aus „aller Welt“ erfolgt

[1]) Nemlich aus den Ortsnamen Apulum und Alburnus gr. Ἄλβουρνος (μεγάλη). Wie dieses hies ein hohes Waldgebirge in Lucanien unweit von Paestum. Roesler, Rom. Studien. 45. Vielleicht, dass sonst ein süditalischer Mann die Nomenclatur bestimmte; denn es kommen auch Personennamen wie Lucanius z. B. in den Unterschriften der Wachstafeln vor. Vgl. Hübner, ephem. epigr. II. p. 68. cf. p. 40, 58 f. s. v. Lucanus.

[2]) Capitolinus sagt von einem späteren Kaiser, der diese Vorschrift verletzte (Antonin. 11): „Hispaniis exhaustis italica allectione contra Traiani praecepta verecunde consuluit.“

sein. — Dazu kamen hier, wie in den anderen Landschaften die Veteranenansiedlungen, Entwicklung von Lagerstädten u. s. w., wodurch Dacien mit Römischem Leben sich erfüllte.

Indem aber der Procentsatz Römischer Bevölkerung hier von Anfang an so mächtig war, wie in keiner anderen Landschaft an der Donau, indem Dacien gleichsam Eine Römische Colonie bildete, erblühte in der jüngsten Provinz des Reiches das Städtewesen und die Italienische Cultur viel mächtiger, viel intensiver und viel schneller, als in Raetien und den nördlicheren Theilen von Pannonien; selbst Noricum kann ihm darin nur annähernd gleichgestellt werden [1]).

Schon Traian schuf Sarmizegetusa, die einstige Hauptstadt des Decebalus, um zur Colonie, die nunmehr den Beinamen Ulpia Traiana führte nach ihrem Stifter, der es so sehr geliebt hat, seinen Namen in dieser Weise auf die Nachwelt zu bringen; die zur Coloniegründung erforderlichen Bauten waren, nachdem die Gromatiker ihres Amtes geübt hatten, ausgeführt worden durch Soldaten der V. moesischen Legion unter dem Kommando des Legaten D. Terentius Scaurianus [2]).

[1]) Einen Beweis dafür liefert uns unter anderem die Zahl der Inschriften, die aus jeder dieser Provinzen uns erhalten sind; nemlich

aus Raetien . . .	278
aus Noricum . .	1147
aus Oberpannonien	1096
aus Unterpannonien	811
aus Dalmatien . .	1694
aus Dacien . . .	1009.

Es sind hier die Nummern des Corp. Insc. Latinar. sowie die Additamenta allda, deren „Auctarium" und in der Ephem. epigr. II. summirt. Ich weiss wol, wie vielen Zufälligkeiten ausgesetzt dieser statistische Versuch ist: in cultivirteren Gegenden ist uns in der Regel weniger erhalten, als in Landschaften, die nach der Römischen Zeit nie mehr zu so hoher Cultur gelangt sind, weil man dort das Material zu profanen Zwecken benützte, hier es liegen lies; Ausnahmen sind vorhanden, aber man wird obiger Zusammenstellung eine relative Beweiskraft immerhin zuschreiben dürfen. Wenn Dacien als selbst Noricum voranstehend bezeichnet wird, so denkt man dabei an den Umstand, dass Noricum ein Jahrhundert früher römisch wurde und Jahrhunderte es länger blieb.

[2]) C. I. L. III. 1443. Die genannte Legion scheint an dem 2. dac. Kriege Antheil genommen zu haben und vor ihrer Rückkehr in die mösischen Garnisonsorte eben zu diesen Arbeiten verwendet worden zu sein. Vgl. die Ausführungen Mommsens zu der citirten Inschrift.

Anfangs hiess Sarmizegetusa wol auch kurzweg die „Dacische Colonie;“ so lange es nemlich in dieser Hinsicht allein stand, was aber nicht lange der Fall war. Denn bereits unter Traian — wenn wir den Angaben des Juristen Ulpian trauen dürfen — ward noch eine zweite Colonie in Dacien begründet, nemlich Tsierna. Im 3. Jahrhundert bekam Sarmizegetusa dann officiell den Titel „metropolis“ [1]; es war, wie wir wissen, der bürgerliche und der religiöse Mittelpunkt Dacien's, der Sitz der kaiserlichen Verwaltung, wenigstens zeitweise — wenn derselbe nemlich nicht bei der Legion in Apulum war — die Residenz des Legaten; hier wurden die Concilien, resp. Landtage der Provinz abgehalten. Hier waren die Millionäre der Zeit und der illyrischen Lande Bürgermeister; ja einmal hat sogar der Kaiser Antoninus Pius es nicht verschmäht, hier das höchste Municipalamt, den Duovirat mit censorischer Gewalt, zu bekleiden, indem er sich gewohntermassen durch einen vornehmen Bürger als „praefectus quinquennalis“ vertreten lies [2]. Fern von den Gefahren der Grenze im lieblichen Hatzeger Thale beim heutigen Várhely florirte Sarmizegetusa als einer der glänzendsten Punkte, welche die Italische Civilisation in unseren Gegenden überhaupt sich geschaffen hat: zwelf walachische Dörfer erfüllen heute den Raum ihres einstigen Umfanges und die barbarischen Sprösslinge der Römischen Zeiten, die Walachen, verbrennen in ihren Kalköfen die inschriftlichen Denkmale, die Zeichen der einstigen Pracht und Herrlichkeit der dacischen Hauptstadt. Noch sieht man den Felsen, wo das einstige Capitol, die stadtbeherrschende Burg stand, noch das geräumige

[1]) Nicht wol früher; denn in einer officiellen Dedication an den K. Septimius Severus (C. I. L. III. 1452) fehlt dieser Titel. Vgl. Mommsen, ib. p. 228. Wenn Hirschfeld, Epigraph. Nachlese zum C. I. L. III. aus Dacien und Moesien, n. 46 seiner Sammlung, wo Sarmizegetusa metropolis genannt wird, aus einem äusseren Grund, wegen der Züge der Schrift, dem 2. Jahrhundert zuweisen möchte, in Folge dessen Sarmizegetusa jenen Titel schon früher erhalten haben müsste, so ist dagegen zu bemerken, dass jene innere Begründung durch Mommsen dies Raisonnement aus einem (nicht ganz sicheren) äusseren Grunde völlig schlägt.

[2]) C. I. L. III. 1459. Die Stadtrechte enthielten ausdrückliche Bestimmungen für den Fall, als der Kaiser selbst zum duovir gewählt wurde. Vgl. Lex Salpens. c. 24. Der Kaiser bekleidete dies Amt in der Regel ohne einen Collegen; in ähnlicher Weise, wie unter der Republik ja auch Pompeius einmal sich zum alleinigen Consul von Rom hatte ernennen lassen.

Amphitheater, in jenen Jahrhunderten der Schauplatz der Thierhetzen und der Spiele — eine der Eigentümlichkeiten Römischer Art, die überall sich pflanzte, wo das weltbeherschende Volk festen Fuss fasste. Die Arena zeigt eine Länge von 60—65, eine Breite ven 32—35 Schritten; die Umfassung des ganzen Baues war 15—18 Fuss wallartig über den Boden erhoben. „Den Achsenenden entsprachen die Haupteingänge des Gebäudes, welche durch 4 tiefe Ausschnitte des von Erde bedeckten Walles, der die Cavea bildet, deutlich bezeichnet werden. Eine doppelte Reihe vereinzelter gleichweit abstehender kleiner Einsenkungen, welche ohne Zweifel die Zugänge zum ersten und zweiten Rang markiren, läuft auf der Höhe des Walles und auf seinem unteren Rande rings um die Arena." Zu Anfang dieses Jahrhunderts waren noch mehrere steineren Sitzbänke zu sehen, die jetzt verschwunden sind. Alles ist so mit Bautrümmern bedeckt und die Arena selbst als Cucurutzfeld benützt für den „Mamaliga" der rohen Bevölkerung [1]).

Nicht weniger prächtig als Sarmizegetusa blühte auch Apulum heran, das militärische Centrum des Landes, dessen municipale Entwicklung zu einer Zwillingsstadt, wie wir gesehen haben, an das dortige Lager der leg. XIII. gemina sich anschloss. An Zahl der Inschriften ist Apulum sogar Sarmizegetusa überlegen und nichts zeigt daher deutlicher, wie sehr wir für die Erkundung der provinciellen Zustände auf die epigraphischen Quellen angewiesen sind, als der Umstand, dass von beiden Städten bei den Römischen Schriftstellern nur einigemale und auch dann noch nur sehr beiläufig die Rede ist [2]). Noch zeugt auch von Apulums einstiger Bedeutung das weite Trümmerfeld um das heutige Karlsburg herum: Tempel, Zeughäuser u. s. w. sind theilweise bis jetzt uns erhalten.

Eine Reihe von anderen Orten erwuchs aus anfänglichen Dorfgemeinden zu Städten, namentlich die Strasse entlang, welche

[1]) Vgl. Benndorf und O. Hirschfeld bei Friedlaender, Sittengesch. Roms II. S. 580.

[2]) Vgl. Mommsen C. I. L. III. p. 182: „neque nos hodie sciremus quantopere (Apulum) floruisset, nisi essent tituli et numero et rerum copia cum reliqua Daciae oppida omnia tum ipsam metropolim Sarmizegetusam longe vincentes." Ueber Sarmizegetusa vgl. ib. p. 228.

das Land von Süden nach Norden durchschnitt. Sie wurden wol auch zuerst zum Municip und später erst zur Colonie erhoben: der ursprüngliche Unterschied, der zwischen beiden Arten von Städten gewaltet hatte, war im Laufe der Zeit mehr und mehr dahin verwischt worden, dass der Titel der Colonie für vornehmer galt, als jener des Municips. So ward das Dorf Napoca (Klausenburg), desgleichen Drobetae an der Donau erst das eine und dann das andere. Tibiscum (bei Karansebes) und Porolissum — das letztere durch ein Amphitheater ausgezeichnet, — dessen Bau im J. 157 der hier residirende Procurator veranlast hatte — erscheinen als Municipien. Potaissa ward durch Septimius Severus zugleich Lager und Colonie. Es ist endlich noch zu erwähnen die Colonia Malvensis, wo einer der dacischen Procuratoren den Sitz hatte, und die wol im Südosten der Traianischen Provinz gelegen sein wird, da sie in den bekannteren Gegenden von Siebenbürgen wenigstens nicht unterzubringen ist.

Die meisten der hier aufgeführten dacischen Colonien besassen ausserordentliche Privilegien, wodurch sie den höchst bevorzugten Angehörigen des Reiches, den Italikern, gleichgestellt waren: Sarmizegetusa und Tsierna (Zerna), Napoca, Apulum und Potaissa führt Ulpian unter den Städten Italischen Rechtes auf, die kraft desselben steuerfrei und von der Gewalt des Statthalters eximirt waren [1]).

Mit dieser bürgerlichen Entwicklung, die hauptsächlich an den eingeführten Colonisten ihren Halt fand, gieng auch hier die militärische Hand in Hand, die einer Reihe von Orten grössere Bedeutung verschaffte: war doch die ganze Provinz Dacien ein grosses Heerlager — war es doch bestimmt den Barbaren den Pass zu sperren, von Ost nach West, von Nord nach Süd. So lange Siebenbürgen in den Händen der Römer lag, so lange war es auch unmöglich, Pannonien zu plündern oder die Balcanhalbinsel selbst zu überziehen: wie ja noch gegenwärtig an dem Besitze Siebenbürgens, so gut wie an der Deckung der Po-

[1]) Ulpian. de censibus (Dig. 50, 15, 1, 8, 9) geschrieben unter Caracalla (211—217): In Dacia Zernensium colonia a divo Traiano deducta iuris Italici est, item Napocensis colonia et Apulensis et Patavissensium vicus, quia divo Severo ius oloniae impetravit.

sition von Byzanz zum guten Theile die Lösung der „orientalischen Frage“ hängt! Deshalb hatte man Dacien colonisirt — denn die stärkste Festung lässt sich nicht halten, wenn die Besatzung nicht tüchtig ist; — und aus demselben Grunde ward das Land mit einem ganzen Netze von Castellen überzogen: so bei den heutigen Orten Alsó-Ilosva, Alsó-Kosaly (wo sogar Legionstruppen gestanden zu haben scheinen), bis in die Gegend südwärts von Bistritz, der ganze Norden der Grenze entlang, wo man überall noch deren Trümmer sieht[1]; dann längs der Strasse von Porolissum nach Napoca; wo in den ersten Zeiten der Römischen Occupation ein bedeutenderes Lager bestanden zu haben scheint, da man von hier aus die Meilensteine numerirte, was in der Regel nur von Städten oder von Lagern weg zu geschehen pflegte. Zu Napoca ward nachher, als es zur Stadt erhoben worden war, die Gegend am heutigen Samos dem Grenzwall entlang attribuirt: jene Gegend ward schon damals „Samus“ genannt[2].

Dann waren namentlich auch die westlichen Gegenden Siebenbürgens, der Weg von Apulum über Germisara (das heutige Czikmo bei Broos) nach Sarmizegetusa mit Castellen befestigt, die gewöhnlich von einer Ala oder Cohorte besetzt waren; bei Veczel hütete eine solche das eiserne Thor und die Enge der Maros am Eingange von Siebenbürgen. Bei Heviz (in der Nähe von Reps) im Südosten des Berglandes dem heutigen Szeklerdistricte zu, war anfangs sogar die ganze XIII. Legion concentrirt gewesen, die nachher in Apulum stationirte. Ferner war die Strasse von Pons Vetus am Alt (eine kurze Strecke nördlich vom Rothenthurmpass) über Kleinschenk nach Reps durch Castelle gesichert; ebenso die von Apulum nach den Quellen der Kokel, die von Salinae (bei Marosujvár) nach jenen der Maros. Alle diese Militär- und Strassenstationen wurden mit der Zeit recht

[1]) Es ist dafür bezeichnend, dass in einer der ältesten Siebenbürger Urkunden, die uns aus dem Mittelalter erhalten sind und die Grenzbestimmungen gibt, bereits wieder deren genannt werden: „et ab illa meta procedendo ad quadringulares castri Sixadonie;“ womit nach Keménys Deutung eine Römische Anlage in der Nähe von Thorenburg gemeint ist. Teutsch und Firnhaber, Siebenb. Urkundenb. S. 2.

[2]) Vgl. C. I. L. III. 827.

ansehnliche Ortschaften, Flecken, die mehr oder weniger stadtartige Bedeutung gewannen.

In diesen Städten und Orten sehen wir dann alle Römischen Sitten und Gebräuche pflegen und ausüben. An der Hand der Inschriften lernen wir die ganze Mannigfaltigkeit des municipalen Lebens der Italiker kennen und den Gemeingeist schätzen, der da Alles beherrscht. Wir sehen vornehme Bürger durch öffentliche Stiftungen sich nützlich machen; der eine baut Säulenhallen, der andere stellt ein Bad her und spendet zugleich das nöthige Oel [1]). Den Bauplatz allein gab die Gemeinde. Derlei Züge liessen sich eine grosse Reihe aufführen.

Innerhalb einer jede Gemeinde aber nahmen die Collegien, die Zünfte, eine besonders hervorragende Stellung ein. Die einzelnen Handwerke waren genossenschaftlich organisirt zum Schutz der Arbeit und zur Betreibung ihrer sonstigen gemeinsamen Interessen: so die „fabri," worunter verschiedene Gewerbe inbegriffen sind; so die „centonarii" oder Wollenweber, die namentlich in Apulum stark vertreten gewesen sind, wo sie für die Truppen den Bedarf an Kleidern, Zelten, Decken u. s. w. zu liefern übernommen hatten; die „nautae," die Angehörigen der Schifferzunft, die den Maros mit ihren Fahrzeugen befuhr und Salz und Holz exportiren mochte, wie derlei noch heute geschieht; die „dendrophori," welche den Bau von Kriegsmaschinen und militärischen Gebäuden besorgten; die „negotiatores," oder Kaufleute, deren Verbindung über die ganze Provinz Apulum sich erstreckte; die „utricularii," d. h. die Fährleute, von welchen die Reisenden mittelst Schläuchen (uter) über die Flüsse gesetzt wurden, namentlich wenn, wie auch das noch heute häufig, die Brücken mangelten; endlich die „lecticarii," die Sänftenträger, die wir besonders in Sarmizegetusa vertreten finden [2]).

Was die innere Organisation dieser Vereine und Zünfte betrifft, die sich des grössten Ansehens und der besonderen Auf-

[1]) Ephem. epigr. II. n. 414 (aus Apulum): balne(as) populo public(as) et oleum posuit. L(ocus) d(atus) d(ecreto) d(ecurionum). Der Stein wurde dem ungenannten Wohlthäter gewidmet in demselben Jahre, als die canabae in das municipium Apulum verwandelt wurden („anno primo facti municipii").

[2]) Vgl. die Zusammenstellung von Gooss, a. a. O. S. 118 ff.; woran ich mich auch für das folgende halte.

merksamkeit der Regierung erfreuten, so hatte jede Verbindung einen angesehenen Bürger zum Patron oder „Vater" und dessen Frau zur „Zunftmutter." Im übrigen standen an der Spitze „Magister", welche die ausübende Gewalt hatten; zwei Quaestoren verwalteten die gemeinsame Kasse. Einzelne Collegien hatten sogar eine engere Vertretung, die der einer Stadt ziemlich nahe kam; so die fabri in Apulum, deren „decuriones et principales" ihrem Patron „secundum decretum eorum" eine Inschrift setzten. Die grösseren Collegien zerfielen in eine Reihe von Unterabtheilungen oder decuriae, deren die fabri in Apulum sicher elf, die in Sarmizegetusa mindestens vier hatten. Wir haben diese Art von Organisation bereits oben bei Besprechung der Canabae und ihrer Verfassung — die eben anfangs durchaus die eines Collegiums war — berührt. Dem Genius der Zeit gemäss, dem zufolge ja jeder Landtag zugleich ein Provincialconcil, der Landeshauptmann ein Bischof war, fanden auch die Collegien ihren eigentlichen Mittelpunkt vor allem in dem Cultus eines ihnen eigentümlichen Gottes, an dessem Feste sie gleichsam ihre „Kirchweih" feierten. Sie bildeten so in jeder Beziehung ein Gemeinwesen für sich: sie hatten ihr eigenes Archiv, ihr eigenes Siegel, eigene Fahnen, eigene Tempel und ihr eigenes Grab; die verstorbenen Collegen wurden entweder unentgeltlich bestattet oder die Familie erhielt 400 Sesterzen (etwa 30 fl.) ausbezahlt. Die Mitglieder eines jeden Collegiums hatten hiefür ratenweise, gewöhnlich monatlich, Geld- und Naturalbeiträge zu entrichten. Diese Art Lebensversicherung oder Leichenbestattung war einer der Hauptzwecke jener Corporationen [1]); daneben vor allem die grossen Schmäusse an den Festtagen, die nie fehlen durften, wie denn nach Mommsens launiger Bemerkung [2]) die Römische Kirche und die Römische Küche von jeher zu einander in merklicher Beziehung gestanden sind.

Es ist uns unter anderem auch eine Urkunde erhalten, die sich auf einen solchen Schmauss bezieht, der am Vorabend des 1. Mai vor sich gegangen war. Es wird wol nicht unwillkommen

[1]) In einer der Cerattafeln wird geklagt: „neque quisquam tam magno tempore diebus, quibus legi continetur, convenire voluerint aut conferre funeraticia sive munera."

[2]) In seinem Vortrag über „die Römischen Ackerbrüder." Grenzboten 1870.

sein, den entsprechenden Küchenzettel hier seinem ganzen Inhalte nach eingeschaltet zu finden [1]). Er läst uns einen in mehr als einer Beziehung interessanten Einblick in diese sö eigentümlichen und wichtigen Verhältnisse thun.

Auf der einen Seite der betreffenden Wachstafel verzeichnet höchst wahrscheinlich ein „magister epularum,“ d. h. der Schmaussherr oder Küchenmeister eines solchen Collegiums, die Summen, die er in zwelf Terminen eingenommen hat. Auf der anderen Seite sind die Kosten jenes Schmausses folgendermassen veranschlagt:

(1) pr. Kal. Maias ex . .	(denar.)	CLXVI[II ?]
(2) agnos n. V.	„	XVIII
(3) porcellum	„	V
(4) panem candid(um) . .	„	II
(5) thus prim(um) S . .	„	II[I]
(6) [meri] 8 III	„	II
(7) [vini] Q II C II . .	„	XCVII
(8) peganinum	„	I2
(9) impensam	„	S2
(10) aceti 8 I	„	S
(11) salem et cep(am) . .	„	S—2

Wir sehen im ersten Posten unter dem Titel „pridie Kalendas Maias ex“ eine Hauptsumme zusammengefasst, die in den folgenden Punkten und einigen unleserlichen specificirt wird. Nehmen wir den Denar zu 30 kr. an, so kosteten die fünf Lämmer des zweiten Postens 5 fl. 40 kr., ein Frischling 1 fl. 50 kr. Brod wurde nach Posten 4 um 60 kr., Weihrauch ½ Pfund für 90 kr. verbraucht. Vom besseren Wein (merum) trank man nur drei Sextarien (zusammen 1 Maass) für 60 kr., dagegen zechte man gewöhnlichen Tischwein 2 Quadrantal und zwei Hemina, das ist eine Quantität, welche den Rauminhalt von zwei Kubikfuss überschreitet. Dafür kostete auch der Wein allein volle 29 Gulden und 10 kr., was Mommsen etwas zu theuer findet, da man nach Plinius [2]) in Rom

[1]) C. I. L. III. p. 953. C. XV.

[1]) H. N. 14, 4. 56. Der hohe Preis erklärt sich vielleicht damit, dass der Wein nicht im Lande erzeugt und durch Transport und Zollkosten so vertheuert wurde.

Staats-Bibliothek Bamberg

ganz guten Wein um 7 Gulden 50 kr. den Quadrantal haben konnte.

Im weiteren Verlaufe nennt unser Küchenzettel noch peganinum (Salat) für $^{25}/_{24}$ Denare, also für 31 kr.; er berechnet für impensam (Mühe) $^{13}/_{24}$ Denare = $16\frac{1}{2}$ kr., für Essig $\frac{1}{2}$ Denar = 15 kr. und endlich für Salz und den unvermeidlichen Zwiebel $^{15}/_{24}$ Denare = 19 kr. [1]).

So die heitere Geselligkeit jener collegialen Genossenschaften, in die uns die hier vorgeführte Wachstafel so willkommenen Einblick gewährt.

Es sind aber noch eine ganze Reihe von Urkunden dieser Art auf uns gekommen, die, abgesehen von den Beiträgen, die sie zur Geschichte des römischen Genossenschaftswesens uns darbieten, den Beweis liefern, dass es den Bewohnern von Dacien auch an Geschäftssinn und Routine nicht gebrach. Es sind uns nemlich unter anderem erhalten: vier Kaufverträge (über einen Sclaven, eine Sclavin und ein halbes Haus in Alburnus maior, dem h. Verespatak); ferner zehn Schuldscheine, drei Gesellschafts-, drei Miethverträge und ein Depositenschein. Es bilden aber diese Urkunden eine so characteristische Eigentümlichkeit der Antiquitäten von Siebenbürgen, es nehmen dieselben eine so hervorragende Stellung ein unter den Ueberresten, die aus dem Römischen Altertum überhaupt uns überliefert sind, dass es nöthig erscheint, darüber noch einige Worte zu sagen.

Die Urkunden, von denen hier die Rede ist, sind sämmtlich auf Wachs geschrieben und kamen wahrscheinlich bei Gelegenheit eines Einfalles der Barbaren [2]), der die Bewohner zwang, ihre „Papiere“ in Sicherheit zu bringen, in die Goldschachte des Siebenbürgischen Erzgebirges. Sie wurden nicht mehr von dort erhoben, vielleicht weil die Besitzer der Katastrophe zum Opfer gefallen waren.

[1]) Nach Gooss a. a. O. 122. Ueber den Zwiebel vgl. Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere. S. 168 ff. Ueber die Gemüse der Römischen Kaiserzeit überhaupt ebenda S. 430. Ueber den Essig desgleichen S. 77. Die meisten dieser Leckereien und Gewürze sind erst von den Römern in unsere Landschaften eingeführt worden.

[2]) Man denke an Zeiten wie die des sog. Marcomannenkrieges, wo der Statthalter Daciens selbst in einer Schlacht gegen Sueven und Jazygen sein Leben verlor. Auf diese Zeit weist auch die Datirung der Urkunden hin; die älteste ist vom J. 131, die jüngste vom J. 167. Vgl. Mommsen im C. I. L. III. p. 921.

So blieben sie in den künstlich verrammelten und zugeschütteten Römerstollen verborgen bis auf unsere Tage, wo man sie wiederfand [1]), seit Jahrhunderten unberührt und nur von mineralischen Wässern benetzt, die ihre Erhaltung beförderten. „Manche davon sehen so frisch aus, als ob sie eben aus der Hand gelegt wären, nur das Wachs, welches schwärzlich oder völlig schwarz ist, hat oft Risse bekommen, wodurch die Lesung erschwert wird, besonders da, wo die ausgelöschte ältere Schrift noch durchschimmert“ [2]).

Derlei Wachstafeln waren im Altertum in allgemeinem Gebrauch, zunächst zu Aufzeichnungen von vorübergehendem Werthe, wie Rechnungen, Concepten, Briefen, Schulübungen, doch auch, wie eben jene siebenbürgischen Funde besagen, zu gerichtlichen Urkunden. Sie bestehen meist aus drei übereinander gelegten Tafeln, waren also sog. triptycha. Aehnliche Ceraturkunden kamen auch in Aegypten zu Tage: für die Geschichte der Schrift und des Schreibmateriales nicht weniger als für die Kenntnisnahme mancher juristischen wie culturhistorischen Verhältnisse jener vergangenen Zeiten ein unschätzbares Material.

Aber auch sonst haben im Schosse der dacischen Berge sich mancherlei interessante Dinge erhalten. In den unter dem Namen Cetate mare und mike bekannten und altbebauten Werken von Verespatak, dem alten Alburnus major, wo noch jetzt die Art und Weise, wie dort die Römer die riesigen isolirten Felsmassen bearbeitet haben, das Staunen der Reisenden erregt [3]); in diesen Werken fanden sich zahlreiche Werkzeuge, als Keilhauen, Bergkratzen, Schlägel, Saubertröge, Bergeisen, Breitkeile und Gru-

[1]) Das erste Exemplar, das gefunden wurde, lag lange in der Jankovichischen Sammlung in Pest, ohne dass es Jemand lesen konnte; bis endlich Massman in seiner Schrift: Libellus aurarius sive tabulae ceratae et antiquissimae et unicae Romanae. Lips. 1840 der Schwierigkeit Herr ward.

[2]) Vgl. Wattenbach: „Das Schriftwesen im Mittelalter,“ 1. Aufl. S. 40 ff. Es ist dort auch die sonstige Litteratur über den Gegenstand angeführt, der seiner Zeit bedeutende Controversen hervorgerufen hatte — wegen der Fälschungen nemlich, die mitunter gelaufen waren; erst die späteren Funde sicherten auch die älteren gegen alle Einwendungen skeptischer Kritik.

[3]) Es sind nemlich besagte Felsmassen der Art von aussen und innen in die Runde gearbeitet, dass sie einem grossen zerstörten Amphitheater ähnlich sehen oder auch dem Krater eines Vulcans, dessen geschwärzter Schlund den Himmel angähnt. Vgl. Ch. Boner, Siebenbürgen. S. 583.

benlampen entschieden Römischen Gepräges; in dem alten königlichen Emericistollen Offenbányas fand man sogar in den Seitenwänden den Buchstaben D wiederholt eingegraben.

In den Werken Sz. Simon am Berg Nagy-Kirnyik bei Korna traf man eine Höhle, deren Wände polirt und mit Feuerheerd, Tisch und Sitzen, alles aus dem härtesten Felsen gehauen, versehen waren. Im St. Katharinenstollen im Berge Letty fanden sich im Jahre 1855 in einem aufgelassenen Werke ausser einem langen Haarzopf, der noch heute im Pester Museum zu sehen ist, zehn römische Amphorae und zahlreiches Hausgeräth, worunter Fässer und Getreidemasse [1]).

Kurzum: die eigentümliche Art der Colonisation, die vōn der Manier in anderen Provinzen verschiedene Art der Truppenvertheilung im Lande mit ihren zahlreichen Castellen und Stationen nicht nur im Norden sondern auch im Südwesten und im Südosten der Provinz; endlich jene Goldbergwerke und ihr Inhalt im weitesten Sinne des Wortes, bilden die Signatur Daciens in Römischer Zeit, und machen sie eben zu weitaus der interessantesten aller Landschaften an den Ufern der Donau. Hier hat das Römische Wesen mit der ganzen Energie Wurzel gefasst, die jenem weltbeherschenden Volke nun einmal eigen war. Es war das von Folgen begleitet, die noch heute existiren: ich meine die Schaffung einer eigenen dacō-romanischen Raçe, die noch lauter dafür spricht als die Berge und die inschriftlichen Steine. Suchen wir auch darüber uns die Verhältnisse klar zu machen.

Vor allem müssen wir in dieser Hinsicht den Unterschied betonen, der zwischen der Römischen Colonisation im Altertum und der ungarisch-deutschen des Mittelalters für diese Gegenden obwaltet. Die letztere trug von vorn herein einen exclusiv-nationalen Character an sich: die Einwanderer bildeten allein die „herrschenden Nationen", während die ältere Bevölkerung rechtslos blieb und geknechtet ward bis auf unsere Tage: Sieger und Besiegte schlossen sich so von einander ab; eine Verschmelzung der das Land bewohnenden Stämme zu einer Nation ward ängstlich vermieden: kein Ungar, Szekler, Sachse hätte eine Walachin geheirathet und so durch dies Connubium den Anfang gemacht zu

[1]) Gooss, a. a. O. S. 152.

einer Liirung der Massen; noch jetzt wollen sie in Siebenbürgen davon nichts wissen, wie allgemein bekannt ist [1]).

War etwa dies auch die Lage der Dinge unter Römischer Herrschaft? Standen auch damals die eingeführten Colonisten und die erbgesessenen Daker in so schroffem Gegensatz zu einander? Wer dieser Meinung huldigt, der verkennt einfach das Grundprincip und die Staatsmaxime, auf die das römische Kaiserreich überhaupt basirt war: die cosmopolitische Verschmelzung aller Nationen zu „Romanen“ von einerlei Sprache und einerlei Sitte. Danach gieng man vor, wie anderswo, so auch in Dacien. Wol bestanden unter den Römischen Colonisten, die ins Land kamen, landmannschaftliche Verbindungen und es dauerten diese allem Anschein nach fort bis zur Aufgabe der Provinz durch die Römer; aber diese Verbindungen hatten keine nationale Bedeutung — es waren ja grösstentheils „römische Asiaten;“ in Bezug auf Nationalität von vorn herein eine „contradictio in adiecto“; — sie waren durchwegs sacraler Natur; es kamen dadurch in Dacien neue Götter in Umlauf, die aber ein so internationales Gepräge an sich trugen, wie etwa jetzt noch die Heiligen der universellen Römischen Kirche; nationale Exclusivität hätte die Regierung nach dem früher Gesagten schon principiell nicht geduldet.

Vielmehr gedieh neben den fremden Colonisten auch die alteinheimische dacische Bevölkerung, die mit der Zeit von den schweren Schicksalsschlägen, die sie betroffen hatten, sich wieder erholte; aber diese Daker, wenigstens so weit sie unter Römischer Herrschaft standen, waren ebenfalls schon keine nationale Masse mehr: die Zeiten der Freiheit hatten die Kinder der Dakischen Männer, die einst das Schwert Traians gefressen hatte, nicht mehr gesehen, sie waren bereits aufgewachsen der Unterthänigkeit gewohnt und dienten mit Lust im Heere ihrer Besieger, der ihnen Orden und Titel und Invalidenversorgung reichlich

[1]) Nur einige Kritiker sind anderer Ansicht. Roesler hat in seinen Romaen. Studien einen wahren Eiertanz von Sophismen aufgeführt, um die Thatsache solcher Exclusivität, wie sie auch zu den Zeiten der Völkerwanderung lange genug von den Germanen beliebt ward, „per argumentum ad hominem“ ad absurdum zu führen. Umgekehrt hat Roesler den Römern eine derartige nationale Sonderstellung in Dacien zugeschrieben. Andere (auch Gooss) sind ihm darin gefolgt.

gewährte: zu den Auxiliartruppen haben die Daker ein besonders starkes Contingent gestellt. Und der Sieger war auch sonst gnädig gegen die Unterthanen, die sich botmässig erwiesen: „berechtigte Eigentümlichkeiten“ wurden ihnen belassen, wenn sie weiter nichts zu bedeuten hatten.

Der fliegende Drache, den die Bilder der Traianssäule uns kennen lehren, blieb nach wie vor das Feldzeichen der Daker [1]), das nationale Krummschwert die Waffe ihrer Alen und Cohorten; durch den ganzen „Orbis Romanus“ zerstreut, sogar auf stadtrömischen Inschriften, begegnen uns dacische Namen und die Bezeichnung „natione Dacus;“ mehr als ein Decebalus findet sich darunter [2]). Auch der Cult der alten Gottheiten bestand fort, nur dass man denselben mehr und mehr Römische Begriffe substituirte.

Wir sehen dann die Daker theil nehmen an allen Segnungen der Römischen Civilisation, namentlich auch am städtischen Leben. Die Inschriften nennen uns dacische Einwohner durch die ganze Provinz hin: in Also-Ilósva, in Thorda, in Karlsburg, im Golddistrict, in Várhely, in Grosspold, in Turnseverin. Schon dass die Daker der Römischen Sitte der Steinsetzung sich bequemten, ist ein Zeichen ihres Anschlusses an die neuen Verhältnisse. Kein Wunder, dass sie alsbald auch in den Städten obrigkeitliche Würden bekleideten — wann hätten die Sachsen je dies einem Walachen zugestanden? —; von Generation zu Generation sehen wir die Romanisirung weiter vorschreiten. „So finden wir einen gewissen P. Aelius Ariortus als IVvir des Municipiums Drobetae und der lateinische Familienname scheint schliessen zu lassen, dass sich sein Haus unter Hadrian mit dem neuen System befreundete. Die Frau hies Digna, die Söhne führen ausschliesslich Römische Namen, der Enkel erscheint noch mit dem fremden Udarus.“ Und so weit war man in dieser Weise bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts bereits gediehen, dass damals, zur Zeit der sog. dreissig Tyrannen, der Dacier Regalian, angeblich ein Abkömmling

[1]) Auf den Münzen der Provinz erscheint noch in der Mitte des dritten Jahrhunderts der dacische Genius mit dem fliegenden Drachen. Vgl. Eckhel d. n. VII. 343.

[2]) Gruter 533, 4. Vgl. dazu Henzen bullet. dell' inst. 1848, p. 134. — C. I. L. VII. 866.

des K. Decebalus selbst[1]), sich zum „Römischen Kaiser“ aufwerfen konnte!

Nur ein Theil des dacischen Volkes, der anfangs noch in den entlegeneren Theilen der Provinz, später ausserhalb derselben sich unabhängig erhalten hatte, bewahrte noch länger seine Nationalität. Die Römischen Colonisten selbst bewohnten nemlich nicht ganz Dacien, sondern vornehmlich das Banat, die westliche Hälfte und das Centrum Siebenbürgens und die kleine Walachei. Es war ein Keil Römischer Bevölkerung, der ins dacische Land hineingetrieben worden war; und um denselben herum pulsirte in immer weiteren Kreisen hauptsächlich das Römische Cultur- und Lagerleben. Der ganze Osten und theilweise auch der Süden des Landes hingegen war von der Römischen Colonisation unberührt geblieben. Wie in Gallien die Bretagne, in Britannien Wales sich keltisch erhielten, in Spanien die Basken, in Epirus die Albanesen ihre Sprache bewahrten, in den abgelegeneren Gegenden, die weder durch Strassen, noch durch eine Garnison, noch durch Städte in den Bereich der Civilisation gezogen wurden; und von wo noch längere Zeit hindurch gegen Roms Herrschaft und gegen das Italische Wesen reagirt wurde, so erhob sich von jenen Gegenden aus mehrmals die dacische Bevölkerung; Antoninus Pius und Commodus haben solche Aufstände zu bekämpfen gehabt. Aber sie wurden doch bezwungen, es waren nur die letzten Zuckungen einer dem Untergange geweihten Nationalität, die zunächst nicht mehr bedeuteten, als etwa gegenwärtig die Einfälle der Indianer in das Gebiet der Vereinigten Staaten; die Romanisirung drang dann wol auch hier, soweit die Provinz reichte, eben namentlich durch den Militärdienst, mehr und mehr durch. Dieser Process läst sich an der Hand unserer Quellen leider nicht des Näheren verfolgen, da hierüber auch die Inschriften den Aufschluss versagen, die ausser von den beim Militär dienenden Individuen eben nur von der romanisirten Elite der Daker uns Meldung thun; wie ja z. B. auch für Raetien in dieser Beziehung aus den epigraphischen Denkmalen nichts zu entnehmen ist. Wenn man aber bedenkt, wie schnell das südliche Pannonien und überhaupt

[1]) „erat gentis Daciae, Decebali ipsius ut fertur affinis.“ Scriptor. h. Aug. trig. tyr. c. 10.

die Provinzen des Westens sich romanisirt haben [1]), so wird man einsehen, dass die anderthalb Jahrhunderte Römischer Herrschaft auch in Dacien nicht spurlos vorüber gegangen sein können. Das gemeine Volk ward zwar nicht der italischen Cultur zugänglich, aber es erhielt doch jenen Firnis römischen Wesens, wie ihn heute noch die Romaenen zur Schau tragen.

Als dann nach der Mitte des 3. Jahrhunderts die politische Lage der Dinge an der Donau sich so trübe gestaltete, dass man daran denken musste, die Eroberung Traians jenseits des Stromes, Dacien, aufzugeben und dieser Entschluss im Laufe der nächsten Jahrzehnte endlich zur That heranreifte [2]), da verfügte die Römische Regierung zugleich über das Schicksal der Einwohner der Provinz. Sie hatte jene Colonisten hiehergeführt in das Bollwerk des Reiches im illyrischen Länderbezirk als Bebauer und Erhalter des gewonnenen Gebietes. Sie musste daher für diese Leute, die sich zu ihren Gunsten engagirt hatten, Fürsorge treffen, auch nachdem jene weitaussehende Politik gescheitert war; — hat ja schon Hadrian ihretwillen von der Aufgabe Daciens, die er plante, wieder abgesehen; — und so geschah es

[1]) Vgl. über Pannonien (zwischen Save und Drau) den Ausspruch des Velleius Paterculus II. 110: „in omnibus Pannoniis non disciplinae tantummodo sed linguae quoque notitia Romanae, plerisque etiam litterarum usus et familiaris animorum erat exercitatio." Dazu Mommsen C. I. L. III. p. 482. Und doch waren erst zwei Decennien seit der Unterwerfung verflossen. Indess ist Velleius Zeitgenosse und Augenzeuge, da er unter Tiberius den pannon. Krieg mitgemacht hat und die pannon. Münzen trugen schon vor der Unterwerfung lat. Aufschriften. Vgl. Mommsen, Röm. Münzwesen S. 696. C. I. L. III. p. 482; vgl. was ebenda p. 708 über die Romanisirung von Noricum uud Raetien gesagt ist. Im Uebrigen Marquardt, Staatsverw. I., 423; über die röm. Provinzen im Occident zu Caesar's Zeit, Mommsen, R. G. III[5], 532.

[2]) Unter Gallienus, wo die ersten verheerenden Einfälle vorkamen, die den Anfang des Endes bilden sollten, flüchteten viele Bewohner, nachdem sie ihre Schätze vergraben hatten, also in der Hoffnung auf Wiederkehr; die ihnen freilich so wenig geblüht zu haben scheint, wie jenen Besitzern der Wachsurkunden in der Zeit des Marcomannischen Krieges. Vgl. Mommsen im C. I. L. III. p. 161 über die Massenfunde Römischer Münzen, die aus jener Zeit stammen. — Um die Mitte des 3. Jahrhunderts war die Regierung noch ernstlich entschlossen, die Provinz zu halten, wie ein neuerlich gefundener Meilenstein aus der Zeit der Kaiser C. Trebonianus Gallus und Volusian (der Vorgänger des Gallienus) beweisen dürfte. Hirschfeld, Epigraph. Nachlese. n. 42. (Ephem. epigr. II. n. 453).

in der That, indem K. Aurelian die Ansiedlungen über die Donau zurückzog und auf früher moesischem Gebiete ein neues Dacien einrichtete, das den Namen der alten Provinz bewahrte und die Colonisten aufnahm [1]).

Aber auch für diejenigen Dacier, welche im Laufe der Zeit völlig zu „Römern" nicht nur der Sprache, sondern auch der Bildung nach geworden waren, hatte der Boden der alten Heimat keinen Reiz mehr; auch sie werden nicht gezögert kaben, mit den Colonisten und den Truppen das nunmehr wieder „barbarisch" gewordene Land ihrer „barbarischen" Vorväter zu verlassen: ihr Vaterland war Rom geworden.

Die Masse des dacischen Volkes aber, die nur die Lasten nicht auch die Vortheile der römischen Herrschaft gefühlt hatte, einer Herrschaft, die sie als schätzbares Material ansah für das Heer und für die Finanz, das „dumme Thier von Volk," wie es Skakespeare nennt, das zu allen Zeiten nur auf materielle Interessen bedacht gewesen ist, blieb sitzen auf der Scholle, dem neuen Herren Zins zahlend wie früher dem alten, aus der Römischen Epoche seines Daseins nichts bewahrend als den Romanischen Dialect, der ihm während derselben beigebracht worden war: die Stammväter der heutigen Romaenen.

[1]) Flavius Vopisc. Aurelian. c. 39: (Aurelianus) Daciam — sublato exercitu et provincialibus reliquit — abductosque ex ea populos in Moesia collocavit appellavitque suam Daciam. Womit Eutrop 9. 15, Rufus im breviar. 8, Jordan. de regn. succ. 51, Malalas 12 p. 301 fast wörtlich übereinstimmen. Die letzterwähnte Massregel, wie auch die allgemeine Haltung des ganzen Berichtes gehört in die Reihe der officiellen Vertuschungsversuche, die in Rom herkömmlich waren. So strich man z. B. noch später die Beamten selbst dann nicht aus der officiellen Liste der notitia dignit., wenn die betreffende Provinz factisch schon längst verloren war: man erkannte eben den Verlust officiell nicht an. Vgl. Seek im Hermes XI. 92. Auch Städte, die zerstört worden waren, führte man nach wie vor in den Provincialverzeichnissen auf, so z. B. Noviodunum in der Schweiz noch am Ende des 4. Jahrhundert; ebenso Aventicum oder das castrum Rauracense: officiell bestanden sie unversehrt fort. Vgl. J. J. Müller, Noyon zur Römerzeit. Mitth. der antiquar. Ges. in Zürich XVIII. 8. S. 219 f. — So auch in dem Fall, der uns hier interessirt. Trotzdem Dacien verloren war, sollte es nicht verloren scheinen. — Aehnliche Fictionen beliebte nachher die Römische Kirche zu acceptiren, die jetzt nicht weniger auf ihre Ewigkeit baut, wie seiner Zeit das Römische Reich. — Bezüglich der Abführung der Römischen Bevölkerung aus einer aufgegebenen Provinz haben wir ein Analogon für Noricum in der Erzählung der Vita Severini c. 45 (Welser), worüber später gehandelt werden wird.

V. Verkehr und Handel. Religion und Litteratur.

Märtyreracten und Heiligenleben als Geschichtsquellen.

Zum Militär- und Städtewesen, durch welche Factoren vor allem das Römertum bei uns sowol gepflanzt als auch mehr und mehr gefördert und verbreitet wurde, gesellte sich als drittes Glied im Bunde das grossartige Verkehrswesen, welches die Römer in unseren Landschaften einrichteten, um die Centren des Krieges wie des Friedens einander näher zu bringen.

Die Initiative geschah auch in diesem Punkte, wie in allen anderen durch das Heer und zunächst für seine Zwecke. Es war nothwendig, die militärischen Stützpunkte sowol unter sich, als auch mit dem Inneren der Landschaften, die sie zu vertheidigen und im Zaum zu halten hatten, in Verbindung zu setzen, um im Kriegsfall sich schnell genug concentriren und gegenseitig unterstützen, in Friedenszeiten aber die ebenso wichtige wie schwierige Zufuhr der Lebensmittel möglichst präcis und bequem bewerkstelligen zu können. Deshalb wurden auch alle zu diesem Zwecke nothwendigen Bauten von Strassen, Brücken, Tunnels u. s. w. durch das Militär selbst ausgeführt, das man aus Disciplin stets beschäftigt wissen wollte [1]).

[1]) Nicht umsonst lehnen sich die Soldaten bei Meutereien besonders gegen derlei Arbeiten auf: „duritiam operum ac propriis nominibus incusant vallum, fossas, pabuli materiae lignorum adgestus et si qua alia ex necessitate aut adversus otium castrorum quaeruntur." Tac. Ann. 1, 35 (Aufstand der Rheinlegionen). Vgl. Ann.

In diesem Sinne wurden z. B. in Dalmatien unter der Regierung des Tiberius von dem dortigen Legaten Dolabella eine Reihe von Chausséen angelegt; es geschah dies durch Detachements der in jener Provinz stationirten VII. und XI. Legion und wurden die Strassen gebaut von Salonae aus bis an die Grenze von Dalmatien und Moesien, wo die Stämme der Ditioner und der Daesitiater fassen; d. h. durch ganz Bosnien bis nach Serbien: vor allem zu dem Zwecke, um mittelst dieser Communicationsmittel von vorn herein jeden Aufstand in jenen gebirgigen Gegenden unmöglich zu machen und so die Provinz endgiltig zu pacificiren.

Um dieselbe Zeit (33—34 n. Chr.) ward in Obermoesien durch Soldaten der IV. scythischen und der V. Macedonischen Legion die Strasse längs der Donau hin angelegt [1]), die nachher Traian vor Beginn der dacischen Kriege fortsetzte und vollendete.

Ueberhaupt sehen wir auch sonst den Bau der Chausséen als Einleitung oder als Folge der Kriege, die in unseren Landschaften geführt wurden: diejenigen Kaiser, welche hier am meisten zu kämpfen hatten, haben, wie die Meilensteine beweisen, auch am meisten für die Herstellung oder Erhaltung der hiesigen Strassen gethan.

So hat Traian, erst als Kronprinz dann als Kaiser, das pannonische Strassennetz, das früher nur die südlicheren Gegenden umspannt hatte, auch auf das innere Pannonien ausgedehnt, desgleichen Dacien in dasselbe sogleich nach der Eroberung einbezogen; in ununterbrochener Linie erstreckte sich seitdem die Chaussée vom Rhein bis an die Gestade des schwarzen Meeres [2]). In ähnlicher Weise giengen die Kaiser Marcus und Verus vor bei Gelegenheit des Marcomannischen Krieges. Septimius Severus that dasselbe nicht blos in Pannonien, sondern namentlich

1, 20, wo Soldaten der Pannonischen Armee nach Nauportus abgeschickt sind „ob itinera et pontes et alios usus." Den deutlichsten Begriff von dem Zusammenhang all' dieser Dinge bieten uns die Abbildungen der Traianssäule. Vgl. Fröhner's description des reliefs in der Einleitung p. 2.

[1]) Vgl. die darauf bezügliche Inschrift aus der Gegend vor Boljetin C. I. L. III. 1698.

[2]) Vgl. Aurel. Vict. Caes. 18: „Iter conditur per feras gentes, quo facile ab usque Pontico mari in Galliam permeatur."

auch in den oberen Donaulanden, in Raetien, wo man beständig gegen die Alemannen zu kämpfen hatte; ihm folgte hierin sein Sohn Caracalla [1]). Auch die späteren Kaiser des 3. und 4. Jahrhunderts: Macrinus, Elagabalus, Alexander, Maximin, Philippus, Decius, Gallus und Volusian, Constantius und Valerius, Licinius, Constantin und seine Söhne, Julian, Valentinian und Valens, Gratian und Andere finden wir diesem wichtigen Zweige der Verwaltung die grösste Sorgfalt zuwenden.

Sehen wir uns die einzelnen Strassenzüge näher an [2]).

Da ist vor allem zu erwähnen die grosse Heerstrasse, die von Gallien nach Illyricum führte und in ihrem Verlaufe die einzelnen militärischen Stationen an der Donau, am „limes" des Reiches miteinander verband; sie lief vom Bodensee auf Augsburg, von dort über Pons Aeni (bei Rosenheim) nach Lauriacum, Vindobona, Carnuntum, Brigetio, Aquincum, von da weiter über Mursa nach Sirmium.

Nicht weniger wichtig waren die Verkehrslinien, die von Italien nach Illyricum führten und deren Knotenpunkt die Colonie Aquileia bildete.

Von hier aus durchschnitt eine Chaussée die carnischen und norischen Alpen und führte einerseits über Julium Carnicum (Zuglio) an die obere Drau, andererseits über Virunum und Noreia nach Ovilava; eine zweite gieng über Emona, Celeia, Poetovio, Savaria, Scarbantia nach Carnuntum an der Donau; eine dritte in südöstlicher Richtung an die Küstenplätze von Istrien und Dalmatien, einerseits nach Pola, andererseits nach Jader, Scardona, Salonae, Narona.

Von Aquileia aus gieng auch der grosse Curs von Italien nach Constantinopel über Emona, Siscia, Sirmium, Confluentes (Semlin) bis zum Margus (Morava), dann diesen Fluss entlang südlich bis Sardica (Sophia), von hier über Philippopel und Adrianopel: eine Strecke in der Länge von 238 Meilen mit 84 Sta-

[1]) Vgl. Hollaender, die Kriege der Alemannen mit den Roemern im 3. Jahrhundert n. Chr. (Karlsruhe 1873). Kenner, Noricum und Pannonia. Mitth. d. Wiener Altertumsvereins XI. (1870) S. 143.

[2]) Man vgl. für das Folgende H. Stephan (gegenwärtig Generalpostdirector des deutschen Reiches): „Das Verkehrsleben in Altertum". Histor. Taschenbuch 1868. S. 3 ff. Friedlaender, Sittengeschichte Roms. II, 3 ff.

tionen; während die Entfernung der westlichen von der östlichen Hauptstadt auf diesem Wege im Ganzen 313 Meilen betrug.

Ueber den Brenner führte vom Po an die Donau die grosse Via Claudia Augusta, die K. Claudius in den J. 46 und 47 n. Chr. gebaut und nach sich benannt hatte, indem er, wie seine Meilensteine stolz erzählen, so das Werk seines Vaters Drusus vollendete, dessen Siege über die Alpenvölker hier den Weg gebahnt hatten [1].

Durch das Pusterthal zweigte sich eine Linie ab, die nach Aguontum führte und von da die Drau abwärts nach Teurnia, Virunum, Celeia u. s. w.

Das waren so beiläufig die Hauptlinien. Zwischen den einzelnen bedeutenderen Orten gab es dann noch anderweitige Strassenverbindungen, von denen hier nur einige erwähnt werden sollen, um Einsicht in das Netz zu gewinnen, welches das Land nach allen Seiten hin durchzog. Da war Virunum mit Emona, Teurnia über den Radstätter Tauern mit Iuvavum verbunden; von Vindobona führten zwei Strassen südwärts nach Scarbantia, die eine davon über Aquae (Baden); von Celeia gieng eine Strasse nach Siscia, von Poetovio eine nach Mursa.

In Savaria kreuzten sich die Verkehrslinien Pannoniens, indem von Süd nach Nord die alte Heerstrasse von Siscia nach Carnuntum hier vorbeiführte, während zwei andere südostwärts über Sopianae bei Teutiburgium, nordostwärts bei Arrabona die Donaustrasse erreichten. Von Mogentianae am nordwestlichen Ende des Plattensees zweigte sich eine Strasse nach Aquincum ab. Von Aquincum und Alisca im östlichen Pannonien giengen durch die sog. Einöden der Jazygen — das Land zwischen Donau und Theiss, das die Römer selbst nie occupirt haben — zwei Parallelstrassen aus, die eine nach dem nördlichen Dacien, die andere nach Sarmizegetusa, der Hauptstadt der Provinz, von wo aus die Strassen nach der Mitte des Landes und durch die südlichen Pässe an die Donau führten.

[1] „Ti. Claudius Drusi f. Caesar Aug. Germanicus, pontifex maximus, tribunicia potestate VI, cos. IV, Imp. XI, p(ater) p(atriae), censor, viam Claudiam Augustam, quam Drusus pater Alpibus bello patefactis derivavit, munit ab Altino usque ad flumen Danuvium. MP. CCCL." Marini Arv. 77. Andere Meilensteine differiren in der Datirung und rechnen „a flumine Pado at flumen Danuvium MP. CCCXX." cf. Wilmanns 818.

Wie die Strassen, so wurden auch die Gewässer herangezogen, um als Verkehrsmittel zu dienen. Die meisten Flüsse und Seen wurden befahren. Natürlich vor allem die Donau, an der ja auch von Reichswegen eine Flotille stationirt war [1]). Die Zufuhr für die Truppen kam aus Italien, den Inn herab in die Donau. Von Lauriacum weg wurden selbst grössere Armeecorps zu Schiff stromabwärts befördert. Auch Privatpersonen benützten die Fahrgelegenheit auf der Donau, die so ein ganz bewegtes Leben auf ihren Wellen sich abspielen sah.

Desgleichen wurde die Maros befahren und selbst kleinere Flüsse, wie z. B. die heutige Saan, in Römischer Zeit Adsalluta genannt, deren Schiffer eine eigene Gilde bildeten; auf dem Flusse Nauportus (Laibach) verfrachtete man die zu Lande aus Italien angelangten Waaren in die Save, von dort in die Donau.

Auch der Boden- und der Plattensee wurden, wie es scheint seit ältester Zeit, mit Schiffen befahren; auf ersterem hat Tiberius den Raetern im Eroberungskriege sogar eine kleine Seeschlacht geliefert.

Es gehören aber namentlich jene grossartigen Strassenanlagen so recht zur Signatur der Römischen Zeit in unseren Donaulanden. Mit der grössten Genauigkeit wurden dieselben in Evidenz erhalten, die einzelnen Römischen Meilen [2]) durch Säulen bezeichnet, und in die grosse Generalstabskarte des Reiches, die Agrippa geschaffen hatte, die einzelnen Stationen, die Entfernungen derselben eingetragen [3]). Und diese Genauigkeit in den Ortsbestimmungen gieng gleichsam in das Fleisch und Blut der Bewohner über; in der Litteratur, nicht nur in der officiellen, bei Schriftstellern wie Ammianus Marcellinus, sondern auch in den Heiligenlegenden und Martyreracten werden die Entfernungen der einzelnen Punkte stets nach der Meilenzahl verzeichnet, so dass

[1]) Sie hatte in Ufernoricum 3, in Pannonien 4 Stationen, gewöhnlich an der Mündung eines Nebenflusses in die Donau, der Enns, der Erlaf, der Tuln u. s. w.

[2]) Mille Passus, Tausend Schritte oder $^1/_5$ Meile.

[3]) Der Gebrauch der Wegkarten und Stationenverzeichnisse muss ziemlich allgemein verbreitet gewesen sein. In den Bädern von Viccarello z. B. fand man neuerdings 3 Silbergefässe in Form von Meilensäulen, auf denen die vollständige Reiseroute von Gades nach Rom mit Angabe aller Stationen und Entfernungen eingravirt war. Friedländer. A. a. O. 12.

wir z. B. an der Hand von Eugipps „Leben Severins“ für Ufernoricum die Lage der einzelnen Stationen trotz der Zerrüttung der Itinerarien für jene Gegenden zu reconstruiren vermögen. Noch nach Jahrhunderten wurden diese Strassen benützt [1]), lebten sie als „Heidenstrassen“ im Munde des Volkes, als „Hochstrassen“ oder „stratae publicae“ in den Urkunden fort [2]); und einer der grössten Kenner des modernen Weltverkehrs [3]) gesteht es zu, dass weitaus die meisten Gebiete des alten Römerreiches damals einen Verkehr entwickelten, wie sie ihn durch eine lange Reihe vonJahrhunderten und theilweise (wie z. B. die islamitischen Länder) bis auf den heutigen Tag nicht wieder erlangt haben. Erst unsere Schienenstrassen halten den Vergleich aus mit den Verkehrswegen der Römer und übertreffen dieselben zum Theil, während sie in Bezug auf gerade Erreichung eines Zieles mitunter noch zurückstehen: wo unsere grossen Bahnen nicht den Spuren einstiger Römerwege folgen, wie dies in zahlreichen Fällen geschieht, sondern eine andere Route einhalten, gereicht ihnen das nirgends zum Vortheil. Das 19. Jahrhundert reiht sich in dieser Beziehung unmittelbar an die ersten Saecula unserer Zeitrechnung an.

Zu der grösstmöglichsten Präcision in der Richtung der Wege, zu dem Absehen von kleinlichen Localinteressen war die Regierung schon durch die Ausdehnung des Reiches gleichsam gezwungen: Rom beherrschte zur Zeit seiner grössten Ausdehnung ein Gebiet von 110000 Quadrat-Meilen und etwa 90 Millionen Seelen. Diese wurden alle nach éinem Plane regirt, es existirte eine einheitliche Reichswährung, so dass man mit diesem Gelde, dem römischen Denar, überall, in Italien so gut wie in Spanien

[1]) Z. B. auf einem Feldzuge gegen die Avaren im J. 601 die Traiansstrasse vom byzantinischen Feldherrn Commentiolos, der von derselben übrigens nur aus einer veralteten Karte und aus Schriften Kunde gehabt zu haben scheint. Die Strasse war damals vergessen und seit 90 Jahren nicht mehr betreten (ὑπεῖναι γὰρ τὴν τρίβον ταύτην [λεγομένην Τραϊανοῦ] ἀδιεξόδευτον ἀπὸ ἐτῶν ἐννενήκοντα. Theophylact p. 320), ein 112 jähriger Greis musste die Truppen führen. Vgl. Roesler, die Ansiedlung der Slaven an der unteren Donau S. 36 f. — Die Traiansbrücke (ἡ τοῦ βασιλέως Τραϊανοῦ γέφυρα) nennt noch Constant. Porphyr. im 10. Jahrhundert als an der Grenzmark des Reiches gelegen: de admin. imper. c. 40. p. 173 Bonn.

[2]) Vgl. die diesbezügliche Zusammenstellung für Noricum bei Al. Huber, Einführung und Ausbreitung des Christentums im südöstl. Deutschland III. 1 ff.

[3]) H. Stephan, a. a. O. S. 120.

oder Syrien Zahlung leisten konnte [1]); Hindernisse einzelner Theile gegen andere, Sperrung der Wasserstrassen, Verweigerung des Anschlusses der Verkehrswege, law's of navigation und dgl. Chicane, die in neueren und neuesten Zeiten den Handel und Wandel in Europa störten und stören, gab es nicht: das Römische Reich bildete für sich, da die Binnenzölle, wie die von Illyricum und Gallien, doch im Ganzen wenig in Betracht kamen, das grösste Freihandelsgebiet, das je existirt hat [2]).

Es ist dabei namentlich hervorzuheben, dass die Donau damals éinem Herrn gehörte, wie das weder früher noch später je wieder der Fall gewesen ist: das ungeheure Absatzgebiet des Orients, auf das die Donauländer vor allem angewiesen sind, stand dem Verkehr ungehindert offen [3]).

Nun ist freilich wol zu beachten, dass die Strassen und Verkehrsanstalten von der Römischen Regierung nur in so weit angelegt und gefördert wurden, als es für ihre eigenen, militärischen und administrativen Zwecke eben nothwendig war: also zur Beförderung der Depeschen durch ihre Couriere, oder von amtlichen Personen auf Eilwagen, oder von Transporten des Kriegsmaterials. Eigene Gesetze regelten die Leistungen der Anwohner der Strassen in Bezug auf Lieferungs- und Spanndienste, zu denen sie verpflichtet waren: eine der drückendsten Lasten, die es im Reiche überhaupt gab. Für den Privatverkehr existirten derlei öffentliche Anstalten nicht; er musste sich vielmehr Jeder selbst zu helfen suchen. Und das geschah denn auch.

An jene öffentlichen Einrichtungen schlossen sich alsbald private Unternehmungen an; zur Beförderung von Personen und Gütern bildeten sich Innungen und Gilden von Fuhrleuten; an den einzelnen Poststationen, wo Pferde gewechselt wurden, den sog. „mutationes,“ wie an jenen, die zum Uebernachten bestimmt

[1]) Nur in Aegypten rechnete man nach Drachmen, ausserdem bestanden in den östlichen Reichstheilen Provinzialmünzen und Localscheidemünzen neben der allgemein giltigen Reichswährung fort. Mommsen, Röm. Münzwesen 729—31.

[2]) Vgl. Rodbertus in Hildebrands Jahrbüchern f. Nationaloec. v. S. 263. Friedlaender II. 56.

[3]) Vgl. in dieser Beziehung E. Bontoux, Die Donau. Eine geschichtliche handelspolitische Studie. Oesterr. Revue 1866. VIII. 101 ff.

waren, den „mansiones," halfen Posthalter und Wirthe aus, deren Geschäft so sehr emporkam [1]).

Diese Gelegenheit wurde dann von den Reisenden benützt, namentlich von den Handelsleuten, die damals viel mehr als heut zu Tage auf den persönlichen Verkehr mit einander angewiesen waren; wie das im Mittelalter nicht anders gewesen ist: man wollte eben, ehe man in directe Handelsbeziehungen trat, doch sich von der Conjunctur fremder Märkte unterrichten und die Reallität der Geschäftsleute selbst prüfen.

In grossen Handelsstädten, wie z. B. in Aquileia, dem Emporium Illyricums an der italischen Grenze, wimmelte es in dieser Beziehung von Menschen aus allen Himmelsgegenden und von Agenten aller Art [2]).

In den Städten und mitunter auch auf dem Lande waren für die stattfindenden Märkte Vorkehrungen getroffen. Die Marktgerechtigkeit verlieh in den Senatsprovinzen der Senat, in den kaiserlichen der Kaiser; häufig vergab man dieselbe auch an einen der grossen Grundbesitzer, auf dessem Gebiete der Marktplatz lag. Bei Verleihung einer solchen Gerechtigkeit wurden zudem mannigfaltige Rücksichten genommen.

Als z. B. die Ortschaft Aquae Jasae in Oberpannonien einmal durch eine Feuerbrunst zerstört wurde, hat Kaiser Constantin dieselbe wieder hergestellt, wie sie früher gewesen war, und verlieh derselben, um ihr dadurch wieder aufzuhelfen, die Marktgerechtigkeit für jeden Sonntag im Jahre [3]).

Urkunden dafür wurden in aller Form ausgestellt [4]). In den grösseren Städten fehlte es nirgends an Magazinen und Bazaren, an Hallen und Läden, in welchen eben der Handel vor sich gieng. Wir hören, dass ein Rathsherr von Mursa (Esseg), aus

[1]) Vgl. Friedlaender, Sittengeschichte Roms II. 34 ff.

[2]) Auf Inschriften findet man diese Leute nach ihren Handelsgebieten bezeichnet: in Aquileia gerade erscheint ein M. Secundus Genialis Cl(audia) Agrip(pina) negotiator Daciscus. (Wilmanns 2496). D. h. er handelte von dort nach Dacien und umgekehrt. Friedlaender a. a. O. 82.

[3]) „Aquas Jasas olim vi [i]gnis consumptas cum porticibus et omnibus ornamentis ad pristinam faciem restituit, provisione etiam pietatis suae nundinas die solis perpeti anno constituit." C. I. L. III. 4121. Aus Warasdin in Oberpannonien.

[4]) Vgl. darüber ausführlich G. Wilmanns in der Ephem. epigr. II, 271—284.

Freude darüber, dass man ihn zum Priester der Stadt gewählt hatte, 50 Tabernen mit doppelten Säulenhallen auf seine Kosten hergestellt habe [1]).

Es gab aber solche Hallen ohne Zweifel überall, wo sich römisches Städtewesen entwickelt hatte, und auch an Bürgern, die mit eigenen Gelde für das gemeine Wohl thätig waren, hat es, wie wir wissen, nie gemangelt.

Sollten wir eine einzelne Stadt besonders hervorheben, so wäre vor allem wol Augusta Vindelicorum zu nennen, das schon im ersten Jahrhundert als „Markt“ der Römer und Germanen emporgekommen und endlich zur Stadt erwachsen war [2]). Hier, wo die Strassen von Süd nach Nord, von West nach Ost sich kreuzten, concentrirte sich alsbald ein sehr bedeutender Verkehr. Lebhaft erblühte der Handel mit Linnen und Kleiderstoffen, die Purpurfärberei gieng damit Hand in Hand. Kaufleute aus den grossen Emporien Galliens, aus Lyon, Trier, aus der Stadt der Bituriger hatten hier ihre Niederlassungen und Factoreien; Italiker nahmen zu ähnlichen Zwecken ihren Aufenthalt in Raetien, während andererseits Raetische Bürger in Pannonischen Städten sich niederliessen.

Ein lebhafter Export aus Gallien wurde namentlich mit dem Lyoner Geschirr getrieben. Von Lugdunum aus wurden sämmtliche Landschaften nördlich der Pyrenäen und nördlich der Alpen mit ihrem Bedarf versehen: in London, in Paris, in Pest findet sich dieses gallische Geschirr, überall mit dem gleichen Fabriksstempel gezeichnet.

Wir sehen auch, wie Kaufleute aus den entlegensten Gegenden in den illyrischen Provinzen sich einfanden: einem afrikanischen Handelsmann setzt seine Frau zu Celeia einen Denkstein. Dakische Händler begegnen uns in Salonae, in Aquileia, im Orient (z. B. auf Samothrake), darunter Rathsherren aus Potaissa und Sarmizegetusa. Dann sind namentlich auch die Syrer zu erwähnen, die in allen grösseren Städten anzutreffen waren und dort einen ebenso zahlreichen wie einflussreichen Theil der Be-

[1]) C. I. L. III. 3288: „ob honorem flaminatus tabernas quinquaginta cum porticibus duplicibus in quibus mercatus ageretur, pecunia sua fecit.“

[2]) Näheres im C. I. L. III. p. 711.

völkerung bildeten [1]): wir finden solche in Siebenbürgen, zu Salonae in Dalmatien, zu Sirmium in Pannonien erwähnt.

Der Export aus unseren Provinzen bestand vor allem in deren Rohproducten, in einzelnen Fällen auch in deren Verarbeitungen. Pannonien führte über Aquileia Vieh und Häute nach Italien aus, wofür es Oel und Wein wieder bekam. Aus Noricum kam Eisen nnd Gold, aus Dacien Gold und Salz in den Verkehr. Ferner bezog man aus Noricum sehr geschätzte Mäntel. In Pannonien und Dalmatien fanden sich grosse Tuchfabriken und zahlreiche Purpurfärbereien in Seide und Wolle. Bedeutend war besonders die Eisenindustrie; die kunstvollen Rüstungen, die von den norischen Waffenschmieden herrührten, waren berühmt. Der Stapelplatz hiefür war gleichfalls Aquileia, wo schon in frühester Zeit die Eisenarbeiter in eine Zunft sich zusammengethan hatten, die den keltischen Gott Belenus als Schutzpatron verehrte.

Andererseits war das Militär angewiesen, seinen Bedarf an Schilden, Waffen, Lederzeug u. s. w. selbst zu beschaffen, zu welchem Behufe in den bedeutendsten Garnisonsorten eigene Staatsfabriken eingerichtet waren; wie es denn überhaupt zur Charakteristik des volkswirtschaftlichen Standpunktes namentlich der späteren, byzantinischen Epoche der Römischen Kaiserzeit gehört, dass eine Menge von Unternehmungen der Privatindustrie entzogen waren und von Regierungswegen betrieben wurden, grösstentheils noch dazu durch Staatsgefangene oder verurtheile Verbrecher. Auch sonst ward viel reglementirt; Diocletian suchte Theuerungen abzuhelfen durch sein berühmtes Preissedict vom J. 301, worin das Maximum der Preisse für die einzelnen Waaren festgestellt war; eine Massregel, die so viel, oder besser so wenig, half, wie andere dieser Art.

Schliesslich noch ein Wort über den auswärtigen Handel, der ebenfalls in eigentümlicher Weise regulirt war.

Wie schon in vorrömischer Zeit, so gieng auch fernerhin der Transit der nordischen Waaren nach Italien wie nach dem Orient zum grössten Theile durch die Landschaften an der Donau: einerseits nach Tergeste (Triest) am adriatischen Meer, andererseits

[1]) Vgl. Salvian, de gub. IV. 14 (p. 82 Baluze): Nam ut de alio hominum genere non dicam, consideremus solas negotiatiorum et Siricorum hominum turbas, quae majorem ferme civitatum universarum partem occupaverunt

die Donau hinab in den „gastfreundlichen“ Pontus. Carnuntum war der Marktplatz für den nordischen Bernsteinhandel. Dann wanderten namentlich auch kostbare Pelzwerke durch die Gebiete der zahlreichen Völkerschaften im Inneren Deutschlands von Schweden bis herab an den „limes,“ von wo sie nach allen Richtungen hin weiter versendet wurden. Dafür bezogen die Barbaren, wie einst von den Etruskern, so jetzt von den Römern Hausgeräth und Schmuckwaaren u. dgl. m. Ihnen auch rohes oder verarbeitetes Eisen, besonders Waffen, ferner Oel, Getreide, Salz und Gold zu liefern war verboten; überhaupt der ganze Handel mit ihnen durch eine Reihe von Prohibitivmassregeln eingeengt. Den Germanen war der Eintritt auf den Boden des Reichs nur an gewissen Orten gestattet.

Sie durften die Grenze nur überschreiten bei Tage, nach Ablieferung der Waffen und unter militärischer Escorte, die sie bezahlen mussten. Mitunter wurde auch gar Niemand über die Grenze gelassen, es sei denn, dass er Depeschen an den Kaiser zu überbringen hatte. Mit dieser Tendenz, das Reich gleichsam durch eine chinesische Mauer — denn das war ja unter diesen Umständen eigentlich der „limes“ — von der Aussenwelt abzuschliessen, es als ein Individuum hinzustellen, das sich selbst genügte, stimmen verschiedene andere Massregeln überein, die uns überliefert sind. K. Marcus legte den nördlich der Donau wohnenden Stämmen der Quaden, Marcomannen, Jazygen und Burier in den Friedensbedingungen auf, dass sie mehrere Meilen des Landes nördlich der Grenze unbewohnt und wüst lassen, auf der Donau selbst aber keine Schiffe halten sollten, während die römische Flotille die Wassercommunication controllirte [1]).

Der Waarenverkehr wurde in J. 174 n. Chr. den Quaden überhaupt untersagt. Den Marcomannen wurden Orte und Tage dazu bestimmt und nachmals, im J. 180, die Abhaltung von Märk-

[1]) Vgl. Marquardt, Staatsverw. I, 420 ff. nach einem diesbezüglichen Aufsatz von C. F. Samwer. Aehnliche Massregeln hat man auch im Mittelalter ergriffen: Karl d. Gr. verbot den Verkehr mit den „Barbaren;“ die Slaven mussten auf seine Märkte kommen nach Bardewiek, Magdeburg und Erfurt. So sollten die Reichsfeinde isolirt bleiben. Später haben die Päpste, gleichfalls Erben des Römischen Weltreiches, während der Kreuzzüge Handelsverbote gegen die Saracenen erlassen.

ten unter Aufsicht eines Römischen Centurio, also ohne Zweifel ein Handel mit Römern, zugestanden [1]).

Und Tacitus bezeichnet es als eine Ausnahme, die man mit den Hermunduren als guten Freunden des Reiches machte, indem man ihnen gestattete des Handels wegen nicht nur über die Grenze sondern sogar bis nach Augsburg zu kommen, um hier Handel zu treiben [2]).

In späteren Zeiten, wo die Germanen immer stärker auf den „limes" drükten, wo ihre Plünderzüge häufig durch Noth, häufiger noch durch die Begier nach etwelchem Comfort hervorgerufen wurden, musste man freilich in dieser Beziehung etwas laxer werden, gleichsam dem drohenden Sturm ein Ventil öffnen, durch das er sich entladen und so unschädlich gemacht werden könnte; man schloss nunmehr Handelsverträge mit den Barbaren ab, die denselben allerlei Vortheile sicherten; so z. B. Aurelian mit den Gothen bei der Aufgabe von Dacien; den Vandalen gestattete derselbe Kaiser nicht nur auf den Märkten in den Donaustädten zu erscheinen, sondern auch auf der Donau selbst Handel zu treiben. Nachher mit Attila ward ein ähnlicher Vertrag geschlossen: die Märkte sollten nicht mehr am Ufer des Grenzflusses, sondern zu Naissus, 5 Tagereisen von der Donau, abgehalten werden: beide Theile, Hunnen wie Römer, sollten dabei Sicherung geniessen und gleichberechtigt Handel treiben dürfen.

Bald nachher mussten die Romanen der sich selbst überlassenen Donauprovinzen froh sein, wenn die verschiedenen Stämme der Germanen ihrerseits nicht darauf verzichteten, in friedlichem Verkehr die Waaren auszutauschen, da es ihnen doch möglich war, die Wehrlosen ihrer Habe einfach zu berauben. So hatten die Zeiten sich geändert.

Trotz dieser Hindernisse entwickelte sich gleichwol von Anfang an zwischen Römern und Germanen ein nicht unbedeutender Handelsverkehr; das internationale Element, das nun einmal im Kaufmannsleben sich geltend macht, das Absehen von Religion und Nationalität aus Liebe zu den materiellen Interessen

[1]) Man vgl. die Inschriften „Genio commercii" an der Donau. Z. B. n. 3617. Einer der dortigen burgi war gerade auch des Handels wegen erbaut und deshalb „commercium" genannt. n. 3653.

[2]) Vgl. Tac. Germania. c. 42.

hat sich eben zu keiner Zeit verläugnet. Schon am königlichen Hofe Marbods liessen sich Händler und Kaufleute nieder und blieben dort, trotzdem Rom und Marbod sich bald darauf als erbitterte Feinde gegenüberstanden [1]).

Und in den späteren Zeiten, wie wir noch sehen werden, war es nicht anders [2]). Zur Verschmelzung der Nationalitäten im Innern wie zur Milderung der Gegensätze nach Aussen hat der „Genius des Handels" mächtig beigetragen.

In dieser Hinsicht müssen wir nun aber unser Augenmerk noch auf eine andere Thatsache lenken, die dasselbe Resultat förderte: ich meine die Mischung der einzelnen Religionen des Reiches und die Ausbildung einer einheitlichen Staatsreligion, die das zur Folge hatte.

Rom war in religiöser Beziehung seit alten Zeiten von musterhafter Toleranz gewesen; weit entfernt den unterworfenen Völkern seine Religion aufzudrängen, hatte es vielmehr deren Götter adoptirt und in sein „Pantheon" übertragen. Raetische, keltische, illyrische, thrakische, römische, syrische Gottheiten standen so gleichberechtigt nebeneinander; nur die eifersüchtigen und exclusiven Religionen durfte man nicht aufkommen lassen, wenn man Frieden im Reiche haben wollte.

Allmählig gewöhnte man die Unterworfenen daran, ihre nationalen Götter unter römischen Namen zu verehren, oder auch dieselben durch ein römisches Attribut zu kennzeichnen.

So verehrten z. B. die Phoeniker ihren Gott Bel in römischer Zeit alsbald als Saturnus; desgleichen die Raeter ihren Saatengott unbekannten Namens; daneben erscheint freilich noch mit der alten Benennung ihr Gott Cuslanus; der Iupiter Felvennis vereinigt bereits römische und raetische Begriffe; ein Ihamnagalle Sqnnagalle, der auf einer Inschrift vorkommt, ist völlig

[1]) Vgl. Tac. Ann. II, 62. Ueber die Römischen Funde in den norddanubischen Gegenden vgl. Friedlaender II. 63. In Siebenbürgen finden sich gleichfalls Römische Münzen aus dem 4., 5., 6. Jahrhundert. C. I. L. III. p. 161. Dabei ist es bemerkenswerth, dass die freien Deutschen Silber dem Golde vorzogen und namentlich seit Nero die Münze verschlechtert hatte, Zahlungen am liebsten in den ausgezahnten Denaren der Republik annahmen. Mommsen, Röm. Münzwesen. 771.

[2]) Auch hierin bietet die Geschichte des Mittelalters Analogien. Wie am Hofe Marbods Römer, so haben damals an den Höfen der Ungarn, Böhmen u. s. w. Deutsche sich eingefunden, die alsbald grossen Einfluss gewannen.

räthselhaft; desgleichen Priestertümer, wie das des „manisnavius“, des „pontifex sacrorum Raeticorum,“ die sonst nirgends sich finden. [1]).

Aehnlich verehrten die Kelten ihren Gott Belenus als Apoll, ihren Bid als Iupiter Bedaius, die Daker ihren „deus Sarmandus“ und ihre „Sula“ oder „Sōl“. Die zahlreich eingewanderten Syrer, die Colonisten in Dacien, die Kaufleute, die Soldaten, identificirten ihre Hauptgottheiten von Emesa, Doliche, Tavia mit Iupiter; der Iupiter Dolichenus ward in unseren Landschaften viel verehrt und es sind noch zahlreiche und herrliche Denkmale erhalten, die auf seinen Cult sich beziehen: ein Stier, auf seinem Rücken ein römischer Mann, oft auch der Adler, das Attribut Iupiters und der römischen Legionen [2]). Dann ward namentlich auch der Gott Mithras verehrt, dem im 3. Jahrhundert eine bedeutende Anzahl von Denkmälern und Heiligtümern errichtet worden sind, die noch am Anfang des 4. Saeculums von Statthaltern und Kaisern sehr respectirt wurden.

Zahlreiche Brüderschaften und eigene Priester dienten dem Mithras [3]). Beliebt war nicht minder der Isiscult, der bis in die entlegensten Berggegenden drang [4]); ferner Gott Aesculap, an den sich seit der Zeit der Antonine der Wunderglaube vorzüglich anschloss, er war unter anderem Stadtpatron von Apulum; in seiner stolzen Zurückgezogenheit zu Salonae hat Diocletian ihm allein neben Iupiter einen Platz gegönnt. Dafür war aber auch den Christen keine Gottheit verhasster als er [5]). Ferner hatte

[1]) Vgl. Mommsen im C. I. L. V. p. 390 über die raetischen Culte im pagus Arusnatium (Val Policella), die hier bis tief in die Kaiserzeit hinein sich erhielten. „Ueber den Saturnusdienst in den Tridentiner Alpen“ hat Giovanelli gehandelt in der „Zeitschrift f. Tirol und Vorarlberg“ IV (1828). Diese raetischen Culte werden wol auch nordwärts der italischen Grenze in Uebung gewesen sein. Saturnusinschriften sind sonst verhältnissmässig selten und weisen immer auf einen epichorischen Cult hin. Mommsen, Hermes IV. 100.

[2]) Vgl. Seidl, über den Dolichenuscult. Sitzungsber. der W. Akad. XII. 4 ff.

[3]) Vgl. C. I. L. III. Index. p. 1164.

[4]) Vgl. die Acten der 3 Nonsberger Martyrer. Dort heisst Anaunia, das Thal der Anauner: privatis religiosa portentis, numerosa daemonibus, biformis Anubibus, idolis multiformis semihominibus, quod est legis irrisoribus; plena Isidis amentiâ, Serapis fuga.... Acta SS. XXIX Mai. p. 44.

[5]) Vgl. die sog. Passio IV. coronatorum.

Sol, der Sonnengott, zahlreiche und mächtige Verehrer; gegen das Ende des 3. Jahrhunderts ward er sogar zum Hauptgott des Reiches erhoben, u. z. von Aurelian, dessen Mutter in Sirmium Priesterin des Sol gewesen war. Ihr Sohn baute ihm zu Rom auf dem Quirinal einen prächtigen Tempel; noch unter Diocletian ward officiell vom Kaiser, von den Beamten und Knechten „beim grossen Gotte Sol“ geschworen. Gewannen so in weiteren Kreisen mehr und mehr die orientalischen Culte an Boden, so blieben andere Cirkel conservativer; es hielten die Bauern an den alten Göttern zäher fest, theilweise auch die Soldaten. In den Lagern an der Donau und in Siebenbürgen hat der Cult dar alten capitolinischen Gottheiten, Iupiters, des Grössten und Besten, Iunos, der Königin, jener der Minerva, endlich der des Mars noch zu einer Zeit geblüht, wo in Rom und den anderen Grossstädten des Reiches die Staatstheologie sich längst von der alten nationalen Grundlage losgelöst hatte. — Auch sonst blühte hier manigfache Superstition in den noch unverdorbenen, von keinerlei Skepsis angekränkelten Gemütern [1]).

Indess dies hielt den Gang der Dinge nicht weiter auf. Man weiss, wie aus dem Polytheismus nach und nach die Einheits-Idee der Gottheit sich entwickelte, wie man abstrahirte von den Werken der Menschenhände und einen „unsichtbaren Gott“ annahm, „der Himmel und Erde gemacht hat;“ man kennt ferner den Einfluss, den die heiligen Schriften der Juden, der getauften wie der ungetauften, ausübten; wie die Alexandrinischen Kirchenväter, ein Clemens, ein Origenes, unter den Antoninen die Anschauungen der Philosophen des Altertums damit in Einklang brachten; wie mit diesen theoretischen Erörterungen, welche zunächst die oberen Klassen der Gesellschafft afficirten, die sociale Nothlage der unteren Bevölkerungsschichten sich verband und so der neuen Weltanschauung

[1]) Merkwürdig ist in dieser Hinsicht eine neuerlich aufgefundene dacische Inschrift; sie nennt 2 Männer, welche po(ntem?) Lydi circumstantes viderunt numen aquilae descidis(s)e monte supra dracones tres. Valida v(i)pera supstrinxit aquilam. Hi s(upra) s(cripti) aquila(m) de periculo liberaverunt.“ Ein Gelübde erfüllend setzten sie den Denkstein. Man erinnere sich, dass der Adler, das heilige Thier der Legionen war, der Drache als Feldzeichen der Daker diente; wenngleich es fraglich ist, ob dieser Umstand hier in Betracht kommt. Hirschfeld, Epigraph. Nachlese n. 19. (Ephem. epigr. II. n. 397).

auch practisch Eingang verschaffte. Lange Zeit standen sich der alte und der neue Glaube noch gegenüber; mancherlei Uebergänge fanden statt: derlei Dinge pflegen sich überhaupt nicht an einem Tage zu machen. Die Inschriften geben uns darüber Aufschluss.

Wenn Jemand in blühender Jugend plötzlich durch den Tod dahingerafft wurde, so herrschte im Altertum der Glaube, dass es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen sein möchte, dass heimliche Gewalt oder irgend ein verborgerner Zauber an dem Todfalle Schuld trage. Man ermangelte nicht diesem Glauben auch auf den Grabsteinen durch Bild und Schrift Ausdruck zu geben, indem man zugleich den allsehenden Sonnengott anrief, an den Uebelthätern, die das unschuldige Blut vergossen, Vergeltung zu üben.

Der Glaube herrschte auch unter den Christen, auf den Inschriften aber substituirten diese dem heidnischen Sol ihren „höchsten, allsehenden Gott,“ der mit seinen Engeln gegen die allfälligen Mörder oder Giftmischer als Rächer angerufen wurde; in der Verwünschungsformel ist die Sprache des alten Testamentes nachgeahmt [1]).

Auf anderen Inschriften wieder findet sich in ähnlicher Weise wol die alte Formel D(is) m(anibus) s(acrum) aufgeführt, daneben aber auch bereits die neue „signo Christi“ [2]); also das Zeichen des Kreuzes, mit dem die Christen bei jedem Anlasse sich segneten. Man ist sich eben nicht immer in schroffem Gegensatz gegenübergestanden, trotz zeitweiliger Verfolgungen. Noch am Ausgange des 3. Jahrhunderts finden wir christliche Arbeiter, die heidnische Götterbilder verfertigen.

Es ist bekannt, dass in Rom selbst, unter den Augen der kaiserlichen Polizei die Christen eben eines jener Collegien bildeten, deren Organisation wir früher kennen gelernt haben; mit gemeinsamem Cult, gemeinsamer Casse zur Unterstützung hilfsbedürftiger Mitglieder, gemeinsamer Grabstätte in den Katacomben.

[1]) So auf einer Inschrift unbekannten Fundortes, j. im Museum zu Bukarest, die, wie der Herausgeber urteilt, schwerlich jünger ist, als das 2. Jahrhundert nach Chr. — Hirschfeld, Epigraph. Nachlese. n. 59.

[2]) Ephem. epigr. II. n. 1047 (aus Larissa in Thessalien).

Wie in heidnisch-römischer Zeit der Gräbercult florirt hatte, so dass das Studium der Sepulcralinschriften gegenwärtig einen eigenen Zweig der epigraphischen Disciplin bildet, der uns ein lebendiges und farbenreiches Bild römischen Lebens und Treibens vor Augen führt, so dauerte dies auch unter den Christen fort: aus dem Gräbercultus ist unser ganzes Kirchenwesen hervorgegangen. An die Oertlichkeiten, wo diejenigen beigesetzt waren, welche in den Verfolgungen ihr Leben verloren hatten, knüpfte die Erinnerung und die Verehrung an und sie im Gedächtnis zu behalten, entwickelte sich ein eigener Zweig der Litteratur, bestehend in Martyrerverzeichnissen mit Angabe des Todestags, Berichten über das Martyrium selbst, die meist sogleich nach dem Ereignis abgefasst waren und als internationale Litteratur allen Sturm der folgenden Zeiten überdauert haben; die einzigen localen Traditionen, die wir aus jener Epoche noch besitzen.

Und wie man in Rom vor allem an den Katakomben die Entwicklung des Christentums aus dem Heidentum heraus verfolgen kann, so sehen wir andererseits auch in dieser Beziehung die Provinzen mit der Hauptstadt gleichen Schritt halten. Zu Sopianae in Pannonien sind Grabkammern aus der Mitte des 4. Jahrhunderts zum Vorschein gekommen, deren Malereien auf das vollkommenste denen der Römischen Grabstätten ähnlich sehen. Dem entspricht auch der Gegenstand der Gemälde; sie stellen die Weisen aus dem Morgenlande dar, Maria mit dem Kinde, S. Peter und Paul u. s. w.; dort, wo sich jetzt die Kathedrale von Fünfkirchen erhebt, war einst ohne Zweifel die altchristliche Begräbnisstätte der Kirche von Sopianae gelegen [1]).

Mit diesem Resultate stimmt auch die Betrachtung eines Glasgefässes aus der Gegend von Doclea in Dalmatien (heute Podgoritza in der Herzegowina) und seiner Gemälde, die durch Umschriften erklärt sind, überein: man sieht da abgebildet das Opfer des Abraham, Jonas, Adam und Eva, die 3 Jünglinge im Feuerofen, Lazarus, Daniel, Susanna, Moses am Felsen mit dem

[1]) Vgl. de Rossi im Bullettino di archeologia christiana. 1874. fasc. 4. p. 150 ff. mit Beziehung auf Koller, Prolegomena in historiam episcopatus Quinque-ecclesiarum. 1804. und Henszlmann, Bd. XVIII der Mittheilungen der Centralkommission für Erhaltung der Baudenkmale.

Stabe das Wasser hervorrufend, als Vorbild des Petrus, der die geistlichen Quellen des Glaubens und des ewigen Lebens öffnete, wie die Umschrift erklärt; gleich den Römischen Monumenten, die ähnliche Symbole uns darstellen [1]).

Es vollzog sich in derselben geräuschlosen Weise auch die kirchliche Organisation. In allen grösseren Städten hatten Bischöfe ihren Sitz: in Sirmium, Siscia, Salonae, Poetovio, Teurnia, Lauriacum, Augusta Vindelicorum, Chur u. s. w. Sirmium, Aquileia, Mailand waren, der politischen Eintheilung des Reiches entsprechend, die Metropolen, welchen diese Kirchen unterstanden. Auch gab es Bischöfe ohne festen Sitz für ein einzelnes Land, wie z. B. für Raetien, oder auch für ein Volk, das mit dem Reiche im Föderatverhältnisse stand und ebenfalls des Städtewesens entbehrte; wie bei den Gothen. Der Klerus ward bald sehr zahlreich und gliederte sich nach unten hin in Priester, Diaconen u. s. w. bis hinab zum Messmer. Alsbald kam auch das Mönchswesen in Flor, wie es in Aegypten sich entwickelt hatte: noch immer lag der Schwerpunkt der Römischen Welt im griechisch-orientalischen Theile derselben, während der Westen sich ihm gegenüber receptiv verhielt.

Von dorther kam auch Severin und die 3 Kleriker, welche die Anauner bekehren wollten [2]). Die Klöster aber, die so entstanden, waren Haufen unscheinbarer Hütten, in deren Mitte eine kleine Kirche sich erhob, daneben der Glockenturm, der in Zeiten der Gefahr auch als Zufluchtsstätte benützt werden konnte.

Die Aebte verwalteten häufig zugleich das bischöfliche Amt [3]), wie das nachher auch in Irland gehalten wurde, dessen diesbe-

[1]) Früher kannte man in den Provinzen nur 2 unterirdische Grabkammern nach Art der römischen und mit Malereien, nemlich zu Rheims in Frankreich. Rossi, Roma sotteranea. I. 100. Jetzt ist der Beweis für deren Existenz auch in Illyricum geliefert: eine der wichtigsten Thatsachen, welche die christliche Archaeologie in neuester Zeit festgestellt hat.

[2]) Graeci natione, cives Cappadoces nennen sie die Acten. Den jüngsten Alexander läst B. Vigilius von Trident in seinem Schreiben an Johannes Chrysostomus mit einem Wortspiel aus Alexandria nach Anagnia kommen. Acta Sanctor. Mai XXIX. p. 40. 44. Bezüglich Severins vgl. Eugipps prolog.

[3]) Vgl. z. B. Eugipp. v. Sev. c. 41: Lucillus presbyter abbatis sui, s. Valentini, Raetiarum sc. quondam episcopi. Doch könnte „abbas," d. h. Vater vielleicht auch als blosse Ehrenbezeichnung aufgefasst werden.

zügliche Entwicklung viele und merkwürdige Analogien zu der in den westlichen Donaulandschaften, Noricum und Raetien, bildet.

Aber auch nachdem so das Christentum an die Stelle der alten Confessionen getreten und officiell recipirt war, lebte daneben das Heidentum unter der Minorität der Bevölkerung fort, in den Städten, auf dem Lande, in den höchsten und den niedersten Kreisen der Gesellschaft, wenn auch hier wie dort in anderer Weise.

Am zähesten waren noch immer die Bauern, die sich ihren angestammten Glauben nicht wollten nehmen lassen und in abgelegenen Thälern wol noch ein Jahrhundert hindurch ihre alten Culte beibehielten, auch von einer Bekehrung gar nichts wissen wollten. So kamen im J. 397 im Nonsberg einige Kleriker ums Leben, welche dort gegen den Götzendienst eiferten. Wenige Jahre nachher wurde sogar Bischof Vigilius von Trident aus ähnlichem Grunde erschlagen. Ereignisse, die dann die Aufmerksamkeit der Regierung erregten und eben der Anlass zur Christianisirung jener Thäler wurden. Die Bischöfe befürworteten damals, man solle die Thäter nicht mit dem Tode bestrafen, aber den Leuten energisch die neue Lehre aufoctroiren; wenige Jahre nachher beruft sich Augustinus von Hippo auf diesen Praecedenzfall, als in Africa ähnliches geschehen war und bemerkt, dass diese Politik bei den Anaunern die besten Früchte getragen habe [1]).

In Trident selbst eiferte zur selben Zeit die Geistlichkeit gegen die „gemischten Ehen“ zwischen Heiden und Christen, weil da die Gefahr, aus Liebe vom Glauben abtrünnig zu werden, besonders nahe liege [2]).

Als K. Theodosius, der selbst erst um 380 getauft worden war — er ist später ein strenger Orthodoxer geworden — in

[1]) Vgl. Augustini epistolae. n. 159. Augustin an den Tribun Marcellinus; er will, dass einigen Donatisten, welche Katholiken erschlagen hatten, die Todesstrafe erlassen werde. „Scio enim in causa clericorum Anaunensium, qui occisi a gentibus nunc martyres honorantur, imperatorem rogatum facile concessisse, ne illi qui eos occiderant et capti iam tenebantur, poena simili punirentur.“

[2]) Vgl. Ambrosii epistolae, IX, 70 (Bas. 1567. t. III. p. 174). Bischof Ambrosius von Mailand an B. Vigilius v. Trident: „Doce ergo populum ut non ex alienigenis, sed ex domibus christianis coniugii quaeratur copula — ne pro caritate coniugii proditionis insidiae succedant.“

Emona seinen feierlichen Einzug hielt, da empfiengen ihn mit den Magistraten der Stadt auch die municipalen Flamines in ihrer purpurrothen Festtracht und dem gewohnten infulartigen Kopfputz [1]). — Trident und die Anauner, wie auch Emona gehörten zu Italien; aber die Entwicklung ihrer Verhältnisse hat zu allen Zeiten der Römerherrschaft mit jener der Donaulandschaften gleichen Schritt gehalten: sie können uns demnach hier wol als Quelle dienen.

Noch im fünften Jahrhundert hatten die Provinzen Raetien, Noricum, Dalmatien den Heiden Generidus zum Statthalter, dessentwillen die orthodoxe Regierung ein Gesetz zurückziehen musste, welches die Heiden insgesammt von der Bekleidung der Staatsämter ausschloss [2]).

Auch Severin machte in dieser Hinsicht Erfahrungen; er fand, da die Römische Herrschaft schon zu Ende gieng, zu Cucullae in Noricum, dass ein Theil der dortigen Einwohner zwar öffentlich zum Christentum sich bekannte, heimlich aber noch immer zugleich die heidnischen Opfer und Gebräuche beobachtete [3]). — Es ist darüber nichts weiter zu bemerken; es kommt ja überhaupt nur darauf an, welcher Cult officiell anerkannt ist und auch von anderen öffentlich bekannt werden darf. Im Uebrigen hat die Aenderung des Cultus, wie keine andere Nation, so auch nicht die römische Bevölkerung um eines Haares Breite besser gemacht; es hatte sich wol das Dogma geändert, das Ritual war sich ziemlich gleich geblieben.

Es ist bekannt, wie das Christentum alsbald selbst in mehrfache Parteien auseinander gieng und des dogmatischen Haders

[1]) Pacati panegyr. in Theod. c. 37: reverendos municipali purpura flamines, insignes apicibus sacerdotes. — Ueber die einschlägige Gesetzgebung vgl. Marquardt, Alterth. IV, 136 ff.; über die damalige Lage der Dinge in Africa Hirschfeld, i sacerdocj municipali nell'Africa. (Ann. dell' istituto 1866). p. 54.

[2]) Vgl. Zosimus V, 46. Die Polemik zwischen Christen und Heiden war permanent, namentlich darüber, wer denn eigentlich das Unglück über die Römische Welt gebracht habe; die Heiden sagten: das Christentum und seine „die Geister vergiftende" Macht; wogegen die Anderen alles auf den Umstand schoben, dass die Widersacher das Christentum beständig hinderten: wären Alle von dessem Geiste durchdrungen, dann würde es schon gehen.

[3]) Eugipp. v. Sev. c. 11: pars plebis in quodam loco nefandis sacrificiis inherebat.

im römischen Reiche kein Ende war. Auch die Donaulandschaften blieben davon nicht unberührt; Jahrhundertelang sind sich hier vor Allem Arianer und Orthodoxe auf das heftigste in den Haaren gelegen. Namentlich zu Pettau bekämpften sich in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts die Bischöfe beider Parteien, von denen bald die eine, bald die andere die Oberhand behielt, worauf der gegnerische Kandidat das Feld räumen musste, bis eine günstige Gelegenheit für die Rückkehr sich darbot [1]). Dies aber eingehender zu behandeln ist Sache der Geschichte des römischen Reiches überhaupt, nicht der Donauprovinzen im Besonderen; denn diese folgten eben nur dem allgemeinen Gange der Dinge, griffen nicht selbst werkthätig in denselben ein.

Hand in Hand mit der religiösen Entwicklung gieng die litterarische Production. In den Kreisen der gebildeten Stände sprach und schrieb man, nach den Inschriften zu schliessen, in den ersten besseren Jahrhunderten des Reiches ein elegantes Latein, wol auch etwas griechisch; die klassische Litteratur ward gepflegt, wie verschiedene Anklänge z. B. an Vergil auf den Monumenten [2]) beweisen dürften.

Für Bildung und Unterricht auch weiterer Kreise war durch Schulen gesorgt, wo das Latein gründlich gelehrt ward; aus Savaria in Pannonien sind uns einige Backsteine erhalten, deren einer das A B C in ziemlich reiner Capitalschrift aufweist, ein anderer aber in derselben Cursive, welche auch die Wachstafeln zeigen, die Verse enthält:

Senem severum semper esse condecet.
Bene debet esse pouero qui discit bene [3]).

Vorlagen, die ein römischer Schulmeister beim Schreibunterricht gebraucht zu haben scheint.

Dass es daneben auch ziemlich wohlhabende Leute gab, die nicht schreiben konnten, ist zu jeder Zeit vorgekommen, für die

[1]) Vgl. Näheres bei Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands I. 216 ff.

[2]) Vgl. Ephem. epigr. II. n. 888.

[3]) C. I. L. III. p. 962. n. 2. vgl. Paur in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 14, S. 131—141. Wattenbach, Schriftwesen des Mittelalters (1 Aufl.) S. 63 f.

römische aber durch eine der Wachstafeln ausdrücklich bezeugt: ein dacischer Hausbesitzer legt selbst das Bekenntnis ab [1]).

Die unteren Volksschichten jedoch, wie die Soldaten in den Lagern, hielten sich an die klassische Sprache nicht gebunden, sondern redeten wie ihnen der Schnabel gewachsen war: es entstanden in den verschiedenen römischen Landschaften in Folge der verschiedenen Mischung, die das Latein eingieng, verschiedene Idiome: die „lateinische Raçe“ begann sich aufzulösen in die Gruppen der einzelnen romanischen Zungen.

Es kam schon vor, dass Provinzialen nach Rom giengen, um den reinen lateinischen Dialect sich anzueignen, den die Heimat ihnen nicht zu bieten vermochte [2]).

Während also die gebildeten Leute in gewählterer Weise sich ausdrückten, gieng die Volkssprache mehr und mehr davon ab, warf Endungen weg und bildete dafür neue, nahm auch sonst fremde Ausdrücke auf u. s. w. Das wirkte dann wieder auf die Schrift ein: wer diesen Leuten verständlich sein wollte, musste ihnen Zugeständnisse machen und, wie Augustinus sich einmal ausdrückt, sich nicht scheuen, auch „verba minus Latina“ zu gebrauchen. Gewisse Worte wurden alsbald technisch: wir sahen, wie das „canaba“ gebraucht ward.

In derselben Richtung aber bewegte sich nun auch durchgehends die niedere kirchliche Litteratur der Christen. Natürlich, die gebildeten Stände verhielten sich der „frohen Botschaft“ gegenüber, die s i e ja nicht nöthig hatten, indifferent; bei den „Armen im Geiste“ hat sie vor allem Anklang gefunden.

Dieser Zwiespalt zwischen den esoterischen Klassen der Bevölkerung und den exoterischen, um mich so auszudrücken, beherrscht die Zeit, geht durch das ganze Mittelalter hindurch und macht sich in der Litteratur beständig geltend: der eine Theil hält sich an die alten Muster und empfängt seine Bildung in den Rhetorenschulen; er sieht verächtlich herab auf die gemeine Masse; der andere Theil hingegen gibt sich ausschliesslich der

[1]) C. I. L. III. C. X: se litteras scire negavit. Deshalb muss ein anderer für ihn schreiben.

[2]) So z. B. S. Hieronymus, ein geborener Pannonier, der das Latein als seine Muttersprache angibt. Vgl. Muchar, Röm. Noricum I, 407.

Praxis hin, entschuldigt sich wol, dass in Folge dessen seine Rede nicht so zierlich und geschniegelt sein könne; oder er macht auch aus der Noth eine Tugend: man verachtet mit bewusster Absichtlichkeit den Schmuck der Rede, spricht mit Geringschätzung von den Regeln der Grammatik, von Biegung und Conjugation, denen das göttliche Wort nicht sich zu unterwerfen brauche: S. Petrus sei auch kein Gelehrter gewesen und doch Pförtner des Himmels geworden.

Uns sind die Producte beider Richtungen überliefert; und allen Respect vor den Grammatikern und Philologen, aber jene ungelehrten Praktiker kaben für den Historiker ein weit grösseres Interesse, als sie; aus diesen allein lernen wir den wahren Verhalt der Dinge kennen, während jene beständig gegen den Geist ihrer Zeit sich auflehnen und nur das Altertum gelten lassen. Und zwar gilt auch dies weniger für die Commentare der heiligen Schriften, welche von Bischöfen unserer Landschaften geschrieben wurden [1]), als von den Legenden und Aufzeichnungen über Martyrien und Heilige, die besonderen historischen Werth haben.

Was dabei die Donaulandschaften namentlich auszeichnet vor allen anderen Grenzlanden, ja überhaupt sämmtlichen Provinzen des Reiches, das ist gerade der Reichtum an derartiger Ueberlieferung überhaupt und insbesondere aus den letzten Zeiten der römischen Herrschaft. Es werden dieselben in der byzantinischen Epoche die Hauptquelle für die Geschichte der Provinzen, wie es für die ersten drei Jahrhunderte das inschriftliche Material gewesen war. Die eigentliche historiographische Thätigkeit im Reiche beschränkt sich auf eine höchst magere Annalistik, die sich nach alter Weise um nichts kümmert als um den Hof und die Hauptstadt, allenfalls auch um das Land, in dem diese gelegen war, während der Provinzen nur gedacht ist, wenn der

[1]) Bischof Victorin von Pettau fasste seine diesbezüglichen Schriften griechisch ab. Fortunat v. Aquileia, der als Metropolitan unserer Landschaften auch hieher gehört, machte sich durch die Erklärung der Evangelien, die er in populärer Sprache schrieb, einen Namen. Vgl. S. Hieronymus de viris illust. c. 47 (tom. II. p. 492 ed Veron. 1735): Fortunatianus, Aquileiensis episcopus, imperante Constantio, in evangelia titulis ordinatis breves et rustico sermone scripsit commentarios. (λόγῳ ἀγροίκῳ). Muchar, Noricum II. 114 ff.

Regent unmittelbar durch die Vorgänge daselbst berührt wird [1]); von den dortigen Zuständen würden wir daraus gar nichts zu entnehmen vermögen. In diese Lücke tritt eben jene niedere kirchliche Litteratur ein.

Unter diesen Actenstücken nun, die aus unseren Landschaften stammen, ist vor allem zu nennen die sog. „passio IV coronatorum", die uns das Leben und Treiben in den Steinbrüchen Pannoniens zur Zeit Diocletians vorführt und diesen vielgeschmähten Kaiser selbst in menschlich milder Weise charakterisirt; eine Quelle, die sowol für die Archäologie als auch, des letztgenannten Umstandes halber, für die allgemeine Geschichte von Bedeutung ist [2]).

Für die Zustände im alten Dacien, das seit 272 den Gothen eingeräumt war, aber zugleich doch auch romanische Bevölkerung enthielt, bieten die Vitae S. Sabae [3]) und Nicetae [4]) wichtige, wenn auch leider spärliche Aufschlüsse. Von der ersteren Vita bemerkte wol einmal Waitz, dass sie einen Platz verdiente unter den Antiquitates der Monumenta Germaniae historica [5]); und wenn die letztere auch nur in Ueberarbeitung auf uns gekommen ist, so steht doch fest, dass ihre thatsächliche Grundlage zurückgeht auf die Zeiten des Kaisers Valens selbst, den sie überall noch als lebend voraussetzt [6]).

Ferner ist zu nennen das Leben des ehrwürdigen Apostels der Gothen, des Ulfilas, das Bischof Auxentius von Dorostorum uns hinterlies und das die wichtigsten Aufschlüsse gibt über Romanentum und Germanentum in den unteren Donauländern während des 4. Jahrhunderts.

In den westlichen Landschaften läst sich dem an die Seite

[1]) Vgl. darüber O. Holder-Egger, die Weltchronik des sog. Sulpicius Severus und südgallische Annalen des 5. Jahrhunderts. (Göttingen 1875) S. 50.

[2]) Vgl. die Litteratur darüber bei Wattenbach, Deutschlands Geschichtsqu. I^3, 37; namentlich hervorzuheben sind Benndorfs Archaeologische Bemerkungen in Büdingers Unters. z. Röm. Kaisergesch. III, 357—379. Ebenda S. 321—338 hat Wattenbach die Passio neuerdings edirt.

[3]) Acta SS. April XI. p. 966 ff. Nach den Handschriften berichtigt in lat. Uebersetzung auch bei Ruinart, Acta primor. Martyr. ed. II. S. 601 ff.

[4]) Acta SS. Sept. V.

[5]) Vgl. Waitz, Leben und Lehre des Ulfilas. S. 43.

[6]) Vgl. H. Rückert, Culturgesch. des deutschen Volkes in der Zeit des Ueberganges vom Heidentum zum Christentum. I, 217 Anm.

stellen die „Conversio S. Afrae,“ die neuerdings wieder zu Ehren kam [1]). Für die Alpenlandschaften sind zu nennen die Acten der drei Nonsberger Märtyrer Sisinnius, Martyrius und Alexander [2]), die deren Verhältnisse uns vorführen.

Aber weitaus die wichtigste von all diesen legendarischen Aufzeichnungen ist Eugipps „Leben Severins,“ des merkwürdigen Mönches, der in den letzten Zeiten der römischen Herrschaft über die römischen Grenzstädte in Ufernoricum und theilweise auch in Raetia secunda, in Folge seiner allgemein verehrten Persönlichkeit, eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Für uns ist, wie Wattenbach bemerkt [3]), seine Biographie eine Aufzeichnung von ganz unschätzbarem Werte, indem sie einen hellen Lichtstrahl wirft in Zeiten und Zustände, von denen wir sonst gar nichts wissen würden: — „unmittelbar vor der Vernichtung zeigt ein günstiges Geschick uns das Bild dieser Gegenden in scharfen, lebensvollen Umrissen.“

So weit diese kirchliche Litteratur; wie gesagt, fast unsere einzige Quelle für die Zustände in den Donaulandschaften, seitdem die Inschriften versiegen. Nur éin Denkmal von grosser Bedeutung trägt, wenn auch keinen historiographischen, so doch einen profanen Character an sich; es ist der Gesandtschaftsbericht des Byzantiners Priscus [4]), der im J. 448 n. Chr. im Auftrage

[1]) Vgl. Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands I, 336 ff.; die „Conversio Affrae“ selbst abgedruckt aus dem „Passionale Sanctorum“ der K. Gisela p. 427—430. Hiezu Wattenbach, Deutschlands Geschichtsqu. I³, S. 36.

[2]) Acta SS. Mai XXIX, p. 38—43. Ihre Authencität wie ihr Werth ist durch die Autorität des Meimbrotius, der Bollandisten, Ruinart's (Acta Martyr. p. 535), Tillemont's (Histor. Eccles. X, 544), Marini's (Atti arv. p. 146 Anm. 59) verbürgt. Am wichtigsten ist dabei der Brief des Bischofs Vigilius von Trident an den Patriarchen von Constantinopel, Johannes Chrysostomus. Die Acten selbst sind zur Erbauung des Publicums redigirt.

[3]) Deutschlands Geschichtsqu. I³ (1873) S. 39, wo zugleich die Ausgaben und die Litteratur verzeichnet sind, die Verwertung der Vita im C. I. L. III, t. 2 und was sich daran namentlich für die Topographie knüpft, aber noch nicht berücksichtigt ist. — Die Handschriften, die vor allem in Betracht kommen, sind die älteste deutsche, die Welser (Opp. Augsburg 1595. S. 635 ff.) abgedruckt hat und an die ich mich halte; und die Lateranensische, die Kerschbaumer im J. 1862 nicht gut edirte. — Jetzt wird für die Abtheilung „Auctores antiquissimi“ der Mon. Germ. hist. eine neue Ausgabe vorbereitet.

[4]) Corp. script. hist. Byz. ed. Bonn. p. 166—228.

des oströmischen Kaiserhofes nach der Residenz des Hunnenkönigs Attila kam, d. h. nach den Gegenden zwischen Donau und Theiss, wo der Weltenstürmer seinen Sitz hatte. Darin wird uns denn die Reise beschrieben durch Moesien nach Pannonien und die Verhältnisse, die da obwalteten; die innere Organisation des Reiches, das der Hunnen-Napoleon begründet hatte, wird uns klar vor Augen gestellt; die verschiedenen Nationalitäten desselben, in dem die Hunnen nur einen kleinen Bruchtheil ausmachten, während die Germanen dasselbe hauptsächlich stützten, Römer es regirten, treten klar hervor; und auf die unterworfenen Volkstheile und ihr Loos wird dabei manches Streiflicht geworfen. Es ist das ganze Zeitalter Attilas, das ja auch die Heldensage der Germanen so sehr verherrlicht hat, das wir hier kennen lernen, während Eugipp die nachfolgenden Zeiten uns schildert.

Jene kirchlichen Actenstücke sind also die Quellen, die neben die Inschriften für die Darlegung der Verhältnisse in den Donauprovinzen fast allein in Betracht kommen. Suchen wir uns zunächst den kritischen Standpunkt klar zu machen, von dem aus ihre Benützung erfolgen muss. Und zwar soll eben jene Vita Severini von Eugipp hier vor allem näher betrachtet werden.

Was die Natur dieses Schriftstückes und den Character seines Verfassers betrifft, so ist das „Leben Severins“ geschrieben worden, um frommen Leuten zur Erbauung zu dienen. Der Verfasser, Eugippius, ein Schüler Severins und ein Mönch wie dieser, hatte die letzten stürmischen Jahre, da Ufernoricum noch römische Provinz gewesen war mit Severin zusammen gelebt, war dann, als Odovacar dieselbe aufgab und die Anwohner der Donau auffordern lies, das Land zu verlassen und auf anderen römischen Boden zu übersiedeln, mit den Mönchen seines Klosters aus Favianis nach Italien gezogen, wo die Regierung den Einzelnen Wohnsitze anwies. Den Mönchen überlies eine fromme Wittwe Barbaria das Castellum Lucullanum bei Neapel; dessen Name an Luculls üppige Gärten, an Marius, der früher dort ein Landgut besessen, und an den Todesort des Tiberius erinnert.

Hier hatte auch der letzte der weströmischen Kaiser, Orestes' Sohn Romulus Augustulus, nach seiner Entsetzung die Pension verzehrt, die Odovacar ihm aussetzte [1]).

[2]) Vgl. Plutarch. Marius 34. Tacitus Ann. VI. 50. Jordan. Get. c. 46. „Nach

Wol möglich, dass dieses Lucullanum ein Familiengut der Nachkommen des Orestes war; dass jene Barbaria dem Hause desselben verwandt oder gar die Wittwe des Regenten war — wie neuerdings Jemand aufgestellt hat [1]; — und dass für die Aufnahme der Mönche in jenes Schloss der Umstand massgebend wurde, dass Severin mit Orestes persönlich befreundet war; einen der einflussreichsten Vertrauten desselben hat Severin gegen die Nachstellungen Odovacars in Schutz genommen. Orestes selbst stammte aus Pannonien, heirathete aber eine Dame aus Poetovio in Noricum [2]; daher die intimen Beziehungen zwischen der Provinz und dem Hofe; mit jener „edlen“ Wittwe Barbaria ist Severin in lebhafter Correspondenz gestanden, was, wie gesagt, nachher seinen Mönchen zu Gute kam, die im Lucullanum ein neues Heim fanden.

Hier im Kloster zu Lucullanum ist unser Eugipp nachher Abt geworden.

Ein schlichter Mann, dem die humanistische Bildung, wie jene Zeit sie pflegte, ferner lag — sein gelehrter Zeitgenosse Cassiodor nimmt die Gelegenheit wahr, dies einmal ausdrücklich zu bemerken — der aber in der kirchlichen Litteratur wol Bescheid wusste; wie er denn einen Auszug aus den Schriften des Augustinus verfasst hat und mit den Werken des Ambrosius, wie des Sulpicius Severus sich vertraut zeigt. Mit bedeutenden Kirchenschriftstellern der Zeit ist er in reger Verbindung gestanden [3].

Ein Mann, der sich übrigens auch jenen Ausspruch gemerkt hatte, dass das Wort Gottes den Regeln der Grammatik nicht unterworfen sei, gegenüber der Rhetorik und dem falschen Schein,

Caravita, i codici e le arti a Monte Cassino I, 14 auf dem Hügel von Pizzofalcone bei Neapel.“ Wattenbach, a. a. O. S. 42.

[1]) Vgl. Huber a. a. O. I, S. 403. Auch Knabl, Mittheilungen des histor. Vereins für Steiermark, VI (1855) S. 162. Dazu Büdinger, Oesterr. Gesch. I, 43. Die Inschrift von Studenitz (im Gebiete von Celeia), die hier in Betracht kommt, indem sie einen C. Julius Romanus, dessen Tochter Romula und einen Sohn Romulus nennt, und die sich vielleicht auf die Familie der Frau des Orestes bezieht, s. im C. I. L. III. 5299.

[2]) Vgl. Priscus Gesandtschaftsbericht p. 185 Bonn.

[3]) Das Nähere und die Belege bei Wattenbach, Geschichtsqu. I, 42 ff.

den die profanen Litteraten der Epoche zur Schau trugen; er war im Gegentheil erfüllt von practischen Tendenzen und bestrebt in den Gang der Dinge einzugreifen, soweit seine Kräfte eben reichten und sein Ingenium es vermochte. Er gehörte zu den Naturen, die durch diesen guten Willen und die Bethätigung desselben der Welt viel mehr genützt haben, als die abstracten Philosophen der Zeit, die immer jammerten, dass diese jetzt so schlecht sei und nicht den Versuch machten, wenigstens in ihrer Sphäre sie auch zu bessern.

Eben durch seine practische Tendenz ward Eugipp auch dazu gebracht, das Leben seines Lehrers Severinus zu schreiben. Eugipp sah, welchen Beifall die Biographien auch unbedeutenderer Mönche, die im Geruche der Heiligkeit standen, zu finden pflegten, während die Wunderthaten Severins noch viel zu wenig bekannt waren [1]). Das wurmte ihn; indem er es tadelte, ward er alsbald selbst aufgefordert, eine Scizze davon zu entwerfen. Sogleich machte er sich daran. Ausführlich erörtert er in seinem Prolog die Grundsätze, durch die er sich dabei leiten lies.

Von einer blos profanen Erzählung der Begebenheiten wollte er nichts wissen; ein Geistlicher müsse die Biographie Severins abfassen, denn die Laien verstünden für derlei Dinge nicht den rechten Ton zu treffen. Auch die Gelehrten überhaupt seien nicht geeignet; Eugipp meint, ihre Sprache tauge für das Volk nun einmal nichts: auch fürchtet er, dass dann von den Wundern Severins nur selten und nicht ausführlich genug die Rede sein möchte [2]).

So fasste er denn in seine „Scizze“ zusammen, sowol was ihm persönlich aus dem Leben des Heiligen bekannt geworden war, als auch was er aus der Erzählung älterer Augenzeugen in Erfahrung gebracht hatte [3]).

[1]) Vgl. den prologus ad Paschasium: „res mirabiles, quae diu quadam silente nocte latuerant“ — „tanta per Severinum divinis effectibus celebrata non oportere celari miracula.“

[2]) Nemlich: „saeculari tantum litteratura politus tali vitam sermone conscriberet, in quo multorum plurimum laboraret inscientia.“ Denn einem laicus „et modus et color operis non sine praesumptione quadam posset iniungi.“

[3]) „commemoratorium nunnullis refertum indiciis et notissima nobis et cotidiana maiorum relatione composui.“ Prologus.

Diese Scizze schickte Eugipp sodann an einen gelehrten Freund, den Diacon Paschasius, mit der Bitte, sie stilistisch zu verbessern und weiter auszuarbeiten. Zugleich übersandte er mit diesen Aufzeichungen noch als lebendige Quelle einen der Noriker, die einst mit nach Italien gezogen und so Augenzeugen der Wunder gewesen waren, die bei jenem Exodes S. Severins Gebeine wirkten. Seine eigene Darstellung schien dem Eugipp wol für das Volk geeignet und verständlich, im übrigen aber zu wenig kunstgerecht, d. h. im Vergleiche zu den feierlichen und mühsam gedrechselten Perioden eines Ennodius oder Cassiodor. Vielleicht auch, dass Eugipp — wie Wattenbach bemerkt — die Sache übertrieb und gleichsam nur „ad captandam benevolentiam" seiner Schrift jenes „Vorwort an Paschasius" beigab, da dergleichen auch sonst vorkommt und, nach unserem Urteil wenigstens, Eugipp seiner Leistung sich eigentlich nicht zu schämen brauchte [1]. In der That war auch Paschasius dieser Ansicht, er lehnte höflich ab, an der „Scizze" irgend etwas zu ändern und zu bessern, und so kam das „Leben Severins" von Eugipp, dreissig Jahre nach dem Tode ihres Helden, im J. 511 unter das Publicum. Von diesem ward sie freundlich aufgenommen und alsbald von Historikern auch als Quelle benutzt, so z. B. gleich nach ihrem Erscheinen von dem sog. Anonymus Valesianus, einer der Ableitungen der officiellen Annalen von Ravenna, über die Herkunft des Odovacar und seine Beziehungen zu Severin; im siebenten Jahrhundert von Isidor, im achten von Paulus diaconus. Um dieselbe Zeit entstand zu Neapel ein Hymnus, dem sie zu Grunde liegt. Und als sie bald darauf aus Italien nach Deutschland kam, ward sie hier von den practischen Klerikern zu Passau, denen es nach der Weise der Zeit auf einen frommen Trug mehr oder weniger gerade nicht ankam, allerlei Fälschungen zu Grunde gelegt, wurden Documente über ein ehemaliges „Erzbistum" Lorch geschmiedet und neue Legenden fabricirt [2].

Die Annahme von der Identität des alten Favianis mit Wien,

[1]) Doch sagt auch Isidor, „de scriptoribus ecclesiasticis" c. 13, die Vita Severini wäre „brevi stylo" geschrieben. Vgl. Holder-Egger, die Weltchronik des sog. Sulpicius Severus. S. 61.

[2]) Z. B. über den Maximus Noricus, der in der Vita mehrfach genannt ist.

die im 12. Jahrhundert der gelehrte Otto von Freising in Schwung brachte, spuckte noch lange fort bei den Ungelehrten der späteren Zeiten.

Das ist in kurzen Zügen die Entstehungsgeschichte der Vita Severini; vor allem dies die Tendenz und die apriorischen Ansichten des Verfassers. Ihm war, wie wir sehen, darum zu thun, seinen Helden und Lehrer Severin in den Mittelpunkt der Ereignisse zu stellen, auf ihn überhaupt wo möglich jede Action, die geschah, zurückzuführen. Es liegt am Ende im Wesen jeder Biographie, die dem Gegenstande zu entsprechen erstrebt und die nicht rein academischer Natur ist, einseitig zu sein: man biographirt nur, für was man sich interesirt.

Für den Universalhistoriker kann dieser relativ sehr berechtigte Standpunkt natürlich nicht massgebend sein; so wenig wie für die moderne Geschichtschreibung die Weltanschauung des Mittelalters, die in der Vita hervortritt, irgendwie Geltung haben kann. Wir müssen die Geschichte Severins und seiner Zeit so zu reconstruiren versuchen, wie sie beiläufig jener „saeculari litteratura politus“ geschrieben haben würde, den Eugipp so energisch perhorrescirt hat. Und auch Severins Persönlichkeit muss mehr zurücktreten, so bedeutend sie in ihrer Sphäre auch mag gewirkt haben: nicht das einzelne Individuum ist da wichtig, sondern die Art, die es repräsentirt [1]. Die Zeiten der Uebergangsperiode zwischen römischer und deutscher Herrschaft haben anderswo in ähnlicher Weise sich abgespielt, wie hier; aber die näheren Umstände, unter denen dies geschah, die Schilderung von Land und Leuten und von der allgemeinen Lage der Dinge, das ist

[1]) Es muss dies deshalb betont werden, weil die bisherigen Benützer diesen Standpunkt nicht immer eingenommen haben. Die Kirchenhistoriker Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands I, 226 ff., Friedrich, Kircheng. Deutschl. I, 335 ff., Al. Huber, Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christentums in Südostdeutschland. (Salzburg 1874) Bd. 1 „Die Römerzeit“ S. 329—404, berücksichtigten vor allem nur die Nachrichten kirchlichen nicht aber jene politischen und culturhistorischen Inhaltes; Dahn, das Mönchtum in Baiuvarien (Münch. Gel. Anz. 1859. n. 33. 34) und „Könige der Gemanen“ II, 30 ff. stellt Severins Gestalt in in den Mittelpuukt, wie seine Quelle es thut. Dagegen hat Pallmann, Völkerwanderung II, 284—401 energisch und mit Recht polemisirt, überlies aber die weitere Ausführung als nicht zu seinem Thema gehörig Anderen.

es, was uns interessirt, was wir auch dem Leser hier vorführen müssen.

Diese Mönche, die da mitlebten und mitthaten, verhielten sich dem Jammer der Zeiten gegenüber vielfach indifferent: beständig wird Busse gepredigt und die Verachtung der irdischen Dinge eingeschärft im Hinblick auf das himmlische Vaterland: Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Keuschheit, Fasten, Wachen und Beten; mit einem Worte die Politik der Passivität, der stupiden Geduld.

Aber freilich gerade dieser vaterlandslose Grundzug des Mönchtums, wenn der Ausdruck erlaubt ist, war damals von Wichtigkeit; es vermittelte gleichsam als neutrale Macht, als internationales „Austrägalgericht" zwischen Romanen und Germanen.

Dies ist die Stellung Severins in der Geschichte. Heimat und Herkunft — das ist recht bezeichnend — dieses Mannes waren unbekannt und sind es geblieben. Nur aus der Sprache glaubten die Zeitgenossen abnehmen zu können, dass er aus dem Orient stammte.

Wir sehen, wie Severin zu grossem Ansehen in den norischen Grenzlanden gelangt, namentlich auch bei den Germanen. Auf sein persönliches Verhältnis zu den Königen der Rugen und Alemannen kommt dabei sehr viel an; auch mit der römischen Centralregierung steht er in Verbindung; überall tritt er helfend und vermittelnd ein. So wandelt er als Wohlthäter der verwahrlosten Provinz durch das Leben und bleibt sein Andenken auch nachher geehrt. Insofern war Severin allerdings eine historische Gestalt; es ist nicht nöthig, gerade immer Kriege zu führen und Menschenhecatomben zu schlachten, um in der Geschichte einen Namen zu haben. — Nur die Einseitigkeit der Biographie, zwischen deren Zeilen man manches lesen muss, was nur angedeutet erscheint, sollte hier betont werden.

Und in derselben Richtung werden auch noch einige andere Momente zu beachten sein. Zunächst der erbauliche Charakter der Vita, der auf ihre Ausdrucksweise in der mannigfachsten Art eingewirkt hat. Das ganze Leben Severins steckt, wie andere Legenden auch, voll biblischer Redensarten und Gleichnisse. Es trägt dies viel zu dem einfach schlichten Character und der An-

muth der Erzählung bei, die man oft und mit Recht so hervorhob. Aber was in stilistischer Beziehung ein Vorzug, das ist bekanntlich in sachlicher ja oft ein Fehler; und diese Beobachtung trifft auch bei Eugipp zu. Indem er nemlich zu sehr nach biblischen Analogien haschte und alles in diesen einmal beliebten Rahmen zu zwängen unternahm, hat er sich mancherlei Ausschmückungen und Anspielungen erlaubt, die sehr problematischer Natur sind und die der Historiker erst entfernen muss, um aus der Schale den rechten Kern zu gewinnen.

In die Reihe dieser gesuchten biblischen Analogien gehört z. B. die ganze Erzählung von dem Auszug der Romanen aus Ufernoricum nach Italien. Da wird zuerst Severin mit dem Patriarchen Jacob in Parallele gestellt, was überhaupt ein beliebtes Gleichnis war; Auxentius z. B. hat es auf Ulfilas angewandt. Und wie hier der Gothenapostel hingestellt wird als der zweite Moyses, der die neuen Israëliten, d. h. die christlichen Gothen hinüberführte ins gelobte Land, d. h. nach Romanien, ins Römerreich, wobei sich die Donau noch dazu gefallen lassen muss, als rothes Meer zu figuriren [1]), also werden von Eugipp in ganz analoger Weise die Romanen von Ufernoricum mit den Kindern Israëls in Parallele gebracht und ihre Abführung nach Italien hingestellt als Exodus aus Aegypten nach dem Land der Verheissung.

Ebenso wird der Prophet Elisäus sowol bei Auxentius als bei Eugipp zur Vergleichung herangenöthigt [2]).

Auch die Prophezeiungen Severins sind durchaus der Bibel nachgemacht; sie werden immer etwas unbestimmt hingestellt und grössere Unmöglichkeiten nie berichtet. Das zeigt vom Tacte des Verfassers und dass er es nicht nöthig hatte zu dichten. Bei seinen vielfachen Verbindungen mit den Germanen konnte Severin die Romanen vor mancherlei Unglück warnen, das sie bedrohte; wo dann Unglaube und Ungehorsam von selbst sich strafte.

[1]) Bei Waitz, S. 20: (Ulfilas) de varbarico pulsus in solo Romanie est susceptus, ut sicuti Deus per Moysem de potentia et violentia Faraonis et Egyptiorum po[pulum s]uum l[iberavit] u. s. w. Auch Philostorgius II, 5 bei Waitz S. 58 berichtet, der Römische Kaiser habe den Ulfilas wie einen zweiten Moses verehrt.

[2]) Vita Sev. c. 45: tunc omnes incolae tanquam de domo servitutis Aegyptiae ita de quotidiana barbarie frequentissimae depraedationis educti . . .

Als Odovacar auf seinem Durchzuge nach Italien Severins Segen erbat, da läst Eugipp demselben nicht unmittelbar die Krone selbst prophezeien, sondern nur mit Beziehung auf einen bekannten Bibelspruch durch Severin erkennen, dass Odovacar einst glorreich sein werde: „Ziehe hin nach Italien; jetzt mit ärmlichen Fellen bedeckt, wirst du bald Vielen Vieles zu verschenken kaben“ [1]).

Nun, diese Eigenheiten des Sprachgebrauches der Legenden sind eben bei der Benutzung der Vita Severini als Geschichtsquelle wol in Rechnung zu ziehen. Wenn Eugipp im J. 488 alle Donauromanen aus Ufernoricum bis auf den letzten Mann abziehen läst, so muss man das nur nicht wörtlich nehmen; im Allgemeinen ist die Thatsache von dem Abzug ja richtig, nur bis auf den letzten Mann hat er sich nicht erstreckt, das ist eine Uebertreibung des Autors dem biblischen Muster zu Liebe. Aehnlich verhält es sich mit den Wundergeschichten und den Weissagungen, die dem Severin beigelegt werden; ähnlich endlich auch mit der Chronologie des Eugipp, über die schliesslich noch einige Worte erlaubt sein mögen.

Auch in der Chronologie machen sich bei derlei kirchlichen Aufzeichnungen die biblischen Parallelen oft sehr bemerkbar. So wird z. B. von Auxentius eine förmliche Zeitrechnung nach gewissen Heiligen als Masseinheiten beliebt. Ulfilas wird mit David verglichen, der 30 Jahre König war, mit Joseph, der 30 Jahre in Aegypten weilte: er sei auch insofern den Heiligen, deren Nachahmer er war, ähnlich gewesen, dass er durch 40 Jahre u. s. w. [2]).

Nun, den Thatsachen mag wol im Einzelnen mitunter Gewalt angethan worden sein, im Grossen und Ganzen wird doch eine wesentliche Aenderung nicht erfolgt sein. Die ganze mittelalterliche Litteratur — abgesehen von der volksmässigen Dichtung, die ihre eigenen Wege gieng — war ja in jeder Beziehung von den Vorbildern des klassischen oder des kirchlichen Altertums

[1]) Vita Sev. c. 7. Man bezog übrigens die Weisssagung Severins bereits im 6. Jahrhundert auf das spätere Königtum Odovacars: „memor praesagii, quo eum expresserat quondam regnaturum“, sagt der Anonym. Vales.

[2]) Auxentius ed Waitz p. 20: et in hoc quorum sanctorum imitator erat [similis esset], quod quadraginta annorum spatium etc. Vgl. hiezu Waitz S. 39.

abhängig; wie denn Einhart den Sueton ausschrieb, um Karl d. Gr. zu schildern, Ragewin in der Geschichte Friedrich Barbarossas in ähnlicher Weise vorgieng; nur dass eben angemessene Aenderungen und Kombinationen eintraten, wo der Stoff es erforderte; man muss sich in dieser Hinsicht ebenso sehr hüten von allzugrossem Vertrauen wie von zu grosser Skepsis gegenüber den Quellen dieser Art. Die Hauptsache bleibt doch immer die urkundliche Forschung.

Nun Eugipp ist in dieser Beziehung den goldenen Mittelweg gegangen. Er hat auch hierin die Bibel sich zum Muster genommen. Er hat im allgemeinen eine gewisse chronologische Ordnung einzuhalten gesucht, welche der Reihenfolge der Kapitel entspricht; diese Ordnung ist aber durch häufige Intermezzos von Wundergeschichten gestört; bestimmter tritt sie erst seit dem J. 470 etwa, wo eben Eugipp Severins Begleiter war, hervor; ganz genau läst sie sich nicht herstellen. Dem Verfasser kam es für seinen Zweck auf grössere Genauigkeit in dieser Hinsicht eben nicht an. Er leitet wol ein Kapitel ein mit dem biblischen „in derselben Zeit“: oder auch „ein anderesmal“ [1]. Im Ganzen beginnt die Handlung bald nach Attilas Tod und setzt sich fort bis zum J. 488, wo die Mönche von Favianis mit Severins Leiche nach Italien zogen.

Man hat auch sonst noch nähere chronologische Bestimmungen vornehmen wollen; aber man ist nicht weiter gekommen als schon Tillemont in einem Excurse seiner Kaisergeschichte gekommen ist [2], und wonach das Resultat sehr zweifelhaft war [3]. Und so gehen wir denn dazu über den Stoff dieser eigentümlichen Quellen zu verwerten, um das Leben und Treiben der Bewohner unserer Landschaften in späterer römischer Zeit zu schildern.

[1] Z. B. c. 4: Eodem tempore. c. 12: alio rursus tempore.

[2] Histoire des Empereurs VI. p. 1031—33. Vgl. auch Pallmann II, 408.

[3] Man combinirte c. 5, wo von einem Abzuge der Gothen aus Pannonien die Rede ist, mit Jordanis Get. c. 56, wo von dem Zuge eines Theiles der Gothen nach Italien und Gallien Erwähnung geschieht; allein die Regierungszeiten der Rugenkönige Flaccitheus und Fava würden dadurch in einer Weise zusammengedrängt, die sehr viel gegen sich hat. Vgl. Tillemont. a. a. O.

VI. Sociale Verhältnisse. Leben und Treiben der Donau-Romanen im IV. und V. Jahrhundert n. Chr.

Claudius Numatianus, ein Dichter des 5. Jahrhunderts n. Chr., hat Roms Grösse und Herrlichkeit in folgenden Versen besungen:

„Hoch zu den Polen hinan, so weit sich bewohnet das Land dehnt,
Brach dein tapferer Arm Bahn Dir im männlichen Kampf.
Völker in Menge umschlangst Du mit einem Bande der Heimat,
Die das Gesetz nicht gekannt, zwang und erhob Deine Macht.
Denn das eigene Recht gewährtest Du frei den Besiegten,
Und es wurde zur „Stadt," was da gewesen die „Welt."

Worte, die in jeder Beziehung einen tiefen Sinn in sich tragen. Alle Tugenden und Laster Roms waren mit der Zeit auf den ganzen Orbis Romanus übergegangen und erfüllten die Welt. Auch in dieser Hinsicht war die gewaltigste Nivellirung im ganzen weiten Reiche zur Geltung gekommen.

Natürlich, dass gewisse Unterschiede auch jetzt noch statt hatten; man wird unterscheiden müssen zwischen den Zuständen in den grossen Städten und denen auf dem Lande, zwischen den Klassen der Besitzenden und jenen der „Arbeiter" im engeren Sinne des Wortes. In dieser Hinsicht hat man sich mitunter durch die Natur unserer leider allzu spärlichen Quellen zu unrichtigen Folgerungen verleiten lassen. Man hat auf die Sittlichkeit der Donau-Romanen hingewiesen im Gegensatz zur Liederlichkeit der Rheinanwohner [1]). Mit Unrecht wie ich meine; der Gegensatz

[1]) So nach Rettbergs Vorgange auch Wattenbach, Deutschlands Geschichtsqu. I³, 40.

liegt nicht weniger in den Quellen, wie in den sonstig n Umständen. Das Leben in den grossen Städten am Rhein, in Trier, Köln und Mainz schildert uns als Augenzeuge und Zeitgenosse Salvian, der Bussprediger, der wie so mancher andere Autor jener Zeit des verfallenden und zusammenstürzenden Reiches — z. B. Orosius — dazu schrieb, um die Schrecken der Völkerwanderung als Strafe des Himmels für die Sünden der (römischen) Welt hinzustellen; um diesen Zweck bei denjenigen zu erreichen, welche an der gerechten Lenkung der menschlichen Dinge durch die göttliche Vorsehung Zweifel hegten, ist in der Schrift Salvians „de gubernatione dei“ alles schwarz und grell geschildert [1]). Das „Leben Severins“ hingegen lehrt uns das gleichzeitige Treiben der Bewohner in den kleinen Landstädtchen an der Donau kennen, wo natürlich die Laster der Zeit sich nicht in solchem Masstabe entfalten konnten, wie dort. Und vor allem, dem Verfasser ist es darum zu thun, Alles möglichst zu verklären und zu apotheosiren, um dadurch die Gestalt und die erfolgreiche Wirksamkeit seines Heiligen in ein desto helleres Licht zu stellen. Da erscheinen dann die Leute freilich besser als sie waren.

Im Allgemeinen erfahren wir aus diesen Schriften genug, um uns selbst ein Urteil bilden zu können. Für die Fehler der Zeit ist jener Salvian eine einseitige, aber nichts desto weniger überaus schätzbare Quelle Er nimmt sich in keiner Weise ein Blatt vor den Mund. Rücksichtslos geht er ein auf die socialen und moralischen Mängel, an denen sein Publicum und alle öffentlichen Verhältnisse krankten.

Einst hatte Cornelius Tacitus den Römern der Hauptstadt die Germanen als Muster der Keuschheit hingestellt: dort nähre die Mutter selbst ihr Kind, dort sei die Ehe streng, dort lache man nicht über die Laster und heisse Verführen und Verführtwerden nicht „Zeitgeist.“ Im 5. Jahrhundert war man bereits so weit, dass Salvian diese Mahnung überhaupt an die Römer seiner Zeit oder doch besonders der grossen Städte in den Provinzen selbst der äussersten Grenzlandschaften richten konnte:

[1]) Vgl. Zschimmer, Salvian, der Presbyter von Massilia und seine Schriften. Halle 1875. Salvian stammte selbst aus einer der Rheinischen Städte und starb um 480, also um dieselbe Zeit wie Severin. Die genannte Schrift scheint um die Mitte des 5. Jahrhunderts abgefasst zu sein.

so sehr hatte in den vierthalbhundert Jahren, die seit Tacitus' Ausspruch verflossen waren, das römische Wesen auch in dieser Beziehung durchgegriffen; die Barbaren scandalisirten sich über die Verdorbenheit des Lebens der Romanen [1]).

Und was Salvian in dieser Beziehung an Einzelnheiten vorbringt, läst uns dies auch völlig begreiflich erscheinen. Der Krebsschaden aller öffentlichen Moral ist die Sclaverei. „Haud multum enim matrona abest a vilitate servarum, ubi pater familias ancillarum maritus est.“ Das Familienleben, zunächst in den vornehmeren Ständen war dadurch unmöglich gemacht. Die Herren Söhne bildeten sich aus den Mägden des Hauses einen förmlichen Harem. Und von diesen Schichten der Gesellschaft verbreitete sich die Corruption immer weiter; das ist der Punkt, auf den Salvian immer wieder zurück kommt [2]) und den er nach allen Seiten hin exemplificirt.

Namentlich wird dann auch gegen die Circusspiele und die Theater losgezogen, die, wie einst in Rom, nunmehr in allen grösseren Städten des Reiches dem süssen Pöbel zu Liebe auf Staatskosten unterhalten wurden. Dem christlichen Eiferer waren dieselben schon deshalb nicht genehm, weil an diese Vergnügungen allerlei Erinnerungen an das Heidentum sich knüpften und dann freilich auch, weil hiebei dem Publicum Dinge geboten wurden, die selbst bei uns dermalen verpönt sind: wie z. B. der Luxus des Tricots den Römern unbekannt, nackte Tänzerinnen an der Tagesordnung waren. Aber gerade derlei schlüpfrige Stücke fanden beim Publicum den grössten Beifall: die Kirchen blieben leer, die Theater wären immer voll, klagt Salvian [3]). Besonderen Spass machte es ferner den Leuten, wenn gefangene Barbaren oder zum Tode verurteilte Verbrecher den wilden Thieren vorgeworfen wurden.

Und dann war es freilich stark, für diese Dinge den Staats-

[1]) Vgl. z. B. Gub. dei VII. 6: inter pudicos barbaros impudici sumus; offenduntur barbari ipsi impuritatibus nestris. Und ähnlich öfter.

[2]) Er sagt selbst einmal Gub. dei VII. 2: cum de ludicris ac foeditatibus publicis diutissime dixerimus. Ebendort VII. 8 nennt er Aquitanien: „pene unum lupanar.“ Nicht weniger eifert er gegen die Zustände in Carthago: die Vandalen sind sind nachher in ihrer sittlichen Entrüstung dort so weit gegangen, dass sie alle Hurenhäuser schlossen und sämmtliche Insassinnen verheiratheten.

[3]) L. c. VI. 7.

schatz in Anspruch zu nehmen, nachdem die Steuerlast im Reiche ohnedies kaum zu erschwingen war und das Geld zu wichtigeren Unternehmungen nöthig gewesen wäre. Dennoch wurden diese Spiele nicht unterbrochen, so lange noch ein Pfenning in der Kasse war [1]). Es war ein allgemeiner Taumel unter Jung und Alt; während von allen Seiten schon das Verderben hereinbrach, huldigte man der rohesten Genusssucht, ergab man sich der zügellosesten Schlemmerei und Ausschweifung, stürzte man trinkend und prassend dem unausweichbaren Untergang entgegen [2]).

Hiezu kam nun, dass auch die sociale Lage sich beständig verschlechterte, seitdem Rom die Welt geworden war. Die Regelung der Emigration des Proletariats, welche in früheren Zeiten, da man noch Bürger und Unterthanen innerhalb des Reiches geschieden hatte, leicht gewesen — es war ja „ager publicus p. R." genug vorhanden, den man nur aufzutheilen brauchte — war nunmehr bei der Gleichstellung aller freien Inwohner des Reiches illusorisch gemacht: so setzte sich die sociale Frage abermals auf die Tagesordnung wie bei allen Krisen, die Rom durchzumachen gehabt hat. Schon zu K. Neros Zeit war es z. B. in Africa so weit gekommen, dass sechs Herren die halbe Provinz besassen. In Gallien vollzog sich ein ähnlicher Process im Laufe des dritten Jahrhunderts; die kleinen Leute verschuldeten sich während jener traurigen Zeiten und bei den immer unerschwinglicheren Steuern, geriethen dadurch in Abhängigkeit von den Reichen, indem sie diesen ihre Aecker übergaben und sich nur den Niessbrauch vorbehielten. Die Söhne waren schon förmlich Co-

[1]) Vgl. was Salvian in bitterer Ironie mit Bezug auf die Rheinischen Städte sagt VI. 8: ludicra ipsa non aguntur, quia agi iam prae miseria temporis atque egestate non possunt. Calamitas enim fisci et mendicitas iam Romani aerarii non sinit ut ubique in res nugatorias perditae profundantur expensae Non hoc agitur iam in Moguntiacensium civitate — sed quia excisa atque deleta est. Non agitur Agrippinae sed quia hostibus plena. Non agitur in Treverorum urbe excellentissima — sed quia quadruplici est eversione prostrata.

[2]) Salvian. VI. 13. Vidi siquidem ego ipse Treviros domi nobiles dignitate sublimes, licet iam spoliatos atque vastatos, minus tamen eversos rebus fuisse quam moribus. — Vidimus — senes honoratos, decrepitos, Christianos, imminente admodum iam excidio civitatis gulae ac lasciviae servientes. Iacebant in conviviis obliti honoris, obliti aetatis, obliti professionis, obliti nominis sui, principes civitatis cibo referti, vinolentia dissoluti, clamoribus rapidi, bacchatione furiosi etc.

lonen auf den Aeckern ihrer Väter. Später gieng namentlich auch der Klerus rücksichtslos vor, indem er den grossen Grundbesitz cumulirte und erbarmungslos die Bauern niederlegte.

Seit dem Ausgange des 3. Jahrhunderts waren in Gallien die Bauernaufstände der sog. Bagauden permanent und spuckten seitdem bis zum Ende der römischen Herrschaft; sie sind eine der wesentlichen Factoren, die die Geschicke dieser Zeiten bestimmten.

In den Donaulandschaften lagen die Dinge ähnlich, wenn auch die genannten Uebelstände vielleicht hier weniger schroff aufgetreten sind. In Pannonien erscheint zu Attilas Zeit unter dessen Grossen ein gewisser Berichos, der als Grundherr vieler Dörfer bezeichnet wird [1]; die Insassen von diesen waren aber gewiss weder Hunnen noch Germanen, sondern die alten jazygischen oder römischen Bewohner. Im raetischen Gebirge finden wir in den späteren Urkunden sehr grossen Besitz in den Händen Einzelner und denselben durch Hörige bebaut; Zustände, die sicherlich in römischer Zeit schon so sich ausgebildet hatten [2].

Ueber die Verhältnisse in Noricum gibt Eugipp Aufschlüsse, worauf wir noch zurückkommen. Kurzum, wir sehen mehr und mehr, dort früher hier später neben wenigen Besitzenden ein besitzloses, abhängiges Proletariat emporkommen und den behäbigen Bürgerstand dahin schwinden.

So war die Lage im Allgemeinen, so auch an der Donau. Sehen wir zunächst auf die grossen römischen Städte, so waren die Verhältnisse in Sirmium, Siscia, Augusta Vindelicorum, in Carnuntum, Vindobona, Brigetio, Aquincum, Salonae, Celeia, Poetovio u. s. w. nicht viel anders als in Köln, Mainz, Trier — oder in Rom, Constantinopel, Carthago, mit denen manche von ihnen

[1]) Prisci Exc. p. 209 Bonn: Βέριχος πολλῶν ἐν τῇ Σκυθικῇ κωμῶν ἄρχων. Vgl. Wietersheim, Gesch. d. Völkerwanderung IV. 340.

[2]) Man vgl. die Urkunde von 828, worin der romanische Breone Quartinus seine von den Vorfahren ererbten Güter („sicut antecessores mei habuerunt, et pater meus et mater mea reliquerunt in proprium“) angibt. Resch. Ann. Sabion. III. 86 ff. Die geringe Zahl der Arbeitskräfte, auf die Prof. v. Inama, Allg. Zeitg. 7. Jän. 1876, aufmerksam macht, ist wol der Entvölkerung nach dem Ausgange der röm. Zeit zuzuschreiben, die Raum für die nachherige deutsche Colonisation schuf.

geradezu zusammengestellt werden [1]). Damit stimmen die Notizen, die uns zufällig erhalten sind. Sirmium, die Kaiserstadt Illyricums, wie Trier jene von Gallien, ist diesem jedenfalls ebenbürtig zur Seite gestanden; nicht nur die Zeitgenossen, auch die späteren Byzantiner sind voll seines Lobes [2]). Das Theater- und Spielwesen muss auch hier sehr in Flor gewesen sein: am Anfang des 4. Jahrhunderts hören wir, wie ein Gladiator in Sirmium Gastrollen gab, nachdem er früher in Rom und Thessalonich das Gleiche gethan hatte [3]).

In Aquincum wird ein „collegium scaenicorum" genannt; eine andere Inschrift führt uns den Procurator der in Raetien ausgehobenen oder doch dort stationirten Gladiatoren vor [4]).

Auch dafür, dass die Augusta am Lech ihrer Namensschwester an der Mosel nicht nachstand, haben wir Anzeichen. Hier fand sich eines der grossen Amphitheater, das die Germanen nachher als „Perlach" (berolaz), d. h. Bärengelass, Bärenzwinger bezeichneten, eine Benennung, die auch die Langobarden in Italien auf Bauten dieser Art anwandten [5]).

Was man aber sonst in der Provinzialhauptstadt von Raetien getrieben, mag die einzige Quelle, die wir noch darüber haben, die zugleich über das Martyrium von S. Afra handelt, uns andeuten. Afra, ein Freudenmädchen in Augsburg, hatte viele Liebhaber und ihre drei Mägde waren mit ihr in der Sünde; auch diese machten gute Geschäfte. Und man wunderte sich (um das J. 300) in Augusta Vindelicorum nur, dass sie als Christin jenem Gewerbe sich hingab, nicht aber dass sie überhaupt es that [6]). Es scheinen demnach derartige Sünden sehr in Schwung gewesen zu sein.

1) Z. B. Siscia mit Nicomedien, Carthago, Constantinopel, Rom auf Inschriften und Münzen. Vgl. C. I. L. III. p. 501.

2) Noch Theophylactos Simocatta im 7. Jahrhundert nennt Sirmium „ἄστυ — τοῖς ἀνὰ τὴν Εὐρώπην οἰκοῦσι Ῥωμαίοις περιλαλούμενον καὶ ᾀδόμενον. Vgl. Büdinger, Oesterr. Gesch. I. 27. Im Uebrigen C. I. L. III. p. 418.

3) Acta s. Demetrii n. 4 in den Acta SS. Octobr. tom. IV.: Μονόμαχος — Λυαῖος ἐκ τοῦ ἔθνους τῶν Οὐανδάλων (ὑπάρχων) — οὐ μόνον ἐν Ῥώμῃ πολλοὺς εἰς τὸν λοῦδον ἀνῄρηκεν ἀλλὰ καὶ ἐν τῷ Σερμίῳ καὶ ἐν τῇ Θεσσαλονίκῃ. Büdinger, a. a. O. I. 28.

4) C. I. L. III. 3432 und 249.

5) Friedländer, Sittengeschichte II^4, 540.

6) Afra berief sich dem Richter gegenüber, schnippisch genug, auf den Präcedenzfall S. Magdalena's und die Milde Christi in solchen Fällen. — Dass übrigens auch die

Die einstige Pracht von Salonae, der Hauptstadt von Dalmatien, das wie die anderen binnenländischen Provinzen gerade in den Zeiten des sinkenden Reiches emporblüte, — noch Procop sagt: dort sei die Kraft Westroms gelegen — beweisen die herrlichen Trümmer von Spalato, der einstigen Residenz Diocletians nach seiner Abdankung; eines der werthvollsten Vermächtnisse antiker Kunst, doppelt wichtig für die Architecturgeschichte, weil dieser Kaiserpalast zwischen dem römischen und altchristlichen Stil mitten inne steht [1]).

Gibt uns dies einen Einblick in das sociale Leben der grossen Städte, so führt uns — um nun das Thema weiter zu verfolgen — ein anderes Document mitten hinein in die Reihen der Fabriksarbeiter [2]).

Wir treten ein in die Marmorbrüche bei Sirmium. Da sind 622 Arbeiter beschäftigt unter der Leitung von 5 Philosophen, d. h. geschulten Technikern, die Brüche zu exploitiren und die gewonnenen Blöcke zugleich zu verarbeiten. Auch Staatsgefangene werden dazu verwendet, denn der Fabriksherr ist der Kaiser. Ein Tribun befehligt die Truppe, welche die Gefangenen zu bewachen und die Ruhe aufrecht zu erhalten kommandirt ist.

Der Kaiser lässt sich von Zeit zu Zeit über den Fortgang der Arbeiten berichten, kommt auch wol selbst, wenn er anderer Geschäfte halber in der Nähe ist, herbei, um nachzusehen. Mit grosser Anschaulichkeit und Detailkenntnis berichtet uns ein offenbar selbst einmal dort beschäftigter Arbeiter über diese Ver-

häuslichen und allgemein menschlichen Tugenden in Augusta daneben florirten ist selbstverständlich und beweisen zudem Inschriften wie n. 5825: ein Rathsherr und Altbürgermeister seiner Gattin: „erga se diligentissimae feminae, rarissimae singularis exempli pudicitiae.“ n. 5834: „Simplicia pientissima coniugi benemerenti.“ 5839: „soror fratri dulcissimo hac (!) pientissimo.“ 5842: „infanti dulcissimo.“

[1]) Ausführlich beschrieben durch A. Hauser, Wiener Zeitung vom 20 Febr. 1876. Von den Dimensionen des Baues kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiss, dass im Vestibulum jetzt ein Kafeehaus, im Promenadentracte ein Nonnenkloster eingebaut ist. Hinter die festungsartige Umfriedung flüchteten die Bewohner Spalato's vor den Gothen, Arabern, Kroaten.

[2]) Vgl. des Näheren darüber Benndorfs „Archaeologische Bemerkungen“ in Büdingers Untersuchungen zur Römischen Kaisergeschichte III. 357—379. Neuerdings ist die „Passio quattuor coronatorum“ auch von A. v. Cohausen und E. Werner in der Abhandlung „Römische Steinbrüche auf dem Felsberg an der Bergstrasse“ (Darmstadt 1876) in dieser Richtung verwerthet worden.

hältnisse. Da wird auf kaiserlichen Befehl eine riesige Statue des Sonnengottes angefertigt, aus einem einzigen Stück, wie es scheint, thasischen Steines, 25 Fuss hoch oder lang; der Gott mit dem Viergespane und allerlei Schmuck, etwa Reliefzeichnungen am Wagen, einer Darstellung des Zodiacus u. s. w., wie ähnliches auch Münzen uns zeigen.

Dann wird bei den Steinbrüchen selbst ein grosser Tempel erbaut und mit Porphyrsäulen geschmückt. Kaum ist dieser vollendet, so wird an grossen Säulen mit Capitälern gearbeitet; hierauf Wasserbehälter in der Form von Muscheln, geziert mit Statuen: Röhren mit Speiern werden daran angebracht. Zuletzt wird ein grosses Tempelbild des Aesculap ausgeführt.

Auch die Arbeiter lernen wir kennen, wir sehen, wie die religiöse Frage der Zeit in den Gemüthern gährte, wie diese den Gegenstand der Gespräche bildet. Da wird erörtert, wie nicht Iupiter die Welt erschaffen, sondern Gott der Vater und der Sohn und der hl. Geist; und wie der Kaiser nur über die Dinge dieser Welt die Herrschft habe, dass man Gott seinen Schöpfer auch ihm zu Liebe nicht beleidigen dürfe. Das wahre Licht, wo keine Finsternis herrscht, sei Christus, nicht Gott Sol u. s. w. Christen und Heiden arbeiten miteinander; ein Bischof von Antiochien lebt hier als Gefangener in Ketten. In den harmlosen Gemüthern findet die neue Lehre sogleich Anklang; nur die Aufseher, Anhänger der neuplatonischen Aufklärung, sind dagegen und bringen die Christen zuletzt ins Verderben. Man fühlt sich fast in die Zeiten der Reformation versetzt, wo der Gang der Bekehrung z. B. in den Tirolischen Bergwerken ein ganz ähnlicher gewesen ist.

So viel oder wenn man will so wenig erfahren wir demnach über diese Verhältnisse. Nun gab es aber in den beiden Alpenprovinzen Noricum und Raetien, besonders in den Gegenden, wo Grosstädte nicht emporgekommen waren, zahlreiche Orte, die zwischen diesen Extremen die Mitte hielten. In der Zeit vor Diocletian hatten dieselben bloss als „vici“ d. h. Dörfer gegolten, sie waren aber gleichwol im Laufe der Zeit mitunter zu recht ansehnlichen Ortschaften herangewachsen „von städtischem Ansehen.“

Die ganze Reihe von Militärstationen an der Donau, von Strassenstationen im Binnenlande gehörte in diese Categorie von Gemeinwesen.

Diocletians radicale Staatsreform hat auch hierin nivellirt; von jetzt an unterschied sich „Dorf“ (vicus) und „Stadt“ (oppidum) nur mehr durch die Grösse und durch den Umstand, dass dieses Mauern hatte, jenem selbige fehlten [1]). Jedes Nest hies von da ab, wenn es nur Mauern hatte „municipium“, „civitas“, „castellum“, „oppidum“ und „urbs“.

In das Leben und Treiben dieser Ortschaften an der Donau führt uns Eugipp ein. Der Schauplatz der Handlung des „Lebens Severins“ ist der Landstrich an der römischen Grenze von Pannonien an durch Ufernoricum bis hinauf an den Zusammenfluss von Inn und Donau und die nächstgelegenen Städte des „zweiten“ Raetiens. Die officielle Bedeutung der dortigen Orte erhellt am besten aus dem römischen Staatsschematismus.

Da war Lauriacum, seit K. Marcus der Sitz der II. Italischen Legion, seit der Theilung der Provinz vielleicht auch der des Statthalters von Ufernoricum. Zudem weilte hier der Präfect einer Abtheilung der Donauflotte (classis Lauriacensis), bestand eine Schildfabrik (scutaria), waren auch „lanciarii Lauriacenses“ stationirt. Der nächst wichtige Punkt scheint Favianae gewesen zu sein; hier hatte der „praefectus legionis liburnariorum primorum Noricorum“ seinen Sitz. Commagena war nach den Inschriften der früheren Zeit ein „vicus“ im Territorium von Cetium gewesen; in der „notitia“ wird es als Militärstation genannt.

Astura an der Grenze von Pannonien (bei Klosterneuburg) ist nach Inschriften aus dem 3. Jahrhundert und aus dem byzantinischen Schematismus in gleicher Weise als Station einer Cohorte bekannt. In Joviacum (Schlögen bei Haibach) lag eine Abtheilung der II. Italischen Legion, deren Ziegel noch dort gefunden werden. Desgleichen das noch norische Boiodurum, dann Batavis und Quintana (an der Strasse nach Castra Regina zu gelegen) in Raetien; Orte, die, wie bereits früher bemerkt wurde, ihr Emporkommen so sehr ihrer Eigenschaft als Militärstationen verdankten, dass sie theilweise von den hier gelegenen Truppenabtheilungen den Namen erhielten.

[1]) Isidor orig: „oppidum autem magnitudine discrepare a vico.“ Man vgl. übrigens namentlich Glücks vortreffliche Ausführungen in den Sitzungsber. d. W. Akad. 1857 S. 103 ff.

Auch in die binnenländischen Ortschaften werden wir eingeführt, nach Iuvavum, Cucullae, nach Teurnia, der Hauptstadt Binnennoricums. Und darin beruht eben vor allem die Bedeutung des „Lebens Severins“ von Eugipp, dass es uns das Treiben in diesen, sonst mehr obscuren Ortschaften kennen lehrt und zwar in der Weise, dass wir, was hier nur von einigen norischen und raetischen Städten gesagt ist, generalisiren dürfen: in Veldidena, Matreium, Vipitenum, Sabiona, Saevatum und anderen Stationsorten Raetiens und Noricums wird es nemlich nicht viel anders hergegangen sein, als am Schauplatz der Vita Severini.

Diese Orte nun, die wir früher nannten und die Eugipp uns schildert, haben Thore und Mauern, die bewacht werden und mittelst deren man im Stande ist, eines Anfalles der Barbaren sich wol zu erwehren [1]). Sie heissen nach dem erwähnten die Gegensätze verwischenden Sprachgebrauche der Zeit, bei unserem Schriftsteller abwechselnd Castelle oder Flecken oder Städte u. s. w. [2]).

Die Einwohner jeder dieser Ortschaften bilden einen „populus“ [3]) für sich und werden bezeichnet als „habitatores“ [4]), „cives“ [5]), „oppidanei“ [6]), oder auch als „mansores“ [7]).

Diese „Städter“ sind zugleich Bauern; von Wind und Wetter, Sonne und Regen hängt ihr materielles Wohl und Wehe zum grössten Theile ab [8]); im Sommer richteten die grosse Hitze, der Brand am Getreide oder auch grosse Heuschreckenschwärme bedeutenden Schaden an [9]). Das Land um die Stadt herum ist wohlbebaut [10]), dort

1) c. 2. portae. c. 30: Mauern von Lauriacum.

2) c. 11. Norici ripensis oppida superiora. c. 22: superiora castella cultore destituta. c. 30: ebenso. c. 25: „castella universa“ der Diöcese von Tiburnia. Lauriacum heisst „oppidum“ c. 18. 27. 28. 30. „civitas“ 30. „urbs“ 29. 30.

3) c. 27: duorum populi oppidorum.

4) Z. B. c. 2. 3.

5) Z. B. c. 1. 3. 4. 30.

6) c. 33.

7) c. 12. 15. 27.

8) placidus imber desperatae messis amputavit incommodâ. c. 18.

9) c. 12: locustae frugum consumptrices noxiis morsibus cuncta vastantes. c. 18: rubiginis improvisa corruptio frugibus nocitura comparuit.

10) Vgl. c. 40: Haec quippe loca frequentata cultoribus.

liegen die Saatfelder [1]), die Weiden, die Weingärten [2]), die Haine vön Obstbäumen, der Wald der Bewohner; diese treiben wol das Vieh hinaus auf die Weide [3]) und bringen selbst einen grossen Theil des Tages ausserhalb der Stadtmauern zu, beschäftigt mit ihren Feldarbeiten [4]). Zur Zeit der Ernte [5]) zieht Alles hinaus, um dieselbe einzubringen, nur wenige Männer bleiben als Wache zurück [6]); da führt man zur Stadt das Obst [7]), das Korn und andere Feldfrüchte, das Heu für das Vieh [8]). — In schlechten Zeiten wird geklagt, dass das letztere ausserhalb der Stadt nichts zu fressen habe.

Auch sonst wird uns die ganze Landschaft eingehend geschildert. Die Winter sind in der Regel sehr kalt; Inn und Donau frieren zu diesen Zeiten zu, der letztere Strom in solchem Masse, dass man mit Wagen ganz sicher darüber fahren kann [9]).

Die Alpenstrassen sind dann nur mit äusserster Lebensgefahr zu begehen und die directe Verbindung von Ufernoricum und dem Binnenlande, auf welcher die Alpenbewohner mit ihren Producten u. s. w. zu verkehren pflegten, ist unterbrochen [10]). Doch gab es auch damals schon Wagehälse, welche die Tour von Teurnia nach Favianae trotzdem zu unternehmen wagten. Eugipp erwähnt eine solche, wo die kühnen Bergsteiger von einem Schneegestöber überrascht wurden; sie fanden unter Bäumen einen Schutz,

[1]) c. 12: ager segetis — seges exigua, multis vicinorum circumdata frugibus.

[2]) c. 4: „ad vineas."

[3]) Vgl. c. 30.

[4]) c. 4, geht eine Frau „iuxta morem provinciae opus agrale (so Sauppe) propriis manibus exercere." — Ebenda: extra muros — homines pecudesque.

[5]) maturitate messium flavescente. c. 18.

[6]) c. 22 (Batavis) cuncti mansores in messe detenti. Quadraginta viri oppidi ad custodiam remanserant.

[7]) c. 10: ad colligenda poma in II. a Favianis milliario egressus.

[8]) Vgl. c. 30, wo in Lauriacum ein Haufen Heu (acervus foeni) in Brand kommt.

[9]) hiems, quae in illis regionibus saeviore gelu torpescit. c. 3. c. 17: in frigidissima regione. c. 4: ad cuius immanitatem frigoris comprobandam, testem constat esse Danubium, ita saepe glaciali nimietate concretum, ut etiam plaustris solidum transitum subministrat.

[10]) c. 29: hieme — regionis illius itinera gelu torpente clauduntur. Es ist „audax temeritas", das ausser Acht zu lassen.

die ganze Nacht hindurch fiel fort und fort Schnee, so dass die Wanderer in der Frühe unter den Bäumen wie aus einem ungeheuren Ofen hervorsahen [1]). Indem sie den Spuren eines Bären folgten, kamen sie nach Zurücklegung einer Strecke von 200 Millien glücklich bei den ersten menschlichen Wohnungen [2]) auf der anderen Seite des Gebirges an.

Sind die Winter dermassen kalt, dass die Flüsse gefrieren, so bringt dafür Frühjahr und Sommer anderes Ungemach, indem nemlich Ueberschwemmungen eintreten, welche die Uferstädtchen, die nicht hoch genug lagen, regelmässig ins Mitleid zogen, so dass mitunter die Gebäude, selbst Kirchen, geradezu auf Pfählen erbaut wurden, wie es z. B. die Bürger von Quintanis gethan hatten [3]).

Wir lernen fernerhin die Leute kennen, die das Land bewohnen. Es treten unter ihnen mannigfache sociale Unterschiede hervor: es erscheinen Vornehme und Reiche [4]), Niedere und Arme; die Einwohnerschaft ist zahlreich; es gibt noch kleine Grundbesitzer [5]); aber das Proletariat ist doch auch hier in steter Zunahme begriffen.

Die Bürger nähren sich abgesehen von der Landwirtschaft zugleich vom Handel. Weltlicher Lust und Fröhlichkeit sind sie gar nicht abgeneigt, auch in den letzten Zeiten der Herrschaft des Reiches, ganz so, wie ihre Zeitgenossen am Rhein, nur gehen ihre Laster den geringeren Mitteln gemäss nicht so ins Grosse, sondern bleiben in der bürgerlichen und bäuerlichen Sphäre:

[1]) c. 29: ad summa alpium cacumina pervenerunt, ubi per totam noctem nix tanta defluxit, ut eos magnae arboris protectione vallatos velut ingens fovea demersos includeret; ita ut de vita sua desperarent.

[2]) per ducenta fere millia — usque ad habitacula hominum. Ib.

[3]) Vgl. c. 15; der Bau wird genau beschrieben. Ecclesia extra muros ex lignis constructa — quae pendula extensione porrecta defixis in altum stipitibus sustentabatur et furculis, cui ad vicem soli tabularum erat levigata coniunctio, quam quoties rivus excessisset, aqua superfluens occupabat etc.

[4]) laici nobiles indiginae. Prol. c. 31: multi nobiles (die man, wie Pallmann richtig bemerkt, nicht mit Dahn für Barbaren halten darf). c. 3: vidua — nobilissimis natalibus orta.

[5]) c. 12 wird die Besitzung Irgendeines genannt, „quae perparva inter aliorum sata iacebat.“

Neid, Geiz, Egoismus, Herzlosigkeit und dgl. werden hiebei besonders hervorgehoben [1]).

Busspredigcr, an denen es nicht fehlt, werden gebührend ausgelacht [2]). Die Geistlichkeit hält, trotz Fasten und Gebet, dem sie nicht sehr zugethan ist, zum Volke und ist im Allgemeinen nicht besser als dieses [3]). Die Mönche zeigen sich mitunter etwas insolent, die Nonnen sind neugierig wie immer [4]).

Im ganzen lebt das norische Völkchen recht anmuthig in den Tag hinein, soweit die hohe Politik, von der es sich so lange als nur möglich völlig ferne hält, es eben gestattet.

Allerlei Erfindungen unserer Zeit sind natürlich noch unbekannt; Feuer machte man, indem man die Flamme durch das Zusammenschlagen von Steinen hervorlockte [5]).

Wir bemerken dann, dass bei den norischen Donau-Romanen sich doch noch innerhalb des grossen Reiches sowol, wie auch innerhalb der illyrischen Provinzen speciell sich allerlei berechtigte Eigentümlichkeiten erhalten hatten: Eugipp erwähnt ausdrücklich der „Landessitte“ [6]): er schildert eindringlich die Liebe der Bewohner zum heimatlichen Boden, als es später zur Auswanderung kam [7]). Eugipp selbst muss seine Heimat sehr geliebt, ihr auch nachher in der Fremde ein treues Gedächtnis bewahrt haben. Mit sichtlicher Freude schildert er dieselbe seinem italischen Publicum, wo es für den nächsten Zweck seiner Arbeit gar nicht nothwendig gewesen wäre. Zahlreich sind seine geographischen und topographischen Angaben; namentlich die

1) Z. B. c. 3.

2) Von diesem Standpunkt aus sind ihre „animi contumaces ac desideriis carnalibus inclinati.“ c. 1. Ferner c. 22: aperta scurrilitas. c. 2, 12, 27, 30 wird über incredulitas, c. 1 über infidelitas geklagt. c. 24: aliis ergo de tanto presagio dubitantibus aliis prorsus non credentibus.

3) Vgl. c. 22. Presbyter ille, qui tam sacrilege — contra famulum Christi — fuerat elocutus: veritatis inimicus. Cf. c. 23. c. 22: quidam presbyter haec diabolico spiritu repletus adiecit: Perge quaeso sancte, perge velociter, ut tuo discessu parumper a jejuniis et vigiliis quiescamus.

4) Vgl. c. 16.

5) c. 13: flammam concussis ex more lapidibus elicere — alterutra ferri et petri collisione.

6) „iuxta morem provinciae“ c. 14.

7) Batavinis genitale solum relinquere dubitantibus. c. 27. cf. c. 24 u. a.

Entfernungen der einzelnen Oertlichkeiten werden immer mit grösster Genauigkeit angeführt. Wir können Eugipp dabei zum grössten Theile controlliren an der Hand anderer Quellen, der Itinerarien, des Staatsschematismus, in einzelnen Fällen auch aus Inschriften oder historischen und geographischen Schriftstellern. Dabei findet man überall die grösste Uebereinstimmung zwischen diesen von einander unabhängigen Quellen und die Genauigkeit der Angaben des „Lebens Severins“ über alles Lob erhaben.

Eugipps Schrift zeigt uns zugleich das norische Provinziallatein des 5. Jahrhunderts und wie dasselbe nach und nach zu einem romanischen Dialect sich zu entwickeln anschickte; namentlich ist bemerkenswert, dass in der Vita die officiellen Namen Favianae, Commagenae, Astura u. s. w. alle die Ablativform Fafianis, Commagenis, Asturis angenommen haben, wie ja die Itinerarien schon zum Theil eine ähnliche Erscheinung zeigen.

Innerhalb des ufernorischen Landes unterschieden dann die Provinzialen wieder zwischen den oberen Gegenden und den unteren; wie es scheint, ist schon in römischer Zeit die Ens in dieser Beziehung eine Grenzscheide gewesen, wie sie heute die beiden österreichischen Erzherzogthümer von einander trennt. Eugipp spricht von den „castella Norici ripensis superiora“ und unterscheidet davon die am unteren Donaulaufe gelegenen, zu denen unter anderen Lauriacum und Favianae gerechnet werden.

Sonst wird in der Vita Severini die officielle Provinzialeintheilung streng eingehalten: beide Pannonien, dann Raetia secunda [1]) werden ausdrücklich genannt. Binnennoricum wird auffallender Weise gewöhnlich „Noricum“ schlechtweg genannt [1]).

Wir sehen auch, dass der Verkehr all' dieser Landschaften unter einander und mit Italien ein sehr reger war. So mit den pannonischen Provinzen [3]), selbst nachdem die Barbaren dort sich

[1]) Vgl. C. I. L. III. p. 708.

[2]) c. 25: quidam de Norico, Maximinus nomine, ebenso c. 29: Maximinus Noricensis. c. 17: Norici presbyteri; wo regelmässig von Leuten aus Teurnia die Rede ist; c. 17. 21. heisst Tiburnia (das Teurnia der Inschriften) „metropolis Norici“; haud scio an non vere, bemerkt hiezu Mommsen im C. I. L. III. p. 593.

[3]) So kam der 8 jährige Knabe Antonius aus Pannonien u. z. der Provinz (civitas) Valeria zu Severin in dessen letzten Jahren nach Ennodii vita b. Antonii Lirinensis. p. 417 f. ed Sirmond. Vgl. Büdinger a. a. O. S. 48.

festgesetzt hatten. Nur die Donaucommunikation war damals gehindert, weil die germanischen Stämme hüben und drüben sich feind waren.

Auch mit den Barbaren jenseit der Donau hatte man Verkehr. Severin wie seine Boten giengen ungehindert hin und her, er sandte und empfieng Briefe [1]). Man besuchte die Märkte, kaufte die Gefangenen los u. s. w.

Nach Italien schlägt man den Weg entweder aufwärts den Strom entlang ein [2]), oder geht durch das Binnenland [3]). Der Verkehr mit Italien ist auch sonst in jeder Beziehung aufrechterhalten; Briefe gehen hin und her [4]). Kranke kommen, um Heilung zu suchen [5]); politisch anrüchige Persönlichkeiten fliehen in die Provinz [6]).

Ferner ist in dieser Beziehung zu erwähnen die Wasserstrasse der Donau und des Inn, auf der die „Annona“ herbeigeschafft wurde [7]); wol aus Italien über Trident, wo Staatsmagazine sich befanden, die Brennerstrasse oder Via Claudia Augusta herauf, bis dorthin, wo der Inn schiffbar wurde [8]).

[1]) Vgl. c. 19 oblatis regi, receptisque remeavit epistolis. Der König schrieb wol lateinisch.

[2]) c. 20: perrexerunt quidam ad Italiam Nachher: corpora prefatorum fluminis impetu ad terram delata.

[3]) Vgl. z. B. c. 45.

[4]) c. 46: Barbaria — b. Severinum fama et l i t t e r i s cum suo quondam iugali optime noverat. c. 32: Brief Odovacars an Severin. Eine Königin der Marcomannen, Fritigild, erhält von B. Ambrosius von Mailand einen Bekehrungsbrief, der die beste Wirkung hatte. Vgl. Büdinger, Oest. Gesch. I. 46.

[5]) c. 26: leprosus quidam Mediolanensis territorii.

[6]) c. 32: Ambrosius quidam exulans. Ein andermal wird ein flüchtiger Günstling des Orestes erwähnt: Primentus, quidam presbyter Italiae, nobilis ac totius auctoritatis vir, qui ad eum confugerat tempore quo patricius Horestes inique peremptus est, interfectores eius metuens, eo quod interfecti velut pater fuisse diceretur. Prol.

[7]) c. 3.

[8]) Vielleicht vom heutigen Innsbruck an, von wo aus man auch im 16. Jahrhundert Artillerie zu Wasser transportirte (Alberi, relazioni degli ambasciatori veneti s. I., vol. VI. S. 105 f.). Vgl. den „portus Oeni“ der Vita Corbiniani c. 42. Hiezu die Bemerkungen von Fr. C. Zoller, Gesch. und Denkwürdigkeiten der Stadt Innsbruck I. S. 9 ff. Die Zufuhr für die Raetischen Truppen machte von Anfang an den Weg über Trident. Vgl. C. I. L. V. n. 5036: „adlectus annonae legionis III. Italicae“, ein

In Raetien ist noch um die Mitte des 6. Jahrhunderts der Verkehr auf den alten Strassen vor sich gegangen. Venantius Fortunatus, ein geistlicher Tourist jener Zeit, ergänzt durch seine Reisebeschreibung das Bild von den Verkehrsverhältnissen jener Alpenlande, das die Vita Severini uns bietet. Venantius schildert den Weg von Augusta (Vindelicorum) nach dem Lande der Breonen, über den Brenner, einerseits durch das Pusterthal, wo, schon in norischem Gebiete, „thront auf bergigem Hügel Aguntus", von hier über die Alpen nach Julium Carnicum (Zuglio) in Ober-Italien [1]).

Und was Eugipp über das Leben in den Donaustädtchen Ufernoricums berichtet, das leistet mehr als 250 Jahre später für einen Theil von Innerraetien die Vita Corbiniani von Aribo; es sind die Gegenden der Breonen und Venosten, die einst Drusus unterworfen hatte und deren Namen die Siegestafel von Torbia uns nannte, die aber auch im 8. Jahrhundert als Romanen sich erhalten hatten [2]).

Da begegnet uns im Innthal ein „nobilis Romanus nomine Dominicus, Breonensium plebis civis", wie er sich nennt — die Breonen müssen ihre alte Gauverfassung noch damals bewahrt haben [3]); Maia (beim heutigen Meran, Mais) ist „urbs, oppidum,

Tridentiner Bürger von Ritterrang. Not. dign. p. 102: „praefecti legionis III. Italicae transvectionis pecierum." Vgl. C. Th. l. XI. t. 16 l. 18. (390) und l. 4 Th. C. de conlat. fundor. XI (19) (a. 398), wo die Vorspann- und Lieferungsdienste der Unterthanen geregelt werden. Vgl. auch Augustin. de civ. dei XVIII. 18. Böcking, Zur Not. dignitat. p. 774.

[1]) v. Martini 4, 647: S. Valentini templa require Norica rura petens, ubi Birrus vertitur undis Per Dravum itur iter qua se castella supinant; Hic montana sedens in colle superbit Aguntus. (Aguntus ist Aguntum wie Acincus für Aquincum bei Sidon. Apollinaris carm. 5, 107; ebenso war neben Dorostorum auch Dorostorus in Gebrauch.). Vgl. p. 528: per Alpem Juliam pendulus, montanis anfractibus, Dravum Norico, Oenum Breonio, Licam Boiaria, Danubium, Alemannia, Rhenum Germania transiens.

[2]) Vallis Venusta (v. Corbin.) c. 10. Breones, l. c. 10. 38.

[3]) Vgl. einen ähnlichen Sprachgebrauch in Gallien auf den Inschriften: die Bürger jedes Volkes setzen zur Bezeichnung ihrer Angehörigkeit dem Namen des Volkes das Wort „civis" vor: civis Helvetius, civis Sequanus u. s. w., was eben auf den politischen Zusammenhang dieser Völkerschaften hindeutet. Kuhn, die städt. und bürgerliche Verf. des Röm. Reiches II, 417 f. Ueber den oben genannten Dominicus Waitz, Verfassungsgesch. II., 508. A. 5.

castrum, castellum, civitas“ [1]). Die Stadt hat Mauern und ist befestigt, sie hat auch eine Besatzung von Baiern, nachher von Langobarden [2]), wie Asturis bei Eugipp von Barbaren [3]), worüber sogleich die Rede sein wird. Dabei erfahren wir auch einiges über Land und Leute: die Gegend um Maia wird genau geschildert: die Passer und ihr tiefes Bett, die Brücke darüber, die Felswände zu Seiten des Flusses, wie man dies heute noch sehen kann. Man rühmt den fruchtbaren Boden, die Menge der Wälder, die Annehmlichkeit der Gegend, die Aecker, die Wiesen und die Alpen; Viehzucht erscheint als Hauptculturzweig; dem Grafen zu Trident sind eben 42 Rinder an der Pest zu Grunde gegangen. Zahlreiche Weinberge vervollständigen das Bild dieser Landschaft um die „Römerstadt“ Maia, die bald nachher den Stürmen der Zeit erlag, wie dort an der Donau schon früher Lauriacum, Batavis, Favianae u. a. [4]).

So also in den grossen Städten und in den Kreisen der Arbeiter, in den Flecken an der Donau; anders auf dem Lande, wenigstens dort, wo eine Latifundien-Wirthschaft nicht den freien Bauern unmöglich gemacht hatte, sondern dieser Stand sich erhielt, nemlich in den Alpen. Da lebte das alte Volkstum noch lange fort, unberührt von der grossen Nivellirung aller Sonderunterschiede, welche die Regierung anstrebte. Hier ist das Werk nur zur Hälfte gelungen und zwar nicht durch den Staat, sondern durch die Kirche; der Bauer behielt seine alpenhafte Eigentümlichkeit, fühlte sich aber doch als Romane und als Christ gegenüber den heidnischen Barbaren.

Die Bewohner der raetischen Berge haben noch im 6. Jahrhundert eine brauchbare Miliz abgegeben, welche die Grenzen und Pässe Italiens und das heutige Tirol vor den Germanen der baierischen Hochebene zu schützen hatten [5]).

1) Magense castrum c. 18. 26. 29. 35. 39. civitas c. 38. 41. urbs Magensis c. 41. Magies c. 31.

2) v. Corbin. c. 12. 18: praepositi custodes — c. 36: „porta urbis“ von „custodes“ bewacht.

3) v. Severini c. 1. 2.

4) Näheres über Maia bei Schönherr, Ueber die Lage der angeblich verschütteten Römerstadt Maia. Innsbruck 1872.

5) Vgl. Cassiodor Var. I. 11. A. Jäger, über das raetische Alpenvolk der Breonen. Sitzungsber. der W. Akad. 1863. S. 408 f.

Ueber das Leben und Treiben der hiesigen Bauern in römischer Zeit geben uns einige werthvolle Documente erwünschten Aufschluss, welche einst zu ganz anderen Zwecken abgefasst worden sind; ich meine nemlich die Acten der Nonsberger Märtyrer Sisinnius, Martyrius und Alexander.

Das Val di Non liegt im Stadtgebiete von Trident und ist auch sonst durch wichtige Funde aus dem Altertum rühmlichst bekannt; schon K. Claudius hatte den Anaunern in höchsteigen geschriebenem Diplom das Bürgerrecht ertheilt, nachdem sie früher dem „splendidum municipium" attribuirt gewesen waren.

Hier feierten am 28. Mai jedes Jahres, am selben Tage, an dem die römischen Ackerbrüder ihren Umzug zu halten pflegten [1]), auch die Nonsberger ihre Ambarvalien. Da kamen die Bauern und Hirten des Thales rings von den Bergen herab, in festlichen Gewändern, das Haupt bekränzt. In Procession wird sodann das Bild des Saatengottes herumgetragen, führt man die verschiedenen zum Opfer bestimmten Thiere feierlich einher; Lieder und Musik ertönen. So gelangt man ausserhalb des Dorfes zur Stelle, wo das Heiligtum des Saturnus stand; dort wurden die Thiere unter neuerlichem Gesange geschlachtet und verbrannt. Ein Fest, das unseren Frohnleichnamsprocessionen und Bittgängen auf ein Haar ähnlich sieht: in raetischer, römischer, germanischer Zeit hat man hier die gleichen Feste gefeiert, nur umgedeutet bald so und bald anders.

Es wird uns zugleich von kundiger Hand das Thal selbst beschrieben, sein enger Eingang, die steilen Höhen, die es rings umschliessen; auf deren Kante liegen die Dörfer [2]), da die Sohle des Thales nicht genug Raum dafür hat.

[1]) Vgl. Marini, Atti de' fratelli Arvali p. 139. Henzen, Acta fratrum Arvalium, quae supersunt p. 47. Was in der Controverse über die Beziehungen von Arvalfest und Ambarvalien ins Gewicht fällt Vgl. auch Mommsen, Röm. Chronologie (2 Aufl.) S. 70. Für vergleichende Religionsgeschichte sind die hier angeführten Thatsachen von der grössten Bedeutung.

[1]) castellis undique positis in coronam. Man vgl. damit die „arces Alpibus impositas" welche nach Horaz Od. IV. 14 Drusus brach; „multis urbium et castellorum oppugnationibus" Velleius II, 95. Es sind darunter befestigte Ortschaften im Gegensatz zu den zerstreuten Wohnungen der Germanen (vgl. Tac. Germ. 16) und den offenen Dörfern der Kelten (Strabo V, 5. Polyb. II, 17: οἴκουν δὲ κατὰ κώμας ἀτειχίσθους) zu verstehen. Vgl. Planta, Das alte Raetien, S. 22.

Die Bewohner werden geschildert als rohe Hirten und Bauern; sie wohnen an den Seitengeländen zerstreut, der Viehzucht und dem Körnerbau ergeben, wie es die Natur der Gegend mit sich bringt. Der Ruf der Hirten, der Schall ihrer Hörner wiederhallt von den Bergen. Selbst Jodler scheinen schon vorgekommen zu sein [1]). Kuhschellen und Vieh, ungeheure Felsblöcke, Aexte und anderes bäuerliches Arbeitsgeräthe bilden sonst die Staffage; wir befinden uns inmitten einer Alpenlandschaft.

Metho oder Methol beim heutigen Cles [2]) war der Hauptort des Thales, sowol in politischer wie in sacraler Beziehung. Hier ist das Edict des K. Claudius öffentlich ausgestellt gewesen, hier fand der gemeinsame Gottesdienst statt, hier ward in die „Bruderschaften" aufgenommen. Hier war die Begräbnis- beziehungsweise Verbrennungsstätte, der Friedhof der Angehörigen der Gemeinde: die „Campi neri", wie sie jetzt heissen.

So bieten uns jene Martyreracten eine Tiroler Bauernidylle, wie sie in römischer Zeit sich abgespielt hat.

Es ist hier der Ort, einer sehr interessanten Controverse gegenüber Stellung zu nehmen, die sich vor nicht langer Zeit über die Entwicklung unserer Alpendörfer entsponnen und damals viel Staub aufgewirbelt hat.

Im J. 1872 lies Prof. K. Th. v. Inama-Sternegg in Innsbruck ein Buch erscheinen „über das Hofsystem im Mittelalter mit besonderer Beziehung auf deutsches Alpenland."

Darin wurden namentlich zwei Thesen verfochten; die erste gieng dahin, dass die Ansiedlungsweise hier im Gebirge schon wegen der natürlichen Productionsbedingungen eine andere hätte sein müssen, als wie im Flachlande (z. B. in Baiern); hier herrschte dorfweises Zusammenwohnen vor, dort aber das System der Einzelnhöfe, es sei dieses hier das ursprüngliche gewesen und erst später wären daraus auch Dörfer erwachsen. Der Unterschied zwischen beiden Ansiedlungsarten ist aber darin gelegen, dass der

[1]) Unsere Quelle erwähnt „strepentes et horridos iubilos pastorales."

[2]) Mechel od. Meckel ist gemeint, ein Dorf und eine Gegend in der Nähe von Cles, das, nach „ecclesia" benannt, erst später emporkam. Vgl. Giovanelli, über den Saturnusdienst in den Tridentiner Alpen. S. 76.

Hof characterisirt ist nicht blos durch seine Einzellage im Gegensatz zum Wohnverbande eines Dorfes, sondern auch durch den arrondirten Grundbesitz der privativen Ländereien im Gegensatz zur Gemengelage auf den Dorffeldmarken, woraus von selber die „Flurfreiheit" einerseits und den „Flurzwang" andererseits resultirt [1]; es kann dabei ein Dorf aus zerstreut liegenden „Höfen" [2]) bestehen — wenn nur die Ländereien durcheinander liegen; wie es andererseits noch kein Dorf ist, wenn mehrere Höfe zusammenliegen. Das war der erste Punkt. Der zweite betonte, dass die eben angeführte eigentümliche Ansiedelungsart in den (jetzt deutschen) Alpenländern auf die Germanen zurückzuführen sei: die Schilderungen des Tacitus stimmten genau damit überein, da ja dieser auch die Ansiedlungen im Gebirge von jenen in der Ebene unterscheide u. s. w.; wenn sonst nichts weiter so sei jedenfalls das aus der „Germania" zu entnehmen, „dass die jetzigen Hofansiedlungen des Alpenlandes ganz dem altgermanischen Geiste und den altgermanischen Sitten entsprächen" [3]).

Diese Thesen gaben in der Folge zu weiteren Erörterungen Anlass: und darin liegt für uns eben der Werth jenes Buches. Zunächst schrieb G. Hanssen eine ausführliche und sehr belehrende Anzeige von Inama's Buch in die Göttinger Gelehrten Anzeigen [4]), worin manche der apriorischen Ansichten des Verfassers klar gelegt oder deren Wiedersprüche aufgedeckt wurden. Auch wies bereits Hanssen darauf hin, dass der Verfasser „die Mühe, die ältesten öconomischen Verhältnisse in den Alpen nach Tacitus' Schilderung von den Germanen zurechtzulegen, sich hätte ersparen können, da eben die Alpen in jenen Zeiten noch gar nicht von germanischen Volksstämmen besiedelt waren, mithin die Nachrichten des Tacitus sich nicht auf dieselben mit beziehen." „Immerhin kann in einigen Alpengegenden das Hofsystem uralt sein, nur ist das nicht aus Tacitus zu deduciren" [5]).

[1]) Ausführliche Erörterung darüber von Hanssen, Göttinger Gel. Anz. 1873 St. 24. S. 921 ff.

[2]) Das Wort Hof wird in Süddeutschland praktisch anders gebraucht als bei den Nationalöconomen technisch.

[3]) Vgl. Hofsystem S. 27 f.

[4]) 1873. St. 24. S. 921—956.

[5]) A. a. O. S. 947.

Bald darauf erschien im „historischen Taschenbuche“ [1]) ein „wirthschaftsgeschichtlicher Essay“ von Inama-Sternegg, betitelt: „Die Entwicklung der deutschen Alpendörfer“; worin der Verfasser den Einwendungen Hanssens gegenüber seine Meinungen im einzelnen modificirt und mehr präcisirt hatte, in der Hauptsache aber seinen alten Standpunkt vertheidigte. Namentlich auch in Bezug auf den germanischen Character der ältesten Ansiedlungen in den Alpen. „Aus den Stürmen der Völkerwanderung hatte sich als dauerndes und endgiltiges Ergebnis für die Alpen von den Quellen des Rhein und des Inn bis zur Wasserscheide der Drau und Rienz und von der schwäbisch-baierischen Hochebene bis tief in das Etschland hinein eine wesentlich deutsche Bevölkerung abgeklärt. Die Reste einer älteren Culturperiode raetischen und celtischen Ursprungs, nebst den zurückgebliebenen römischen Provincialen wurden theilts assimilirt, theils starben sie aus oder erhielten sich als vereinzelte Oasen, ohne irgendwelche bleibende Bedeutung für den Gesammtcharakter der deutschen Alpenbevölkerung und für ihr Culturleben.“ — So könne denn von dieser Zeit an auch mit Bestimmtheit die Cultivirung des Landes auf deutsche Wurzeln zurückgeführt, mit deutschem Masse gemessen und an den allgemeinen germanischen Einrichtungen beurteilt werden, während für die Zeit vor der Völkerwanderung eine einigermassen bedeutende germanische Bevölkerung allerdings bezweifelt werden müsse, obschon sicherlich die vielen germanischen Durchzüge, welche die Alpen überschritten, nicht spurlos an der Cultur des Landes vorübergegangen seien. „So viel scheint gewiss, dass unsere Alpendörfer nicht auf römische Ansiedlungen unmittelbar zurückzuführen sind und dass rasenische, besonders raetische und celtische Cultur für die späteren Ansiedlungen der Germanen nur insoweit massgebend geworden sind, als diese sich jene Reste einer älteren Bevölkerung assimilirten oder die von ihr verlassenen, bereits cultivirten Ländereien besetzten“ [2]).

[1]) Begründet von F. v. Raumer, herausgeg. v. W. H. Riehl. Jahrg. 1874, S. 99—169.

[2]) Vgl. den Essay a. a. O. S. 108 f. Man vgl. damit „Hofsystem“ S. 46 f., wo gar von einer „solchen Verwandtschaft des ganzen Volkscharakters der Alemannen

Es wird dann die Art und Weise beschrieben, in der die Colonisation des Alpenlandes sich vollzogen haben sollte.

Alle Spuren ältester Landescultur wiesen gleichmässig auf die Höhen: „Carey's Gesetz der Ansiedlung wird durch die Geschichte der Cultivirung des Alpenlandes der Hauptsache nach bestätigt. Die Spuren der Urbevölkerung ja wol noch einer späteren vor der Völkerwanderung finden sich zumeist auf dem Mittelgebirge und in den Hochthälern; auch die Römer scheinen mit ihren Strassen und Wohnsitzen die Höhen aufgesucht zu haben" [1]).

So machten es denn auch die Germanen. „Auch in den Alpen lockte der leicht zugängliche Boden die ersten Stämme, welche sich hier eine dauernde Wohnstätte gründen wollten; die kampfesfrischen und jagdlustigen Germanen, welche den Ackerbau nicht einmal da mit Eifer betrieben, wo sich ihnen bequem Gelegenheit dazu bot, waren gewiss nicht dazu angethan, die Wildnis des Gebirges mit schwieriger weitaussehender Culturarbeit zu lichten, um sich erst einen Boden zu bereiten, auf welchem sie den Pflug einzusetzen vermochten; sie verfügten über kein Kapital, das sie dem Boden anvertrauen konnten, um ihn erst zur Nützung zu befähigen; wie er war, musste er dienen zur Erhaltung ihres einzigen Vermögens, ihrer Heerden."

„Und so legten denn die deutschen Einwanderer ihre erste Axt an den Hochwald, der von den Thalgeländen bis zu den Grenzen des Holzwuchses hinauf das Gebirge beherrschte und nur da unterbrochen war, wo er der Macht der Sturzbäche nicht widerstand Jeder Stamm, der dem Anbau weichen musste, fügte sich dem Stamme und bot dem Anbauer bald ein schützendes Dach für seine Familie, Feuer für seinen Herd, Zäune für seinen

mit jenem der Raetier« die Rede ist, dass in Folge dessen die Einwanderungen jener »jedenfalls wenig Veränderungen hervorgebracht haben dürften.« Im übrigen bezeuge »die ungeheure Menge von Ortsnamen, die auf eine schon zu Zeiten der Römerherrschaft sesshafte Bevölkerung hinweisen, dass hier weniger als anderwärts durch die Völkerwanderung eine radicale Veränderung in der Bevölkerung vor sich gegangen sei.« Was v. Inama das einemal sagt, nimmt er das anderemal wieder zurück, wenn es ihm nicht in den Kram passt. Schon Hanssen hat das bemängelt.

[1]) Hofsystem im M. A. S. 9. Essay S. 112. Ueber die Giltigkeit von Carey's Gesetz in unseren Alpen vgl. das merkwürdige Urteil Felders, des Bauers, Dichters und Volksmannes aus dem Bregenzerwalde in dessen Biographie von H. Sander. 2. Aufl. 1876. S. 229 f. Vgl. auch Kerner, Sitzungsber. d. W. Ak. LXXI. (1875) Jan.

Hof und seinen Pferch, Werkzeuge und Gerätschaften für Haus und Feld. Wild, Beeren und Honig waren erwünschte Speise; auf dem mit Moder und Abfall reich gedüngten Boden aber konnte sofort die erste Saat gestreut werden; die Asche der ausgebrannten Baumstümpfe vermehrte reichlich die pflanzennährenden Theile der oberen Schichten, während Pferde, Horn- und Borstenvieh im nahen Walde reichlich Mast und Weide fanden" [1]).

„In grossen Gruppen kamen sie also gezogen die letzten Ausläufer der grossen germanischen Völkerbewegung." Weite Strecken nahmen die einzelnen Sippen und Geschlechter in Besitz, oft eine einzige Familie ein ganzes Thal. Und zwar siedelten sie sich hofweise an. Beweis dafür seien die patronymischen und jene Dorf- und Thalnamen, deren ursprüngliche Bedeutung das Vorhandensein eines Dorfes schon bei der Namengebung vollkommen ausschliesst; dann die Bezeichnungen der Höfe selbst, da ihnen ein Ortsname ausschliesslich zukomme; dann die Bestimmungen der Weisthümer, die seit dem 14. Jahrhundert uns vorliegen und eigene Bestimmungen enthalten für die Dörfler oder „Ebenmänner" einer- wie für die „Bergmänner", „Aussermänner", „Sunderfeldter" andererseits, die auf den entlegeneren Höfen sassen [2]).

Dies im Allgemeinen die Ausführungen Inama's über die Entwicklung der deutschen Alpendörfer; Ausführungen, die Richtiges und Unrichtiges in gleichem Maasse in sich schliessen, die besonders an dem Fehler leiden, einer gesunden historischen Grundlage allzusehr zu entbehren und die Epochen der Geschichte unserer Alpengegenden nicht zu unterscheiden.

Vor allem ist in dieser Hinsicht zu betonen, dass für die Alpen der nationale Charakter der hier herrschenden Ansiedlungsart gar nicht in Betracht kommt [3]): hier in den Bergen hat der Mensch sich der Natur von jeher unterordnen müssen; also an der Hand

1) Essay S. 113. 114.

2) Vgl. Essay S. 116. 124.

3) Auch heute nicht. Z. B. im Nonsberg ist im allgemeinen das Dorfsystem herrschend; in dem Gebiete von Tassullo aber Hofsystem altherkömmlich. Die einzelnen Familien haben ihr arrondirtes Besitztum: maso Pilati, maso Pinamonti u. s. w.; wie mir einer meiner Zuhörer, Herr Pinamonti, mittheilt. Und die einzelnen römischen „praedia" mit den Namen auf anum waren ursprünglich Höfe, die erst später zu Dörfern wurden. Vgl. oben S. 74.

des Tacitus die hiesigen Verhältnisse messen zu wollen hat keinen Sinn und führt höchstens zu doctrinären Aufstellungen.

Dann befanden sich vor den Germanen in den Alpen Raeter und Romanen, die über die ersten Anfänge menschlicher Cultur bereits hinausgekommen waren und die Entwicklung jener Gegend zu einem gewissen Abschlusse gebracht hatten, als die Germanen hier der Herrschaft sich bemächtigten. Dinge worüber sich Inama nicht klar geworden ist. Die Epoche, wo das freundlich gelegene Mittelgebirge allein erst bewohnt war, während oben dichter Wald, unten im Thal Sumpfland sich ausdehnte, wo noch einzelne Hütten den Bewohnern ihr schützendes Dach gewährten, Wild, Beeren und Honig ihnen eine erwünschte Speise waren, die Jägerei vor dem Ackerbau den Vorzug hatte, liegen in jenem Dunkel vorgeschichtlicher Zustände verborgen, das man als die „Steinzeit" bezeichnet und mehr dem Naturforscher als dem Historiker das Objekt seiner Studien bildet [1]). Vor zweitausend Jahren bereits, wo die ersten historischen Nachrichten beginnen, waren jene Zustände längst überwunden, Land und Leute hatten bereits ein ganz anderes Gepräge angenommen, sei es dass die Steinleute selbst von der Stufe der Jägerei zur Stufe der Viehzüchter sich emporgeschwungen hatten, sei es dass ein anderer Volksstamm mit seinen Viehheerden in die Bergthäler eingezogen war und hier sich heimisch gemacht hatte [2]). So ward die Viehzucht, weiterhin auch der Ackerbau und das Wohnen nicht nur auf Höfen, sondern auch in Dörfern fest begründet, in derselben Weise beiläufig wie die Quellen der mittelalterlichen Wirthschaftsgeschichte es uns darthun; ein Fortschritt ist während dieser Jahrtausende wol im Einzelnen nicht aber in der ganzen Gestaltung dieser Verhältnisse erfolgt.

Kein Wunder also, wenn Inama's Schriften Gegner fanden. In der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" [3]) erschienen dagegen

[1]) Vgl. die vortreffliche Schilderung dieser Epoche in der Entwicklung unserer Alpenwelt von A. Kerner in der „Oesterreich. Revue" 1866. H. V. S. 57 ff.

[2]) Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, dass man z. B. in den südtirolischen Thälern wie in Enneberg die Ureinwohner, die einst da gelebt haben sollen, „Waldmenschen" „Salvangsen" (von „Silvanus"), in Oberinnthal und Vorarlberg mit der letzten Hälfte desselben Wortes „Fange", „Fenga" nennt. Vgl. Staffler, Tirol und Vorarlberg. II. 294 ff. Steub, Herbsttage in Tirol. S. 127.

[3]) In den Beilagen vom 16.—18. Sept. 1875.

drei geharnischte Artikel von L. Steub, die den historischen Standpunkt klar legten. Es ward ausgeführt, wie schon die alten Raeter in Dörfern beisammenwohnten; das bewiesen unsere jetzigen Dörfer, die noch in grosser Anzahl mit raetischen Namen benannt sind: „wir sehen sie in menschenfreundlichen, dem Anbau günstigen Thalgeländen so nahe aneinanderstehen, dass der Hahnschrei und das Hundegebell von einem Dorf oft bis zum andern schallt“ [1]). Eine Reihe heutiger Flecken und Orte stammt aus raeto-romanischer Zeit: Schwaz, Imst, Wilten, Nauders, Brixen, Vipitenum, Bozen, Matrei, Clausen, Glurns, Kaltern. Schon die Raeter waren ein zahlreiches Volk [2]); sie bewohnten nicht nur die Höhen, sondern auch bereits die Sohle der Thäler — wo eben jene genannten Flecken und Orte liegen; — nur wo diese Sohle zu enge ward, um Raum für eine Ortschaft zu bieten, wie z. B. am unteren Eisack, da kletterten sie auf die fruchtbaren Mittelgebirge zu beiden Seiten des Thales.

Mit zunehmender Bevölkerungszahl schritt auch die Cultur der Gegend vorwärts durch Rodung der Wälder in den oberen Regionen einer-, durch Austrocknung und Urbarmachung der sumpfigen Auen im Thale andererseits [3]). Es stellt sich dabei durch Vergleichung der Ortsnamen die interessante Thatsache heraus, dass diese Fortschritte namentlich während des halben Jahrtausends der römischen Zeit sehr bedeutend gewesen sind:

[1]) Z. B. im Innthal auf der Strecke von Schwaz bis Pervens; am Eisack von Brixen bis Bozen; an der Etsch von Meran bis Mals. — Was Inama gegen Steub's Methode der Namenforschung in der Allg. Zeitung, Beil. vom 7. Jänner 1876, einwandte, ist schwach und nicht stichhaltig. Er macht dort zwar das Zugeständnis, dass „für die ältere Periode alpiner Culturgeschichte bis zur Germanisirung der raetischen Alpen, allerdings die Ethnologie die erste Voraussetzung wäre, um zu sicheren Ergebnissen zu gelangen“; es sei aber über Hypothesen nicht hinaus zu gelangen, „durch welche wenigstens die weitere Forschung Anregung und Richtung erhält.“ Von den undeutschen Ortsnamen meint er, man wisse nicht, „ob sie schon ursprünglich bewohnten Orten oder als blos orientirende Bezeichnungen unbewohnten Gegenden angehörten“; als ob nachher die Deutschen ihre Dörfer romanisch oder gar raetisch benannt hätten, nicht vielmehr alle Neugründungen eben durch ihren Namen bewiesen, „qua sint origine nati.“

[2]) Dio sagt von den Raetern: ἐπολύανδρον, „sie waren ein zahlreiches Volk.“

[3]) Die Naturgeschichte solcher Vorgänge schildert eingehend Kerner a. a. O. H. VII. S. 128.

in den hinteren Thälern Tirols wenigstens [1]) werden die raetischen Namen immer seltener und verschwinden mitunter ganz; die hintersten Bergspitzen sind meist schon romanisch benannt. Es scheint also, dass „den Raetern der Raum in den Hauptthälern, so zu sagen in den Ebenen“, genügte, dass sie die Nebenthäler und Höhen zumeist nur als Weide benützten, ohne Dörfer dort zu gründen und dass die steilen Gipfel kein raetischer Fuss betreten hat.“

Erst in romanischer Zeit, da die Bevölkerung sich gemehrt hatte [2]), „nahm die Cultur einen neuen Anlauf und griff auch die entlegeneren Thäler, die Höhen und die Urwälder an, welche die Raeter nicht bedurft und daher nicht berührt hatten.“ Zahlreiche Ortsnamen, denen das Verbum *runcare*, „(aus-)reuten“ zu Grunde liegt [3]), stammen aus jenen Zeiten. In den hintersten Berggegenden, in Hinterdux, in Stubai, Oetzthal, Pitzthal, Kaunserthal begegnen romanische Ortsnamen: „wenn aber der Mensch einmal getrieben war sich mit Weib und Kind in solchen unwirtlichen Wildnissen anzusiedeln, so ist wol sicherlich in milderen Gegenden kein Raum mehr frei gewesen.“ „*Die Romanen sind es also gewesen, welche Raetien bis in die innersten Winkel, bis in die ödesten Schluchten hinein durchdrangen.* Sie haben den Anbau so weit getragen, dass er auch seit ihrer Zeit nicht mehr weiter getragen werden konnte.“

So mit Recht L. Steub. Es wird nur noch hinzuzufügen sein — um nicht des Guten zu viel zu sagen [4]), — dass mit dem Sturze

[1]) In Graubündten und Vorarlberg ist es theilweise anders. Strabo VII, 1 sagt auch in der That: Ῥαιτοὶ δὲ καὶ Νωρικοὶ μέχρι τῶν Ἄλπεων ὑπερβολῶν ἀνίσχουσι; das Land sei bis in die höchsten Alpen bewohnt; eine sehr allgemeine Angabe, die eben allerlei Einschränkungen im Einzelnen unterliegt. Vgl. Planta, Das alte Raetien. S. 15 f.

[2]) Namentlich als zur Zeit der Völkerwanderung das Flüchten aus den Ebenen ins Gebirge begann.

[3]) Z. B. Rungg, Runggen, Rungebuns (runca bona oder de bones — Pl. bona, Güter), Rungeletsch (runcalaccio), Rungelitsch (runcaliccio) und viele andere wälsche „Reutte's“, die in der „Rhaetischen Ethnologie“ von Steub verzeichnet sind. Vgl. auch dessen Herbsttage in Tirol. S. 238.

[4]) Steub dürfte nemlich schliesslich in diesen Fehler verfallen sein, indem er (Allg. Zeitung Beil. vom 29. Nov. 1875) sagt: „Alttirol erscheint von der raetischen Zeit bis zum heutigen Tage immerdar als ein stark bevölkertes Bergland. *Wenn nun die Zahl der Einwohner von jeher so ziemlich die gleiche*

der Römerherrschaft, während deren durch die Strassen Handel und Verkehr sehr belebt worden war, was den Wohlstand und die Zahl der Bewohner des Landes heben musste, wieder ein Rückschritt, eine Verwilderung eingetreten ist, so dass nachher die germanische Culturepoche wieder genug zu thun vorfand; dass sie über der raetisch-romanischen Basis weiter bauen und auch ihrerseits „reuten“ konnte, wie früher die Römer über raetischer Basis „runcare“; die Ortsnamen zeigen auch in dieser Hinsicht eben die dreifache Schichtung und Wandelung der Verhältnisse in unseren Alpengegenden an [1]).

Und zwar ist es für unser Alpenland bezeichnend, dass hier während aller drei Epochen im Gegensatz z. B. zu Westphalen — nnd diesen Gegensatz muss man festhalten [2]) — die Ansiedlung überall dorfweise geschah (oder in Weilern, was auf das gleiche hinauskommt); Höfe aber nur an den steileren Hängen der Thalwände entstanden, wo eben für ein Dorf absolut kein Raum vorhanden war [3]).

In dieser Hinsicht hat allerdings die Natur dem Menschen seine Wege vorgeschrieben. Die Bewohner der Alpengegenden waren vor allem auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen, doch

war, so läst sich auch annehmen, dass die Zahl, die Stellen und der Umfang der Ansiedlungen von jeher die gleiche gewesen.“ Was mit seinen eigenen Ausführungen nicht übereinstimmen würde; vgl. auch Grassauer, Jahrb. des deutsch. und österr. Alpenv. 1872, S. 245; wol aber ist die Configuration der ganzen Landschaft in Bezug auf das Wohnen in Dorf oder Hof seit der raetischen Zeit so ziemlich die gleiche geblieben und die viel zu allgemein gehaltenen Ausführungen Inama's dagegen schweben in der Luft.

1) Aus romanischer Zeit stammen allerlei Ausdrücke für die verschiedenen Gemeindeverbände, die gegenwärtig noch im deutschen Südtirol gäng und gebe sind, wie „Dechanei“ (decania), „Malgrei“ (marcheria), „Riegel“ (regola), „Leeg“ (liga); kurzum die Deutschen haben sich hier einfach in romanische Nester hineingesetzt. Vgl. Steub, Herbsttage 256.

2) Inama denkt nur an den Gegensatz zwischen der baierischen Ebene und den Bergen von Tirol, man muss aber auch andere Gegenden zur Vergleichung heranziehen. Hanssen gibt hiezu beachtenswerte Beiträge.

3) Hanssen a. a. O. S. 943 bemerkt, dass nach allen neueren Untersuchungen das Dorfsystem die durchgreifende primitive Art der Ansiedlung bei den germanischen Völkern (und nicht blos bei diesen, sondern ebenso bei den scandinavischen, slavischen, celtischen [fügen wir bei: raetischen]) gewesen und die Niederlassung nach Einzelhöfen primitiv auf wenige Gegenden (innerhalb der Germania des Tacitus auf das nördliche Westphalen und einen Theil des Niederrheins) sich beschränkt hat.

so dass die Viehzucht die Hauptsache war und blieb, aus deren Erträgnis man Getreide sich zu verschaffen wusste [1]).

Zu diesem Behufe war bei uns seit den ältesten Zeiten die Almwirthschaft in Schwung gebracht worden, über die Prof. Kerner vor zehn Jahren in der „österreichischen Revue“ [2]), eine Reihe von interessanten Artikeln veröffentlicht hat, die zugleich von dem feinen historischen Tacte des geehrten Verfassers Zeugniss ablegen und denen wir das folgende zu entnehmen uns erlauben.

Kerner schildert zuerst den Aufschwung, den die Viehzucht in unseren Alpengegenden nach und nach nahm und welche Rückwirkung dies auf die Cultur des Landes nothwendig übte; wie die Bewohner immer mehr Grasboden zu gewinnen strebten, um auch im Winter des Futters nicht zu entbehren. Die einfachste Methode, diesen Zweck zu erreichen, bestand im Niederbrennen der Wälder: „an die weitschattenden Eichen, Linden, Pappeln und anderen Laubhölzer wurde daher Stamm für Stamm Feuer angelegt und auf dem gerodeten fruchtbaren Boden entwickelte sich jetzt aus der schon vorhandenen Grasnarbe unter dem Einfluss des unbehindert zutretenden Sonnenlichtes ein Graswuchs von der überschwenglichsten Ueppigkeit.“ In dem Grade als die Viehzucht zunahm, wich der Wald vom Mittelgebirge zurück, erweiterte sich an seiner Statt das Gebiet der Weiden und Wiesen mit ihren Hütten, Ställen und Heumagazinen. „Wenn nun im Sommer über den dunkeln Hochwäldern der Schnee von den Berghöhen zurückwich und dort oben ausgedehnte Flanken sich in jungem frischen Grün zeigten, wenn herunten der Südwind die Thäler durchfegte und Mensch und Vieh, erschlafft vom Hauche des lauen Scirocco, sich vergeblich um Erfrischung in der Tiefe umsah, da musste den Besitzer der Heerde wol die Lust anwandeln, hinauf zu ziehen zu den kühlen Bergeshöhen und seinen

[1]) Gegenwärtig sind in den östlichen Alpenländern 13 % Ackerland, 22 % Wiesen und Almen, 46 % Wälder, 19 % unproductiv. — Zu erwähnen wäre noch der Bergbau, dessen Betrieb theilweise uralt und heute an Eisen, Kupfer, Blei, Quecksilber auch sehr gewinnbringend ist, während er für die ältesten Zeiten wenigstens in Tirol wol nicht sehr in Betracht kam. Vgl. Grassauer, Culturzustände des Alpenhochlandes. Zeitschr. des deutsch. und österr. Alpenv. 1872. S. 243 ff.

[2]) Jahrg. 1866. H. 5. u. 7.: „Die Alpenwirthschaft in Tirol, ihr gegenwärtiger Betrieb und ihre Zukunft.“

mitgetriebenen Viehstand durch ein paar Monate auf dem alpinen Graslande, das so üppig zum Thal herab blickte, weiden zu lassen." Man sparte dadurch das Grasland in der nächsten Nähe des eigenen Wohnplatzes für den Winter. So zog man denn hinauf, und da der Versuch gelang und das Vieh auf der alpinen Sommerweide prächtig gedieh, so richtete man sich danach ein, indem in Mitte der saftigen Alpenwiesen Blockhäuser als Speicher für die Milcherzeugnisse und als Zufluchtsstätte für Menschen und Vieh bei schlechterem Wetter angelegt wurden; mit jedem neuen Jahr zog nach dem Ergrünen der alpinen Weide Herr, Gesinde und Viehstand hinauf zur blumigen Alpe und es entwickelte sich auf diese Weise jener eigentümliche Betrieb der Wirthschaft, die als Almwirthschaft hinlänglich bekannt ist.

So Kerner [1]). Da wirft sich uns sogleich die Frage auf, wann denn nun diese Entwicklung von Statten gegangen sein möchte, namentlich ob etwa erst die Germanen mit dem Tacitus in der Hand diese Dinge erfunden hätten? es wäre dies vielleicht der Fall, wenn die Ansicht richtig wäre, dass die Deutschen, als sie ins Land kamen, erst „ab ovo", beginnen mussten, dasselbe zu cultiviren. Prof. Kerner erörtert auch diesen Punkt und kommt zu einem ganz anderen Resultate. Wann die erste Sennhütte in Tirol errichtet wurde, bemerkt er, wissen wir nicht; aber so viel sei ausser allem Zweifel, dass, als die Römer ins Land kamen, die Almwirthschaft daselbst jedenfalls schon in lebhaftem Betrieb war. Denn das bewiesen „jene zahlreichen Namen von Almen, welche sich weder aus der germanischen noch aus der romanischen Sprache erklären lassen und die gewiss der Sprache jenes Volkes entstammen, das bei der Invasion der Römer Viehzucht treibend in den Bergen hauste. Gridlaun und Duwein im Stanzerthal, Gungaun und Tschan im Gebiete von Klausen, Gramai und Dalfaz in der Gegend des Achensees, sowie das so häufig vorkommende Lizum und Iss, mögen hier als Beispiele solcher Namen dienen, welche bis heute sich für Almen in Tirol erhalten haben und die wir wol ebenso wie die Namen der Thäler Pflersch und Pfitsch, Ridnaun und Patznaun und jene der Bergspitzen Rafan, Irdein, Similaun und Tri-

[1]) Vgl. a. a. O. Heft V. S. 61.

bulaun mit Recht jenen Genaunen und Breunen oder — um alle verschiedenen Thalbewohner mit einem Namen zu nennen — jenen Raetern zuschreiben dürfen, welche von den Römern im Lande angetroffen und bezwungen wurden" [1]).

Man sieht, Kerner weiss von den Forschungen L. Steub's für seine Studien einen ganz anderen Gebrauch zu machen, als K. Th. von Inama-Sternegg [2]).

In römischer Zeit nahm die Cultur des Landes, wie bereits früher bemerkt, mit der Zahl der Bevölkerung immer mehr zu. „Für die Geschichte der tirolischen Almwirthschaft ist es von hohem Interesse, dass in Deutschtirol noch jetzt gewiss ein Drittel jener Namen, mit welchen man die Almen benennt, den römischen Ursprung nicht verkenneu lassen. Ein ausführliches Verzeichnis all' dieser Namen würde zuverlässig einige Blätter füllen, hier mögen als Beispiele nur die Namen einiger Almen, wie: Dopreta (duo prata), Alpnova (alp' nova), Alpein und Alpona (alp' bona), Almajur (alp' majur), Lapones (lat' pons), Valtmar (vallis major), Pineid (pinetum) eingeschaltet sein [3]). Dass selbst die für die Sennhütte in einigen Gegenden Oberinnthals übliche Bezeichnung „tei" oder „teja" so wie der für Almhütten in vielen Theilen Tirols gebräuchliche Name Kaser römischen Ursprungs sind und sich auf tectum, teggia, beziehungsweise auf casa, casura zurückführen lassen, so wie dass höchst wahrscheinlich auch das Wort Senner, womit der Leiter der ganzen Almwirthschaft bezeichnet wird, von „senior" abzuleiten sei, verdient wol gleichfalls hier angeführt zu werden [4]).

[1]) A. a. O. S. 61 f.

[2]) Der Name Dalfaz ist, nebenbei bemerkt, nicht raetisch, sondern romanisch, eutstanden aus rio d' ulvazza. Vgl. Steub, Herbsttage in Tirol, S. 127 und 239; was aber an dem Resultat nichts ändert, dass die Almwirthschaft schon vor zweitausend Jahren in Tirol heimisch und üblich war.

[3]) Eine Reihe anderer findet man bei Steub genannt, in der Schrift zur „Rhaetischen Ethnologie", in den „ethnographischen Betrachtungen", die den „Herbsttagen in Tirol" einverleibt sind; endlich in der 2. Auflage der „Drei Sommer in Tirol" (bezüglich des Oetzthales II. 109 ff., des Lechthales II, 47 f., Stubai und Lisens II, 16; Patznaun II, 61 u. s. w.).

[4]) Kerner a. a. O. S. 62. Was die Etymologie von „Senner" betrifft, so versuchten Andere, wie z. B. auch J. Grimm, eine Ableitung von „Sahne", mhd. sân, ein Wort, das aber in dem ehemals romanisch redenden Theile der Alpen nie üblich

Steub hat in seinen neueren Schriften den Gegenstand in dieser Weise weiterverfolgt und namentlich auch dargethan, dass die raetische und nach ihr die romanische Bevölkerung die Ausbeutung des Almnutzens bereits nach denselben Regeln, nach derselben Organisation der Wirthschaftsleute vornahm, wie es nunmehr ihre deutschen Rechtsnachfolger thun [1]: einige unerklärliche Wörter, die sich auf die Viehzucht, den inneren Haushalt und das dazu gehörige Geräthe beziehen, so etliche Kräuter und Thiernamen, die aus dem Romanischen sich bisher nicht erklären liesen, scheinen raetischen Ursprungs zu sein; was nicht befremden würde, wenn man bedenkt, dass die römische Sprache für derlei Gegenstände alpinischen Lebens keine eigene Nomenclatur ausgebildet hatte [2]). Dann sind aber eine ganze Reihe von Ausdrücken, welche sich auf die Almwirthschaft beziehen, romanischen Ursprungs; es gehören dahin, abgesehen von den bereits genannten: „Senner“ und „Kaser“, noch „Söller“ (von „solarium“), „Schotten“ (von „excoctum“) u. A. Auch der grösste Theil der populären Alpenbotanik weist romanische Ausdrücke auf, wie „Marbl“ (von „marrubium“), „Madaun“ (von „montanum“), „Speik“ (von „spica“) u. s. w. [3]). Es haben eben bei uns in allen Theilen des jetzt deutschen Tirols und selbst noch der angrenzenden baie-

war, während „Senner“ gerade dort volksthümlich ist. Steub, Rhaet. Ethnol. 205 f., vergleicht churw. segnun (vdl. von suonna, rh. wol suna, Kübel). Er führt aus dem Cod. dipl. von Mohr zwei Urkunden an, die eine von 1087, wo es heisst: ille qui dicitur Senne, was die deutsche Form ist; in der anderen aus dem 13. Jahrhundert wird eine sannonia de Zirannes erwähnt, welche alle fünf Jahre eine Kuh steuern muss, also eine Sennerei. Dieses noch öfter vorkommende sannonia sei „sicherlich ein raet. Wort sanuna, sanunia.“ J. B. Schöpf in seinem Tir. Idioticon deutet es aus senior, was Kerner adoptirte.

[1]) Die Alpenwirthschaft wird, wie Kerner bemerkt, thatsächlich in manchen Gegenden Tirols noch jetzt in einer Weise betrieben, wie sie primitiver nicht gedacht werden könnte. Darin liegt eben für den modernen Culturmenschen nicht zum geringsten Theile der Reiz der Alpenwanderung, gleichsam in die urwüchsige Kindheit seines Geschlechtes zurückgeführt sich zu fühlen.

[2]) Vgl. Steub, Rhaet. Ethnologie, S. 44. Ch. Schneller dagegen meinte, es müssten auch jene annoch räthselhaften Worte seiner Zeit einmal mit Romanischem Schlüssel sich anfassen und deuten lassen. „Ueber Ursprung und Fortgang der rhaet. Namenforschung.“ (1876) S. 21 f. Steub glaubt das nicht. Kl. Schriften III. 321 f. 351 f.

[3]) Vgl. Steub, Herbsttage in Tirol, S. 141.

rischen Hochlande [1]) bis tief in das Mittelalter hinein die romanischen Sennerinnen ihre ladinischen Schnaderhüpfeln gesungen, wie derlei in Groeden noch jetzt Brauch ist [2]).

Die Nachrichten der römischen Naturhistoriker und Geographen ergänzen dies Bild der Alpenlandschaften, wie es vor achtzehnhundert Jahren sich darstellte. Strabo schildert die zahlreichen Viehherden, mit denen ein bedeutender Exporthandel betrieben wurde; nur in den tiefergelegenen und fruchtbareren Thälern wurde auch Ackerbau betrieben [3]). Die Alpenbewohner selbst, besonders die kräftigen Mägde und Hausmütter, werden gerühmt als vorzüglich gewandt und kundig in der Wartung des Hornviehes. Von diesem selbst sagt Plinius, dass die Rinder zwar klein aber zur Arbeit sehr tüchtig seien; ferner dass dieselben nicht am Nacken sondern am Kopf angespannt würden.

Auch des raetischen Pfluges eigentümliche Formen erregten die Aufmerksamkeit der italischen Forscher [4]). Mit dem Hauptlande wurde ein lebhafter Handel unterhalten; namentlich mit Harz, Pech, Kienholz, Wachs, Käse und Honig [5]) Zur Herstellung einer abgebrannten Brücke in Rom lies bereits K. Tiberius raetische Tannen verwenden [6]). Antoninus Pius starb an den Folgen des Genusses von Alpenkäse, wodurch er sich ohne Zweifel den Magen verdorben hatte [7]).

In Bezug auf die Landwirthschaft ist man, wie gesagt, bei uns damals in diesen Zweigen so ziemlich auf demselben Standpunkt gestanden, wie heutzutage; wenigstens im Grossen und

[1]) Steub, Herbsttage, 127 und 250 f. macht darauf aufmerksam, dass namentlich der hohe wilde, unbewohnte, nur mit Almhütten besetzte und nur im Sommer betretene Gebirgsstock hinter Tegernsee, zwischen dem Achenthal und der Scharnitz, voll romanischer Namen stecke; dass derselbe demnach schon in romanischer Zeit so dicht besiedelt gewesen sein muss, wie nur immer möglich.

[2]) Steub, Drei Sommer in Tirol, 2. Aufl. III. 109, theilt ein solches grödnerisches Schnaderhüpfel mit. Es wird darin der Mond und die Liebe gefeiert; auch ein uraltes Thema, das Raeter, Romanen, Deutsche in gleichem Maasse interessirte.

[3]) Strabo IV. 6.

[4]) Plinius h. n. VIII. 45. XVIII, 18.

[5]) Darüber ausführlich Strabo, der ein Menschenalter nach Raetiens Eroberung schrieb, IV. 6.

[6]) Plinius h. n. XVI, 39.

[7]) Vita c. 12. cum Alpinum caseum in cena edidisset avidius nocte reiectavit etc.

Ganzen, soweit das eben hier in Frage kommt [1]); ein Ergebnis, zu dem wir auch gelangen, wenn wir andere Zweige ins Auge fassen und die Betrachtung zugleich auf weitere Gegenden ausdehnen.

Der Getreidebau z. B. blühte in Pannonien und war dort ein Exportartikel [2]); auch anderswo, wie selbst im heutigen Tirol wurde er betrieben, wo die Verhältnisse es gestatteten und hier sind bemerkenswerter Weise die im jetzt deutschen Theile des Landes üblichen Getreidemasse, der Star (sextarius) und das Mutt (modius) noch zur Stunde romanisch benannt [3]).

Dann erblühte unter den Römern der Weinbau und wurde die Rebe verbessert. Schon zur Zeit des Augustus ward der raetische Wein sehr beliebt, der Kaiser selbst gab ihm den Vorzug vor allen anderen, Dichter wie Vergil haben ihn besungen [4]). Strabo, Plinius und Martial stimmen diesem günstigen Urteile bei; noch ganz spät zu Cassiodors Zeit stand das Gebiet von Verona wegen seiner Weine in Ruf [5]).

Auf die Gegend von Verona — das ja ursprünglich ein raetisches „oppidum" gewesen war — scheint sich jenes Lob überhaupt zunächst zu beziehen, dazu stimmt auch die gelegentliche Nachricht [6]), dass bereits Cato die raetische Rebe gelobt habe, darüber jedoch von Catull, dem Veroneser, getadelt worden sei. Aber ohne Zweifel waren wenigstens später unter den „vina Raetica" namentlich auch die heutigen Tiroler und Veltliner Weine inbegriffen, die aus der Ebene kommend die Vorhügel und den Südabhang der Alpen erstiegen hatten [7]). Im deutschen Südtirol

[1]) Näheres mag bezüglich Raetiens bei Planta a. a. O. S. 15 ff. nachgesehen werden. Noricums Verhältnisse behandelt Muchar, Gesch. d. Steiermark I, 98 ff.

[2]) „Frumentum Pannoniae quod non severunt vendiderunt", schreibt am Ausgang des 4. Jahrhunderts Ambrosius an den K. Valentinian. (St. Ambrosii opp. II. p. 838 ed. S. Maur).

[3]) Vgl. Steub, Herbsttage, S. 141.

[4]) Georg. 2, 95: „et quo te carmine dicam Raetica? nec cellis ideo contende Falernis."

[5]) Var. 12, 4.

[6]) Bei Servius zu Verg. 9. 5, 95.

[7]) Vgl. V. Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergange aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. 2. Aufl. S. 62 ff.; woran ich mich hier überhaupt gehalten habe.

sind noch jetzt fast alle technischen Ausdrücke, die sich auf den Weinbau beziehen, dem Sprachschatze der Romanen entlehnt; so z. B. „Torkel" von torcolo, „Praschglet" von graspato, „Ihrn" von urna, „Bazeide" vom mittelalterlich-lateinischen baccea. „Der Saltuarius der Pandecten, saltarius der langobardischen Gesetze ist der jetzige Saltner, der Flurschütz der Weinberge im Etschlande" [1]). Auch hierin waren die Romanen die rechten Vorgänger und Lehrmeister der Germanen; das heutige Erzeugnis der raetischen Rebe, der „Traminer" und der „Kalterer Seewein" geht in seiner Veredlung unter der Etikette „Burgunder" nach aller Herren Länder.

In römischer Zeit hat man übrigens dem Aufkommen der provinzialen Weincultur lange Hindernisse in den Weg gelegt, um den italischen Export nicht zu ruiniren. Man verbot den Provinzen die Cultur der Rebe, namentlich auch in Gallien und Pannonien. Vergebens. Bald übertrafen der „Champagner" und der „Tokayer" den „Caecuber" und den „Falerner"; namentlich seitdem einsichtige Kaiser, wie Probus, sich sogar positiv der Sache annahmen: die sonst so einsilbigen Geschichtsschreiber der Zeit finden es der Mühe werth, der Aufhebung jener Prohibitivmassregeln ausdrücklich zu erwähnen [2])

Noch heute lebt unter den technischen Ausdrücken der Weincultur mehr als ein Wort fort, das in den Sprachschatz Europa's allem Anschein nach aus unseren weinproducirenden Gegenden gekommen ist. So muss z. B. das provençalisch-französische Wort tona, tonne, das sich auch walachisch wiederfindet und in alle keltischen und germanischen Sprachen übergegangen ist, aber charakteristischer Weise im Italienischen fehlt, aus einer der Alpensprachen stammen, aus der ligurischen oder aus der raetischen. W e i n f ä s s e r lernten die Alten erst im cisalpinischen Gallien kennen, sie selbst bedienten sich der Schläuche, wie dies noch jetzt im Orient gebräuchlich ist. Mit Staunen berichten daher die römischen Geographen von den ungeheueren hölzernen Fässern, „gross wie Häu-

[1]) Steub, Herbsttage, S. 258, Anm. 18. Saltner wird anderswo, z. B. auf der Seiser Alpe, auch der Viehhüter genannt.

[2]) Eutrop h. R. 18: Vineas Gallos et Pannonios habere permisit. Aurel. Victor. de Caes. 37, 2: Hic Galliam, Pannoniasque et Moesorum colles vinetis replevit. Flav. Vospisc. Prob. 18 nennt Gallien, Spanien, Britannien. Vgl. Hehn a. a. O. S. 77.

ser“, die am südlichen Abhange der Alpen zur Aufnahme des Weines im Gebrauch waren [1]). Auch von den Illyriern wird namentlich berichtet, dass sie den Wein, den sie aus Aquileia bezogen, in hölzernen Fässern auf ihre Wagen zu verladen pflegten [2]). Hieher gehört ferner das Wort Kufe, lat. cupa, griech. κόπη, Kübel; ein in dem holzreichen illyrischen Bezirk besonders in Schwung gekommener Ausdruck [3]). Als im J. 238 n. Chr. Kaiser Maximin Aquileja belagern wollte, überbrückte er einen reissenden, angeschwollenen Strom mit Hilfe der auf dem Gebiete um die Stadt in zahlreicher Menge sich vorfindenden Weinkufen. Endlich ein dritter derartiger Ausdruck „Daube“, „Dauge“ ist ebenfalls aus dem Sprachschatz des waldreichen Donaulandes in alle modernen Idiome übergegangen.

Es liese sich noch manches derartige anführen, was für den Uebergang vom Römertum zum Romanismus deutlich genug spricht; indess es würde dies zu weit führen. Man sieht, wie mit der vordringenden Cultur, die in römischer Zeit immer intensiver sich gestaltete, auch die Planzenwelt und damit die ganze Configuration unserer Landschaften weitgehende Veränderungen erlitt. Die Wälder wurden gerodet, die Sümpfe ausgetrocknet. Darin waren die Römer unter den älteren Culturvölkern Meister: „jedes von ihnen eroberte Land, in dessen Besitz sie längere Zeit geblieben waren, zeigt Spuren jener sehr einfachen Culturmethode“ [4]).

Namentlich für Pannonien war dies Vorgehen von den segenreichsten Folgen begleitet. Aurelius Victor erzählt, K. Galerius habe dort unermesslich grosse Wälder aushauen lassen und dadurch viel vortrefflichen Boden dem Ackerbau zugeführt. Unter demselben Kaiser ward der „lacus Pelso“ (Plattensee) zum Theil in die Donau abgeleitet und das so entsumpfte Land bildete bald einen fruchtbaren Strich der Provinz Valeria. In Folge dessen

[1]) Strabo 5, 1, 12: τὸ δ᾽οἴνου τὸ πλῆθος μηνύουσιν οἱ πίθοι. οἱ ξύλινοι γὰρ μείζους οἴκων εἰσί. Das Wort Tonne ist übrigens in Tirol nicht volkstümlich.

[2]) Strabo 5, 18. Hehn a. a. O. S. 497. Dieser ist auch für das folgende zu vergleichen.

[3]) Auch unser „Kopf“ stammt davon, „denn nach uralter Art sind Schale oder Schädel gleichbenannt.“

[4]) Vgl. A. Kerner, das Pflanzenleben der Donauländer (Innsbruck 1863) S. 76 ff.: „Das Trockenlegen der Sümpfe.“

änderte sich auch das früher dort viel zu feuchte Klima sehr zu seinen Gunsten, nachdem die Römer so lange über dessen Rauheit sich beschwert hatten [1]).

Man darf nie vergessen, dass es die Herrschaft der Italiker war, die damals über unseren Landschaften waltete. Eine Reihe von Sitten und Gebräuchen, die durch sie hieher kamen, erklärt sich daraus. Diese nördlichen Länder sind den Römern viel zu rauh und zu kalt vorgekommen — der strenge Winter dahier wollte ihnen in keiner Weise gefallen. Nach Möglichkeit suchten sie diesem Uebelstande abzuhelfen. Sie brachten kunstreiche Heizeinrichtungen an und bedienten sich vor allem der warmen Bäder, die sie überall einführten, wo ihre Herrschaft gedieh. Kaum war der Römer an einem Orte angesiedelt, so wurde für die Wasserleitung gesorgt und ein Bad eingerichtet. Man badete täglich, wol auch mehrmals des Tages. An einer einfachen Waschung lies man es dabei nicht genügen. Durch sinnreiche Vorrichtungen wurde heisser Dunst auf den Körper geleitet und dieser dann durch kaltes Wasser abgekühlt.

Jede Cohorte, ja jede Centurie, die selbständig stationirt war, hatte ihr besonderes Bad und wir treffen jetzt noch Spuren davon in den entlegensten Gegenden. Bei jeder Truppenabtheilung waren eigene Offiziere aufgestellt, welche die Aufsicht darüber zu führen hatten. In den Städten und auf den Villen besass jeder reiche Bürger sein eigenes Bad, wo möglich so gelegen, dass man von der Wanne aus eine hübsche Aussicht in die ganze Gegend genoss. Für die armen Leute aber stifteten, wie wir sahen, die Reichen öffentliche Bäder und das Oel zu dessem Gebrauche.

Alle unsere so zahlreichen „Baden“ weisen schon durch die Pluralform auf ihren Ursprung von „Aquae“ hin. Kurzum, das Baden als Kunst haben wir lediglich von den Römern, wie neuerdings wieder vön den Türken und Russen gelernt.

Indem dann die Römer die Donaulandschaften mit dem Massstabe von Italien massen, wurden sie deren Eigentümlichkeit nicht

[1]) Vgl. z. B. Ammian, 15, 4 über das Land um den Bodensee: horrore silvarum squalentium inaccessum barbaris et coeli inclementia refragante. Hanc erga paludem amnis (Rhenus) irrumpens

ganz gerecht. Bei Pannonien namentlich wollten ihnen die grossen Waldungen und besonders auch die Sümpfe nicht behagen. Den Wein, der hier anfänglich gepflanzt wurde, fanden sie sauer und schlecht. Boden und Luft tauge nichts — so urteilte ein ehemaliger Statthalter von Pannonien noch im dritten Jahrhundert. — Auch Oel sei wenig vorhanden und schlecht dazu, Speise und Trank bestehe aus Gerste und Hirse: „aus purer Verzweiflung" — fügt er, charakteristisch genug, hinzu — „aus purer Verzweiflung sind die Eingeborenen so unbändig tapfer."

In den Alpenlanden wussten die Römer sich gleichfalls nicht zurecht zu finden. Die Empfindungen, welche sie diesen entgegentrugen, hat Livius mit dem Worte „die Scheusslichkeit (foeditas) der Alpen" zum Ausdruck gebracht. Wo wir jetzt die Grossartigkeit der Gebirgswelt und ihre Wunder anstaunen, da hatten die Römer ein Auge nur für Schwierigkeiten, die Gefahren und Schrecken, die den Reisenden drohten, für die steile Steigung und die Schmalheit der Saumpfade, die sich Schwindel erregend an grauenvollen Abgründen hinzogen, für die unwirtbare Oede der colossalen Eis- und Schneewüsten und die Furchtbarkeit der abstürzenden Lawinen. Und das Alles noch zu einer Zeit, da bereits die trefflichsten Chausseen über die Alpenpässe führten, Tausende von Römern über dieselben zogen und romanisches Landvolk jene Gegenden bewohnte [1]).

Von Gebirgswanderungen und Bergbesteigungen oder gar „Alpenvereinen" der römischen Touristen konnte unter solchen Umständen natürlich nicht die Rede sein [2]). Der Zug der Vergnügungsreisenden gieng von Italien aus durchwegs nach dem Süden und Osten, vor allem nach Griechenland, das ja für die Römer schon ein klassisches Land war, wol auch ins Tempethal, das seiner Schönheit wegen gerühmt wurde, sonst aber nach Asien oder nach Aegypten zu den Wunderbauten der Pharaonen.

[1]) Vgl. Friedländers vortreffliche Ausführungen in den „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms" II⁴, S. 200 ff.

[2]) Doch heisst es (Wilmanns 646) vom Dichter Merobaudes im 5. Jahrhundert: „in Alpibus acuebat eloquium", was vielleicht auf einen Landaufenthalt dort sich deuten liese.

VII. Die Völkerwanderung. Romanen und Germanen an der Donau in ihrem Wechselverhältniss zu einander.

Von besonderer Bedeutung für die Verhältnisse der romanischen Donaulandschaften waren die Zeiten der sog. Völkerwanderung, die zum guten Theile dort sich abgespielt hat und der römischen Herrschaft, nachdem sie dieselbe schon von Anfang an bedroht und geschädigt hatte, zuletzt ein Ende machte.

Die Bewegung unter den Völkern nordwärts der Donau und im Osten des Reiches gieng allmählig und stossweise vor sich; wir erkennen das aus der Verschiedenheit der Völkertafeln des Strabo (15—30 n. Chr.) des Plinius (79 n. Chr.), des Tacitus (der die Germania um d. J. 98 schrieb), des Ptolemaeus (um 160 n. Chr.) und der Berichte über den Marcomannenkrieg (167—180) bei Dio und Julius Capitolinus; es ist daraus ersichtlich wie beständig Gruppenverschiebungen unter jenen Völkern in verhältnismässig kurzen Zeiträumen stattfanden [1]).

Der Stoss der Bewegung richtete sich alsbald nach den römischen Grenzen hin — schon der Cimbern- und Teutonenkrieg war ein Vorläufer der kommenden Ereignisse gewesen. Als Caesar nach Gallien kam, war eben eine neue Invasion von Germanen unter K. Ariovist im Anzug, die der Proconsul noch zu guter Stunde zurückschlug und dann durch die Occupation Galliens und die Einrichtung der Rheinfestungen die Defensivstellung des

[1]) Die neueren Forschungen hierüber hat Krones in seinem Handbuche der österr. Geschichte I, S. 213 ff. übersichtlich zusammengestellt.

Reiches begründete, die seine Nachfolger auch an der Donau eingerichtet haben. So ward der Gefahr ein Riegel vorgeschoben an den Grenzströmen Roms. Aber Ruhe war damit nicht eingetreten. Besorgt blickten die römischen Politiker hinauf nach dem Norden, wo das Schicksal des Reiches, wie sie wol erkannten, sich vollenden musste. Man war über die dortigen Vorgänge stets ziemlich gut unterrichtet, wir verdanken diesem Umstande eine Reihe trefflicher Berichte über die Völker rechts vom Rhein und im Norden der Donau.

Roms Politik gieng denselben gegenüber dahin, sie möglichst auseinanderzuhalten; deshalb wurden alle Zwistigkeiten, die unter ihnen ausbrachen, genährt und benützt. Mehr als einmal sind seit den Tagen Marbods und des Vannius Könige und Fürsten der Germanen über den Fluss gekommen, den Schutz des Erbfeindes zu suchen; oft war ihre Vertreibung erfolgt durch eine Erhebung der eigenen Volksgenossen, unter denen Monarchie und Republik um den Vorrang stritten. Diese vornehmen Flüchtlinge wurden dann im Inneren des Reiches internirt und blieben römische Staatspensionäre — wusste man doch nicht, ob sie etwa nicht noch einmal zu brauchen sein würden; — man verlieh ihnen das Bürgerrecht, wobei sie dann gewöhnlich den Geschlechtsnamen des Kaisers sich beilegten und ihre alteinheimische Benennung nur als Beinamen behielten, mitunter, wenn sie zu barbarisch klang, mit romanisirter Endung. Ihre Söhne führten schon nicht mehr den Königstitel [1]).

Mitunter kam es wol vor, dass einer der in Rom erzogenen Prinzen in der Heimat wieder zur Herrschaft kam, wie jener Italicus, der Neffe des Arminius, bei den Cheruskern, dessen Geschichte uns Tacitus berichtet [2]); ein Werkzeug der Politik des Reiches und ein Pionnier römischer Cultur und Verdorbenheit.

[1]). Vgl. hierüber Hübner im Hermes X. 393 ff. Unter Hadrian lebte zu Pola in Exil oder Gefangenschaft „Publius Aelius Rasparaganus, rex Roxolanorum“ mit seinem Sohne „P. Aelius Peregrinus regis Sarmatarum Rasparagani filius.“ In Carnuntum fand sich die Grabschrift (C. I. L. III. 4453) eines „Septimius Aistomodius rex Germanorum“ von seinen Brüdern „Septimii Philippus et Heliodorus“ ihm gesetzt; dieser scheint unter Septimius ähnliches erlebt zu haben wie der Roxolanenkönig unter Hadrian.

[2]) Vgl. Annal. XI. 16. 17.

So inaugurirte sich eine der Uebergangsperioden, welche die Germanen durchzumachen hatten, um schliesslich selbst die Herrschaft über das Reich in die Hand nehmen zu können.

Rom betrachtete diese germanischen Fürsten und Völker damals beiläufig wie die Engländer jetzt die indischen Könige und Stämme: die Statthalter des Reiches übten über dieselben eine Art Aufsichtsrechtes aus, man setzte sie ab, wenn sie nicht mehr genehm waren, oder auch bloss, wenn sie sich abgenützt hatten.

Nach Tacitus und dem damit grösstentheils übereinstimmenden Berichte des Ptolemaeus sassen im Norden der Donau die vier suevischen Stämme der Hermunduren, der Narisker, der Marcomannen, der Quaden; östlich von ihnen die Marsigner, die Buren, die Gotinen, die Osen; von denen die beiden ersten ebenfalls als Germanen bezeichnet, die Gotinen aber für Kelten erklärt werden, welche den Marcomannen Zins zahlten und im ungarischen Erzgebirge Eisenbau trieben. Die Osen waren pannonischer Abkunft.

Im Marcomannenkriege hatte man gegen diese ganze Völkerreihe zu kämpfen gehabt, an die noch eine Anzahl von „sarmatischen“ Stämmen sich anschloss, die damit zuerst den Schauplatz der Geschichte betraten. Es war der grosse Erfolg von K. Marcus gewesen, diese gewaltige Coalition gesprengt und auf eine Reihe von Jahren wieder unschädlich gemacht zu haben.

Im dritten Jahrhunderte brachten die damals neu sich organisirenden Völkerbünde der Alemannen im Westen, der Marcomannen, Quaden u. s. w. in der Mitte, der Gothen im Osten der grossen Donaulinie Roms Herrschaft in den dahinterliegenden Landschaften Raetien, Noricum und Pannonien, Dacien und Moesien, ja das Reich selbst an den Rand des Verderbens.

Im vierten Jahrhundert gesellten sich hiezu neuerdings die Sarmaten; die Aufnahme von Barbaren ins Reich und ihre Ansiedlung daselbst gieng nunmehr stossweise vor sich. Nachdem die römische Volkskraft erschöpft war, colönisirten die Barbaren das Reich; namentlich waren es deutsche Stämme, wie wir wissen, die dieser Aufgabe sich unterzogen. Deutsche Personen- wie Ortsnamen (burgus, Quadriburgium, Teutiburgium u. s. w.) begegnen seitdem mehr und mehr an der Donau. K. Maximin, der um das J. 170 in Thrakien geboren war, hatte einen Gothen

zum Vater, eine Alanin zur Mutter: als „Halbbarbar" ist er aufgewachsen.

Dann erfolgte im letzten Viertel des vierten Jahrhunderts der Anstoss zur eigentlich sog. Völkerwanderung; ganze Provinzen an der Donau blieben Jahrzehnte hindurch im Besitze der Germanen, im fünften Saeculum war Pannonien und das trajanische Dacien der Hauptsitz der hunnischen Macht unter Attila. Nach dessen Tode setzten ähnliche Verhältnisse sich fort; es wurden auch Noricum und Raetien mehr und mehr in den Wirbel der Ereignisse hereingezogen, bis auch hier die römische Herrschaft zusammenbrach, die der Deutschen sich begründete.

Es soll hier nun einiges bemerkt werden über die Zustände unter den Donauromanen, die von den Barbaren beherrscht wurden und über die Verhältnisse der Provinzen, die noch immer als römische betrachtet wurden.

Es ist dabei vor allem zu betonen, dass mit dem Aufhören der Herrschaft des Reiches über eine Provinz und deren Occupation durch die Germanen noch lange nicht die romanische Cultur und Bevölkerung aufhörte zu existiren; sie lebte fort, wenn auch in veränderten, mitunter besseren, Verhältnissen als früher. Darüber geben uns die übereinstimmenden Zeugnisse eines Hieronymus, eines Priscus, eines Salvian interessante Aufschlüsse: alle drei sind ihren Sympathien nach „Römer" und constatiren mit Verwunderung jene Thatsache, dass diese „geknechteten" Romanen nicht das mehr zurücksehnten, was man im byzantinischen Reiche mit naiver Impertinenz „Freiheit" zu nennen beliebte: beiläufig in derselben Weise, wie die russische Politik gegenwärtig für die „Freiheit" schwärmt und eintritt, nur nicht für die ihrer eigenen Unterthanen. Hieronymus meint: „die Thränen seien getrocknet im Laufe der Zeit, da ja alle, bis auf wenige Greise in Knechtung und Unterwürfigkeit aufgewachsen, die „Freiheit", die sie nicht kennen gelernt hatten, nunmehr auch nicht herbeisehnten" [1]).

[1]) Ep. CXXIII. 17: Olim a mari Pontico usque ad Alpes Julias non erant nostra, quae nostra sunt et per annos triginta fracto Danuvii limite in mediis Romani imperii regionibus pugnabatur. Aruerunt vetustate lacrimae; praeter paucos senes omnes in captivitate et obsidione generati non desiderant, quam non noverant libertatem.

Der Gesandte Priscus lernte an Attila's Hofe einen Römer kennen, der als Gefangener dorthin gekommen war, dann sich beliebt und nützlich zu machen gewusst hatte, die Freiheit erhielt, eine Hunnin heirathete und sich vollkommen wol dabei befand, wie er dem erstaunten Priscus ausführlich auseinandersetzte: hier gebe es nicht ewige Chicane, wie im Reiche, die Rechtspflege sei streng, die Richter nicht käuflich, die Niederlagen der Heerführer und die dadurch bedingten unerschwinglichen Steuern nicht permanent. Was man in ehrlicher Arbeit erworben, vermöge man hier ruhig zu geniesen; ganz im Gegensatz zu den verrotteten Verhältnissen im Reiche [1]). Und Salvian bemerkt einmal, dass diejenigen, welche zu den Gothen geflohen seien, nichts so sehr fürchteten, als dass sie wieder Römer werden müssten. Ja alle kleinen Leute würden bei den Gothen Zuflucht suchen, wenn sie ihr bischen Hab und Gut mitnehmen könnten. Denn dort sei es den Grossen nicht, wie bei den Römern, gestattet, die Kleinen ungestraft zu unterdrücken [2]).

So sehen wir denn die Romanen unter der Fremdherrschaft sich ziemlich wol befinden. Der niedere Theil der Bevölkerung blieb mindestens in derselben Lage, in der er sich früher befunden hatte: als Coloni oder Ackerknechte der neuen Besitzer, wie einstens der alten. Eine Ausrottung der Bevölkerung eines Landes, das sie erobert hatten, ist von den Germanen auf romanischem Boden nirgends vorgenommen worden. So zahlreich waren ihre einzelnen Stämme nicht, dass sie der bereits vorhandenen Arbeitskräfte zu entrathen vermocht hätten: Knechte brauchten sie immer, je mehr sie bekamen, desto besser. Es ist dabei ferner

[1]) Prisci exc. p. 193 f. Bonn. A. v. Gutschmid hat im Lit. Centralbl. vom 21. Okt. 1876 dagegen eingewandt, dass dem byzantinischen Gesandten gegenüber von den hunnischen Unterthanen alles im rosigsten Lichte dargestellt wurde; man auf des Priscus Bericht daher nicht zu viel geben dürfte. Aber die Stellen bei Hieronymus und Salvian liessen sich doch nicht leicht mit dieser Auffassung vereinigen; wenn auch der Antithese zu Liebe einige Uebertreibung mituntergelaufen sein sollte, etwas wahres muss an diesen übereinstimmenden Aeusserungen wol gewesen sein.

[2]) De gub. dei V. 8: Una et consentiens illic Romanae plebis oratio, ut liceat eis vitam, quam agunt, agere cum barbaris. Et miramur, si non vincuntur a nostris partibus Gothi, cum malint apud eos esse quam apud nos Romani? Itaque non solum transfugere ab eis ad nos fratres nostri omnino nolunt; sed ut ad eos confugiant, nos relinquunt. etc. Eine sehr bemerkenswerte Stelle.

zu beachten, dass die germanische wie die hunnische Herrschaft in den Donauländern einem viel zu raschen Wechsel unterlag, als dass dieselbe vermocht hätte, die romanische Bevölkerung sich zu assimiliren, wie das später in Noricum, in Raetien und am Rhein die Deutschen wirklich vollbracht haben. Die einzelnen Nationen blieben getrennt und namentlich in Attila's Weltreich behielten dieselben ihre Selbständigkeit vollkommen bei; es gab am Hofe des grossen Hunnenherrschers ein Völkergewimmel, wie das Jahrhunderte später erst wieder in solcher Mannigfaltigkeit an der Donau sich entwickelt hat.

So haben die Romanen im traianischen Dacien sich während dieser Zeiten erhalten, als Knechte der Germanen; ähnlich wie nachher in Noricum als Barschalke der Baiwaren.

Anders verhielten sich die städtisch gebildeten Kreise gegenüber der Occupation durch die Fremden. Theilweise flüchteten sie sich, zumal im ersten Schrecken und da die Kriege selbst grausam genug geführt wurden, in die binnenländischen Provinzen des Reiches. Namentlich vor den Hunnen gieng ein panischer Schrecken einher, da ihre Verwüstungen so furchtbar waren, wie nur irgend möglich: Städte, die sie nach längerer Belagerung eingenommen hatten, verschwanden für einige Zeit oder auch für immer vom Erdboden [1]. Aber dieser Schrecken dauerte eben nur, so lange Krieg geführt wurde. Dann traten wieder

[1]) Es sind die betreffenden Berichte freilich mit Vorsicht aufzunehmen. Ueber Aquileia, dessen „Zerstörung“ Jordan. Get. 42 al. erzählt, bemerkt Mommsen im C. I. L. V. p. 83: „Jordani quidem si fides est, Attila urbis vix vestigium reliquit nec dubium est, quin splendorem urbis attriverit; sed tamen quam caute talia admittenda sunt, nemo ignorat videturque fide magis digna narratio eorum qui de rebus Langobardicis scripserunt, his invadentibus Italiam c. a. 568 Paulinum Patriarcham sedem inde transtulisse.“ Aehnlich mag es mit Sirmium gewesen sein, das Attila (nach des Priscus Bericht) erobert und (nach K. Iustinians Behauptung nov. 11) verwüstet hatte; Sirmium ist gleichwol auch nachher eine wichtige Stadt geblieben, um das sich im 6. Jahrhundert Byzantiner, Gepiden und Avaren wiederholt schlugen. Vgl. C. I. L. III. p. 418. Der Zug Attilas nach Gallien war sicherlich auf der grossen Heerstrasse, die Donau entlang nach dem Rhein erfolgt; Eugipps Darstellung zeigt uns Ufernoricum in leidlichem Zustande und wol bevölkert. Deshalb hat auch die Fortdauer der römischen Bevölkerung im traianischen Dacien trotz des öfteren Wechsels der herrschenden Stämme, den neuerdings A. v. Gutschmid a. a. O. meiner Auffassung gegenüber betont hat, die Wahrscheinlichkeit nicht wider sich.

ruhigere Zeiten ein, während deren man sich vom Unglück allmählig erholte. Intelligente Barbarenherrscher halfen den Leuten wieder auf, da es in ihrem eigenen namentlich financiellen Interesse lag, wohlhabende Unterthanen zu besitzen. Zudem waren die Romanen zu gebrauchen für die Cultivirung der eigenen Leute, als Träger der Cultur der alten Welt, als Vermittler mit dem Orbis Romanus. Einen solchen „Römer“ in Barbarenland haben wir bereits nach Priscus erwähnt. Derselbe byzantinische Gesandte berichtet, wie an Attila's Hofe vornehme Romanen die hervorragendsten Stellungen einnahmen, wie man bei der Tafel des Herrschers auch lateinisch sprach, der Hofnarr selbst in diesem Idiom seine Scherze vorbrachte [1]). Unter hunnischer Herrschaft lebte damals an der Save auch Orestes, der nachmalige Kaisermacher von Westrom, der aber gleichwol eine Dame aus Poetovio in Noricum heirathete, woraus man sieht, dass selbst das Connubium zwischen Romanen hüben und drüben trotz der trüben Zeiten keineswegs eingestellt war.

Auch nach Attila's Tode war es nicht anders. S. Antonius Lirinensis — wie er später genannt wurde — kam aus Pannonien nach Noricum zu Severin; wobei wir seine Familienverhältnisse des Näheren kennen lernen.

Sein Vater Secundinus war ein vornehmer Mann; dem Bischof Constantius von Lorch war er verwandt [2]). Man sieht auch hieraus, wie die norischen und pannonischen Confinien beständig mit einander verkehrten und die Einwohner sich verschwägerten.

[1]) Prisc. a. a. O. p. 205 f. Bonn.

[2]) Antonius wurde geboren „circa fluminis ripas in civitate Valeria.“ Ennodii opp. p. 417 Sirmond. Das Uferland der Provinz Valeria erstreckte sich nach der not. dignit. p. 94 f. von Altinum (bei Mohacs) bis Brigetio (Szöny). Vgl. C. I. L. III. p. 416. Im Innern gehörte die Gegend am Plattensee (lacus Pelsonis) und bei Sopianae (Fünfkirchen) dazu, welch' letzteres Ammianus 28, 1, 5: „oppidum Valeriae“ nennt. Die „civitas“ Valeria erklärt Büdinger a. a. O. S. 48 für die Provinz Valeria. Ganz ins Reine ist darüber nicht zu kommen. Procop. b. G. III. 34. 35 erzählt, K. Iustinian habe die Langobarden beschenkt Νωρικῷ τε πόλει καὶ τοῖς ἐπὶ Παννονίας ὀχυρώμασι καὶ ἄλλοις χωρίοις πολλοῖς. Auch in der „descriptio orbis“ (bei Mai 3, 404) wird eine „civitas Noricum“ erwähnt. Vgl. Büdinger S. 58. A. 2. Um 1300 n. Chr. gebraucht den Ausdruck „civitas Noricum“ Bernardus Noricus für der Baiern Hauptstadt Regensburg. Massmann, Kaiserchronik III. 795.

Was aber besonders bemerkenswerth ist, das ist der Umstand, dass, als die pannonische Stadt Savaria (Stein a. Anger) Freitags den 7. September des J. 455 durch ein Erdbeben zerstört wurde, dies in den officiellen Annalen der Reichshauptstadt umständlich erwähnt wird [1]). Es ist das um so auffallender, als es gegen alle Regel genannt werden muss. Die annalistischen Aufzeichnungen nemlich, die während des fünften und sechsten Jahrhunderts im römischen Reiche gemacht wurden und die sich an die Consularfasten anschlossen, zeigen im Allgemeinen eine sehr bestimmte örtliche und sachliche Begrenzung des Gesichtskreises. Sie vermelden nach der alten Gepflogenheit dieser Art von Aufzeichnungen vor allem die Geschicke der Herrscher und der Familie derselben, dann sonst bedeutende staatliche Ereignisse, endlich wol auch Naturerscheinungen, wie Erdbeben, Feuersbrünste, Sonnen- und Mondfinsternisse u. s. w.; sie beschränken sich aber auch bezüglich der letzteren Punkte fast ausschliesslich auf den Ort ihrer Entstehung, die Hauptstädte Rom und Ravenna; höchstens, dass noch Italien als das Hauptland des Reiches in Betracht gezogen wird; von den Provinzen ist sonst nie die Rede, ausser wenn etwa den Herrscher unmittelbar berührendes dort sich ereignet hatte.

Von der Regel, die ich hier auseinandersetzte, macht jene Nachricht über die Zerstörung Savaria's durch ein Erdbeben im J. 455 die einzige, räthselhafte Ausnahme [2]). Während sonst die römischen Annalisten, die unter barbarischer Herrschaft lebten, wie Idatius in Gallaecien, Marius von Avenche, Prosper von Aquitanien u. A. sich ganz als Römer gebehrden und von den factischen Regenten nicht mehr Notiz nehmen als von einer Räuberbande, hingegen die Ereignisse am kaiserlichen Hofe getreulich referiren, ist hier der umgekehrte Fall eingetreten: die offcielle Geschichtschreibung beachtet ein Ereignis, das sich in Pannonien zugetragen hat, in Pannonien, das schon seit langem nicht mehr römische Provinz war.

[1]) „Valentiniano VIII et Antemio cos. — eversa est Savaria a terrae motu VII. id. Sept. die Veneris.“ Anonym. Cuspin. ed. Mommsen p. 666.

[2]) Vgl. hierüber Holder-Egger, Untersuchungen über einige annalistische Quellen zur Geschichte des fünften und sechsten Jahrhunderts. Neues Archiv. d. Gesellschaft f. ältere deutsche Geschichtskunde I. (1876) S. 231.

Es zeigt eben, dass die Leute mit ihren Gedanken und Gefühlen noch immer mehr der Vergangenheit angehörten als der Gegenwart. Roms Schatten beherrschte die Welt. Bei den Theilungen nach Attila's Tode ist von den Gothen in Pannonien das Land vom Reiche zu Lehen genommen und dann bei den folgenden Theilungen unter die einzelnen Fürsten durchwegs die alte Provincialeintheilung zu Grunde gelegt worden [1]). Im zweiten Jahrhundert nach dem Beginne der sog. Völkerwanderung noch erscheint dieser Stand der Dinge aufrechterhalten: der Geschichtschreiber der Gothen Cassiodor (Jordanes) rühmt die vielen Städte, die das Land schmückten, angefangen von Sirmium bis hinauf zu Vindobona [2]). K. Theoderich adressirte seine Erlasse nach Pannonien an beide Theile der Bevölkerung: an die Romanen und an die „Barbaren", indem er zugleich die gegenseitigen Rechtsverhältnisse derselben regelte, namentlich das Connubium zwischen Germanen und römischen Weibern [3]).

Als dann Alboin und seine Langobarden mit Weib und Kind nach Italien zogen, brannten sie vorher die bisherigen Wohnstätten nieder; unter dem Schwarm fremder Elemente, die den Zug mitmachen — die Langobarden haben ausnahmsweise es nicht verschmäht, mit solchen sich zu amalgamiren, — werden neben Norikern auch Pannonier genannt [4]), ohne dass wir über die ethnographische Bedeutung dieser Benennungen klar würden.

Darauf haben Avaren und Slaven das Land occupirt und die ethnische Neugestaltung desselben vollendet.

Das war die Lage der Dinge in den östlichen Landschaften

[1]) Jordanis c. 52: Walemir inter Scarniungam et aquam nigram fluvios, Theodemir iuxta lacum Pelsodis, Widemir inter utrosque manebat. Vgl. Büdinger, a. a. O. 45. A. 4.

[2]) Jord. Get. 50: Ornata est patria civitatibus plurimis, quarum prima Sirmis, extrema Vindomina (i. e. Vindobona).

[3]) Cassiodor. Var. 2, 16: „universis barbaris et Romanis per Pannoniam constitutis." Vgl. auch Var. III. 24. V, 14: „antiqui barbari, qui Romanis mulieribus elegerint nuptiali foedere sociari"; sie sollen zur Zahlung der Grundsteuer verhalten werden, „quolibet titulo praedia quaesiverint."

[4]) Paul. diac. II. 26. vgl. Büdinger, S. 60. A. 1. Paulus erwähnt, dass diese fremden Völker noch zu seiner Zeit ihren Wohnsitzen in Italien den Namen gäben. Was bloss eine etymologische Conjectur des Paulus, was aber auch richtig sein kann.

an der Donau, namentlich in Pannonien. Etwas anders standen dieselben in den Provinzen des Westens, in Noricum und Raetien. Diese lagen dem Hauptlande Italien am nächsten, sie waren die Schutzmauer desselben gegen die drohende Occupation durch die Barbaren und deshalb von der Regierung mit besonders wachsamem Auge gehütet. Es handelte sich dabei in erster Linie darum, wo möglich die Donaugrenze selbst zu halten; wenn aber dies nicht gelang wenigstens die norischen und raetischen Alpen zu Bollwerken der italischen Herrschaft zu gestalten. Diese zweite Alternative hat nachher König Theodorich der Gothe ergriffen; unter den letzten weströmischen Kaisern und selbst noch unter Odovacar eine Zeitlang war man zu diesem Entschlusse noch nicht gekommen — die Donau war als Grenze noch nicht definitiv aufgegeben. Freilich soll damit aber auch nicht gesagt sein, dass man sie energisch vertheidigt hätte. Es entsprach vielmehr ganz dem schlaffen Charakter der Zeit, dass man einfach gar nichts that, sondern die Dinge gehen lies, wie sie eben giengen. Das „Reich“ war in vollster Auflösung begriffen, aus den einzelnen Theilen aber eine Constituirung auf romanisch-germanischer Grundlage, worauf die Ereignisse mehr und mehr abzielten, noch nicht erfolgt. In Italien regierten die Söldnerführer, indem sie Kaiser von ihren Gnaden ernannten. Das stets wechselnde Regiment und der usurpatorische Charakter desselben demoralisirte wieder seinerseits die Provinzen; diese waren in den letzten Jahrzehnten vor ihrer endgiltigen Occupation factisch auf sich selbst angewiesen, so Spanien, die Provence, das mittlere Gallien, so endlich auch Raetien und Noricum an den Ufern der Donau [1]).

Das sind die Zeiten und die Zustände, welche von Eugipp in treuem Bilde uns vorgeführt werden. Wir sehen da Ufernoricum noch unter römischer Hoheit, den „limes“ des Reiches besetzt [2]) — aber bereits alles in Unordnung und Zerrüttung; die

[1]) Vgl. Pallmann, Gesch. der Völkerwanderung, II. 389. 309 ff. Er erinnert an den Wirrwarr in der Provence unter Ecdicius. Ueber Spanien s. ebenda S. 72. In Gallien nördlich der Loire hat bekanntlich der Statthalter Syagrius auf eigene Faust sich gehalten bis zur Schlacht von Soissons im J. 486.

[2]) Eugipp c. 20: Per id tempus, quo Romanum constabat imperium, multorum milites oppidorum pro custodia limitis publicis stipendiis alebantur. An dem

Zufuhr von Lebensmitteln und endlich auch der Sold für die Grenzsoldaten bleibt aus; die Offiziere mit nur weniger Mannschaft, die der Fahne trotzdem treu blieb, suchen sich noch einige Zeit zu halten [1]); man macht den Versuch, den Sold aus Italien durch einige Kameraden holen zu lassen; als auch das misslingt, geht alles aus einander [2]). Von nun an müssen sich die Romanen selbst zu helfen suchen.

Nun war das freilich nicht so leicht gethan, wie gesagt. An eine nachdrückliche selbständige Action der Provinzen hätte sich wol denken lassen, wenn dieselben bereits an ein gewisses Selfgovernement gewöhnt gewesen wären. Aber das war eben nicht der Fall. Das Bestreben der Regierung war vielmehr von Anfang an dahin gegangen, das National- und Selbständigkeitsgefühl ihren Unterthanen gänzlich auszutreiben; dieselben sollten sich gewöhnen, blind zu gehorchen. So waren denn diese Romanen, als sie durch die Ereignisse auf sich selbst angewiesen waren, eine unmündige, duldende Masse, die jeglicher Initiative entbehrte. Sie vermochte durch den passiven Widerstand, den sie dem Eroberer entgegensetzte, diesen wol zur Verzweiflung und schliesslich sogar um die Früchte seines Sieges bringen; sie war aber nicht fähig selbst einen Staat zu bilden. Ihre Eigentümlichkeit bestand eben darin, der Theil eines Ganzen zu sein oder mit anderen Worten beherrscht zu werden. Ein neues politisches Leben haben deshalb in diese Gegenden auch erst die einwandernden deutschen Stämme verpflanzt, indem sie mit den unterworfenen Romanen sich vermischten und sie germanisirten [3]).

Es bildeten sich damals, nachdem die eigentliche Grenzwehr, die bisher das Reich unterhalten hatte, durchbrochen, „limes“ und „annona“, die grossen Institutionen, durch die die römische Herr-

Statthalter Generidus im ersten Viertel des fünften Jahrhunderts wird besonders gelobt, dass er die Verbindung mit Italien aufrechterhalten und für die Annona gesorgt habe.

[1]) Vgl. Eugipp c. 4: Mamertinus tribunus: „Milites quidem habeo paucissimos et ideo non audeo cum tanta hostium multitudine confligere“: inermes milites. c. 20: Batabino utcunque numero perdurante.

[2]) c. 20: qua consuetudine (publicorum stipendiorum) deleta simul militares turbae deletae cum limite.

[3]) Vgl. Roth, Gesch. des Beneficialwesens. S. 59 f. Mommsen, die Schweiz in röm. Zeit. S. 3.

schaft an der Donau sich gesichert hatte, beseitigt waren, eigentümliche Zustände aus. Das Land durchstreiften ringsum die Barbaren, ohne sich jedoch in demselben niederzulassen. So blieben der kleine Krieg und die Plünderzüge von hüben nach drüben permanent. Die Romanen hielten sich innerhalb der Mauern ihrer Städte und Städtchen und bewachten dieselben mit ängstlicher Sorgfalt. Musste man auf dem Felde arbeiten, so lies man stets eine kleine Besatzung zurück [1]; wobei freilich beide Theile gleich sehr gefährdet waren, indem die Germanen gerade solche Augenblicke erspähten, um einzudringen. Mitunter musste man auch eine förmliche Belagerung aushalten. Man konnte von Glück sprechen, wenn in diesem Falle es gelang durch einen plötzlichen Ausfall die überraschten Feinde zurückzuschlagen. Die Reste von Soldaten und Offizieren des einstigen „limes" leisteten dabei gute Dienste. Auf eine längere Belagerung liessen es die Barbaren in der Regel nicht ankommen. Es fehlte ihnen nemlich durchaus an den nöthigen Maschinen; auch trat bei ihnen, wenn die ganze Bevölkerung mit ihren Habseligkeiten sich in die Stadt zurückgezogen hatte, alsbald Mangel an Lebensmitteln ein. Waren die Romanen daher gewarnt, so wurde ihnen gewöhnlich nicht beigekommen. Die Barbaren legten sich dann wol in den Hinterhalt und fingen Menschen und Vieh, das sich ausserhalb der Mauern etwa blicken lies. Stets musste man dagegen auf der Hut sein und verdächtige Orte fleissig durch Kundschafter eclairiren [2].

Das waren nun freilich Zustände, die auf die Dauer sich unmöglich halten liessen und es darf daher auch keineswegs Wunder nehmen, wenn die Leute durch die beständige Gefahr etwas

[1]) Vgl. c. 22: Batavis. Vierzig Männer müssen hier in einem solchen Falle Wache stehen. c. 30: Lorch: „dispositi per muros.“ Und so öfters.

[2]) Vgl. Eugipp c. 25: Raubzug der Alemannen. Die Castelle von Innernoricum sind dadurch nicht gefährdet, weil sie benachrichtigt waren. c. 30 räth Severin den Leuten von Lauriacum: „omnem paupertatis suae sufficientiam intra muros concluderent, quatenus inimicorum feralis incursio, nihil humanitatis inveniens, statim fame compulsa immania crudelitatis coepta deseret.“ Was auch gelingt, „cum nihil victualium reperissent“; nur „animalium gregem cuiusdam hominis, qui sua fugare contempserat, diripuerant.“ — Geschehen „ad suspecta loca exploratoribus destinatis.“ — Ueber andere mehr gelungene Anfälle auf Städte vgl. c. 24: Joviaco. c. 22: Batavis. c. 1: Asturis.

nervös wurden. Man verzweifelte daran, dass es länger so fort gehen könnte [1]).

Zuletzt entschloss man sich doch dazu, da die Umstände drängten, den geliebten heimatlichen Boden zu verlassen; wenigstens theilweise. Aus einer kleineren und demnach weniger widerstandsfähigen Stadt übersiedelten die Bewohner in eine grössere und festere, die noch intact war, um sich dort mit vereinigter Kraft auch länger zu halten. Die Zurückgebliebenen fielen den Germanen zur Beute [2]).

So wurden zuerst die oberen, raetischen Castelle aufgegeben, auf welche die Barbaren am meisten gedrückt zu haben scheinen. Die Bewohner von Quintanis zogen stromabwärts nach Batavis, das so zur Doppelstadt ward. Aber es half nichts; die Feinde waren dadurch nur noch mehr entflammt und fassten die gemeinsame Zufluchtsstätte erst recht ins Auge [3]). Die vereinigten Gemeinden von Quintanis und Batavis wurden belagert; es erfolgt ein glücklicher Ausfall, in dem die Alemannen zurückgeschlagen werden. Aber der Erfolg ward nur dazu benützt, um nunmehr auch Batavis zu verlassen und nach Lauriacum zu übersiedeln. Hier drängte sich dann die ganze Menge der Auswanderer aus den oberen Castellen zusammen, wie die Schafe bei einem Gewitter [4]). Von hier hat der Rugenkönig Fava sie dann hinwegverpflanzt donauabwärts in die Städte, die ihm zinspflichtig waren. Damit hatte die selbständige Action der Romanen in diesen Gegenden ein Ende: die Schafe wurden nunmehr geschoren.

Ehe wir aber auf dies neue Stadium in der Leidensgeschichte unseres Völkleins übergehen, müssen wir noch einiger Institute gedenken, die eben während dieser jammervollen Zeit die segensreichste Wirksamkeit entfaltet haben. Ich meine die Institute der öffentlichen Armenpflege und des Loskaufes der Gefangenen durch die Liebesgaben der Freigebliebenen. Es begegnen uns

[1]) Eugipp c. 27: mansores oppidi Quintanensis creberrimis Alamannorum incursibus defessi.

[2]) Z. B. zu Batavis c. 27.

[3]) Qua causa plus inflammati sunt; quod duorum populos oppidorum uno impetu praedarentur. c. 27.

[4]) Oder wie Severin sich ausdrückt: »ingruente barbarie.« c. 27.

dieselben auch anderswo, z. B. in Irland [1]); bezüglich Noricums sind wir darüber am genauesten unterrichtet, da hier Severin, der Held Eugipps, die Sache in die Hand genommen und organisirt hatte.

Durch die ganze Provinz Noricum hin gieng diese Organisation der Armenpflege, die um so nöthiger sein musste, als die Armen sich in diesen Zeiten, wo mit Handel und Verkehr auch jeglicher Erwerb stockte, ausserordentlich rasch vermehrten und auf fremde Hilfe angewiesen waren, da ihnen natürlich Niemand Arbeit zu geben vermochte. Die Institution selbst war so alt wie das Christentum und trug, wie manche andere, die uns profan scheint [2]), damals einen kirchlichen Charakter: auf Grund des Zehentgebotes in der hl. Schrift war sie eingeführt worden. Natürlich, dass in gewöhnlichen Zeiten diese Verpflichtung auch leichter genommen wurde; durch Bitten und Beschwörungen und indem er mit den Strafen des Himmels drohte, setzte Severin es durch, dass sie jetzt strenge eingehalten wurde [3]). Seine Klöster, allen voran jenes zu Favianis, wurden förmliche Magazine für diese Vorräthe der Armen und Gefangenen; auch die ferner gelegenen Gegenden Innernoricums, die von der Gefahr erst in zweiter Linie bedroht waren, wusste Severin heranzuziehen; selbst arm kamen die Leute ihrer Verpflichtung beizusteuern nach, da Niemand wissen konnte, ob er nicht demnächst selbst von diesen öffentlichen Almosen sein Leben zu fristen genöthigt war [4]).

[1]) S. Patricii synodi, canones, opuscula ed. Villanueva. Dublini 1835 p. 244: Consuetudo Romanorum Gallorumque Christianorum (est), mittunt Presbyteros sanctos (et) idoneos ad Francos et exteras gentes cum tot millibus solidorum ad redimendum captivos baptizatos. Bei Friedrich, Kirchengesch. Deutschlands I, 416. A. 1255.

[2]) So war z. B., wie es scheint, mit jeder Kirche zugleich ein „Hospiz" verbunden, worin man, dem Gebote gemäss, die Fremden beherbergte. Eugipp c. 1: (Severinus) reversus ad hospitium, quo ab ecclesiae fuerat custode susceptus cf. c. 24: presbyter hospitalitatem praebere cupiens. Vgl. hiezu Ratzinger, Gesch. der kirchl. Armenpflege. I. 118.

[3]) Eugipp c. 17: ut pene omnes per universa oppida vel castella pauperes ipsius (sc. Severini) industria pascerentur. — cuius largitionem tam piam in pauperes plurimi contemplantes, quamvis ex duro barbarorum imperio famis angustiam sustinerent, devotissime frugum suarum decimas pauperibus impendebant.

[4]) „substantiam pauperum captivorumque" nennt Severin c. 42 selbst sein Kloster; pro decimis autem dandis, quibus pauperes alerentur, Norici quoque populos missis exhortabantur epistolis. c. 18. frugum decimas pauperibus offerre. c. 19.

Mit der Armenpflege gieng die Sorge für die Lösung der Gefangenen Hand in Hand. Wie in Noricum sehen wir auch in Raetien auf diese Weise den socialen Uebelständen der Zeit entgegenarbeiten [1]). Um die „armen Gefangenen" loszukaufen, gieng man auf die Märkte im Barbarenland, auf denen das Geschäft dann abgemacht ward [2]). Auch in diesem Punkte ergänzt Eugipp vortrefflich, was wir aus anderen Quellen über diese Verhältnisse wissen. Priscus berichtet, wie bei der Belagerung von Sirmium durch die Hunnen, im Jahre 441—442, der dortige Bischof Constantius Jemandem goldene Kirchengefässe übergab, um ihn, oder nach seinem Tode Andere, die in Gefangenschaft gerathen wären, wieder zu lösen.

Wir kommen darauf, die Verhältnisse zwischen Romanen und Germanen in diesen Zeiten zu erörtern. Es waren dieselben nicht überall und nicht allemal die gleichen. Die verschiedenen Stämme der Germanen standen noch auf sehr verschiedenen Stufen der Entwicklung. Bei den Sueven, den Alamannen, den Herulern und den Thüringern dauerte theilweise noch der unstäte Zustand fort, wonach die überschüssige Bevölkerung unter Anführung irgend eines Häuptlings einfach auf einen Beutezug nach „Romanien" ausgieng; nicht mit Unrecht wurden sie von den Romanen als „Räuber" bezeichnet und behandelt [3]). Von

[1]) Vgl. die Grabschrift des Bischofs Valentinian von Chur († 548), die ihm sein Neffe und Nachfolger Paulinus gewidmet hat:

„Hoc iacit in tomolo, quem deflevit Retica tellus
Maxima summorum gloria pontificum:
Abiectis qui fudit opes, nudataque texit
Agmina captivis praemia larga ferens etc."

Bei Mommsen, inscript. Helvet. p. 100. Vgl. Planta, das alte Raetien S. 278. Im Uebrigen Ratzinger, a. a. O. und H. Rückert, Culturgeschichte II. 395.

[2]) Vgl Eugipp. c. 6. c. 9. c. 10.

[3]) Schon auf den Inschriften des 2. und 3. Jahrhunderts. In der Gegend von Ofen ist unter Commodus die Rede von „burgis a solo exstructis item praesidiis per loca opportuna ad clandestinos latrunculorum transitus oppositis." C. I. L. III. p. 436. n. 3385. Aehnlich an anderem Orte unter Severus. n. 3387. Hiezu vgl. man Eugipp's Aussprüche. c. 10: latrones. c. 5: praedones barbari. c. 5: turba latrocinantium et barbari. c. 31: praedonum vastatio creberrima. Sie laufen auch davon wie Räuber: c. 30. — c. 4 wird als ihr Motiv angegeben „aviditas praedandi." Heruler werden so genannt c. 24. Alemannen, von denen eine zahlreiche Schaar (copiosissima multitudo) vor Tiburia „feraliter cuncta vastavit", c. 25.

jenseits der Donau schwärmten sie herüber durch die ganze Provinz, nicht nur des Ufers, sondern auch des Binnenlandes; es ward geplündert, gemordet und gefangen. Unvermuthet erschien wol auch einer ihrer kleinen Könige mit geringem Erfolge, gleichsam privatim [1]. Diese Haufen versteckten sich dann tagüber in die Wälder, nachts rückten sie an mit Leitern versehen, um die Mauern zu ersteigen [2]. Kein Castell war vor ihren Anfällen sicher [3]. Alle Wege wurden unsicher gemacht [4]; Wanderer waren des Todes, wenn die Barbaren sie ereilten [5].

War einmal eine Stadt in den Händen einer solchen Horde, so war auch nichts mehr vor ihnen sicher; sie erschlugen Alles, was ihnen unter die Hände kam, selbst die Priester in der Kirche [6] und raubten, was nicht niet- und nagelfest war: nichts blieb übrig, als die nackten Wände, die sich nicht fortschleppen liessen. Was noch am Leben war, wurde in die Gefangenschaft abgeführt und zu Hunderten verkauft oder nur gegen reichliche Lösung wieder freigegeben [7].

Diese Klasse von Barbaren war die böseste, da sie um göttliches und menschliches Recht sich gar nicht kümmerte. Andere standen bereits auf einer höheren Stufe, indem sie nicht nur todtschlugen, sondern auch zu pactiren bereit waren; in Folge dessen das Verhältnis zwischen Romanen und Germanen schon auf eine festere, gesichertere Grundlage zu stehen kam. So war es z. B. in Commagenis und zwar, wenn anders Eugipp hierin genau ist, schon zur Zeit von Severin's Ankunft. Unfähig die Barbaren zu vertreiben, liessen die Romanen hier dieselben vertragsmässig in die Stadt, als „Bundesgenossen und Beschützer",

[1]) K. Gibold der Alemannen c. 19. Chunimundus paucis barbaris comitatus oppidum Batavis invaserat. c. 22.

[2]) Vgl. c. 30: scalae, quas ad urbis excidium praeparantes etc..

[3]) cum pene nullum castellum barbarorum vitaret incursus. c. 11.

[4]) c. 37: Mönche in Gefahr: periculum, qua barbaris evaserant.

[5]) c. 20: Soldaten, die Sold holen wollten, erschlagen.

[6]) Vgl. c. 22. 24 über den Fall von Batavis und Jopia. Einer dieser Priester wird dort aufgehängt. c. 27: nec defuit contemptoribus (Severini) gladius inimici.

[7]) Vgl. c 19, wo von siebenzig Gefangenen die Rede ist. Vgl. c. 24, wo Severin warnt: „si in hac nocte remanserint, sine dilatione capientur."

wie man etwas euphemistisch sie nannte [1]): denn diese „Beschützer“ waren damit ja zugleich die Herren der Stadt und deren Bewohner gleichsam die Gefangenen der Besatzung, die sie eingenommen hatten [2]).

Durch einen glücklichen Zufall gelang es den Bürgern von Commagenis ihrer ungeladenen „Gäste“ wieder los zu werden: ein Erdbeben setzte diese so in Schrecken, dass sie in der Meinung, ihre Feinde kämen die Stadt zu belagern, aus den Thoren eilten und bei der herrschenden Finsternis und Verwirrung sich gegenseitig schädigten und umbrachten [3]).

Ein Bild im Kleinen des Schauspieles, das bald nachher Odovacar in Italien im Grossen aufgeführt hat, wo ja auch die „Schützer“, d. h. die germanischen Söldner, meuterten und sich hiebei genau an die Einquartirungsgesetze des römischen Reiches hielten, indem sie den besitzenden Klassen je ein Drittel ihres Besitztums wegnahmen [4]). Die Ostgothen unter Theoderich haben sich dann ganz in derselben Weise als „Gäste“ — „hospes“ hiess der einquartirte Soldat — in Italien eingeführt: wie die anderen Stämme der Germanen in anderen Landschaften auch.

Sobald einmal die „Schützer“ in dieser Stellung sich be-

1) Jener Euphemismus gehörte in das System der Heuchelei, das im „heiligen“ römischen Reich nun einmal gäng und gäbe war und blieb. Kluge Leute, deren es zu allen Zeiten einige gegeben hat, wussten schon, woran man war. Auch liessen die Schriftsteller zwischen den Zeilen manches durchblicken. So rühmt z. B. der Lobredner Pacatus in seinem Panegyricus c. 32, 4 von Theodosius, dass er es verstanden habe, die fremden Nationen in römischen Kriegsdienst zu ziehen, der Gothe, Hunne, Alane bewache die Städte Pannoniens als Soldat, die er als Feind geplündert. c. 11, 4 aber sagt die Republik zu Theodosius: „perdidi infortunata Pannonias, lugeo funus Illyrici.“ Bei Büdinger a. a. O. S. 39. A. 3.

2) c. 1: „(Oppidum Commagenis) barbarorum intrinsecus consistentium, qui cum Romanis foedus inierant, custodia servabatur arctissima, nullique ingrediendi aut egrediendi facilis licentia praestabatur.“ Einem Unbewaffneten, wie Severin war, wird jedoch der Eintritt nicht verweigert.

3) c. 2: barbari intrinsecus habitantes exterriti, ut portas sibi Romanos cogerent aperire velociter — aestimantes se quam vicinorum hostium obsidione vallatos plebs servata praesidio.

4) Vgl Dahn, Die Könige der Germanen II. 43 f. Odovacar siedelte seine Söldner durch ganz Italien an. Hist. misc. p. 99: „barbari per universas urbes diffusi.“ Nicht, ohne dass auch hier Widersetzlichkeiten vorgekommen wären: „multas civitates parantes resistere extinctis habitatoribus ad solum usque dejecere.“

haupten konnten, war das betreffende romanische Gebiet in den Händen der Germanen.

Endlich gab es Stämme, die bereits in stabile Verhältnisse eingetreten waren und romanisches Land bleibend occupirt hatten. In diesem Falle befanden sich damals die Gepiden in Dacien, die Gothen in Pannonien und theilweise die Rugen in Noricum.

Man war nemlich schliesslich auch hier auf den vernünftigen Gedanken gekommen, die Romanen nicht mehr todtzuschlagen und zu plündern, sondern sie zu schützen und tributpflichtig zu machen.

Das war die Politik, die König Fava verfolgte. Bereits früher, als die oberen Donaucastelle sich noch hielten, hatten deren Bewohner gestrebt, mit „Rugiland" ein Handels- und Schutzbündnis einzugehen [1]). Als dieselben dann zur Auswanderung in die östlichen Städte, zuletzt nach Lorch, gedrängt worden waren, veranlaste er nicht ohne einige Gewaltsamkeit, dass die Romanen auch dieses aufgaben und nach Favianis und andere Orte übersiedelten, die den Rugen bereits zinspflichtig waren [2]). Von da an waren hier Romanen und Germanen in „wolwollender Gemeinschaft" zu einem Staate vereinigt [3]).

Severin, der bei all diesen Begebenheiten den Mittler zwischen beiden Theilen gemacht hatte, ermahnte den König noch kurz vor seinem Tode, er möge mit diesen Unterthanen so umgehen, wie er einst für seine Regierung dem Herrn Rechenschaft geben zu können wünsche. Und der König versprach es [4]).

Rechte und Pflichten, Leistung und Gegenleistung waren

[1]) Eugipp. c. 22. Die Städter fordern „mercandi licentiam." Severin meint: „quid necesse est mercimonia providere, ubi ultra non poterit apparere mercator"? Sie antworten: „non se debere contemni, sed consueto sublevari regimine." Dahn, Münchener Gel. Anz. 1859. n. 34: „Althergebrachte Rechte oder früher gewährter Schutz? Wol beides."

[2]) Eugipp. c. 31 definirt der Rugenkönig die Zielpunkte seiner Politik: „Hunc populum non patiar Alamannorum aut Thuringorum iniquorum saeva depraedatione vastari vel gladio trucidari, aut in servitium redigi, cum sint nobis oppida seu castella in quibus debeant ordinari." Diese werden dann näher bezeichnet als „oppida tributaria atque vicina, quae a Rugis tantummodo dirimebantur Danubio."

[3]) Eugipp. c. 31: Romani benevola cum Rugis societate vixerunt.

[4]) „ut ita cum sibi subiectis ageret, quo se iugiter cogitaret pro statu regni sui rationem domino redditurum." c. 40.

einigermassen jetzt ins Gleichgewicht gebracht. Die Germanen sollten durch das Schwert, die Romanen dnrch ihre financiellen Leistungen das gemeinsame Staatswesen aufrechterhalten. Wie bei anderen Stämmen, so wuchs auch bei den Rugen durch diese Stabilirung der Herrschaft das Königtum an Machtvollkommenheit; der eroberte Boden und dessen Bewohner waren zunächst Krongut. K. Fava hat seinem Bruder Friedrich Favianis als Apanage vermacht; dieser lies den Besitz durch einen eigenen Beamten — „villicus“ wird er genannt — verwalten [1]).

Auch über einen grossen Theil der Gefangenen, vielleicht sogar über alle, scheint der König das Verfügungsrecht gehabt zu haben: der Alemanne Gibold hat einmal auf Severins Bitten deren eine grosse Menge freigegeben [2]).

Fühlte sich nun aber auch die Mehrzahl der Romanen durch die Neugestaltung der Dinge befriedigt, so gab es doch eine fanatische Minderheit, die es höchst „ungerecht“ fand, dass Romanen von Germanen beherrscht würden [3]). Für diese Eiferer war das römische Reich das „gelobte Land“; aus der Bibel wiesen sie nach, dass die Welt zugleich mit ihm zu Grunde gehen würde. Danach construirten sie sich ihre Politik: damit die Welt noch länger existiren konnte, musste man die Herrschaft des Reiches wiederherstellen und zu diesem Zwecke die Staatenbildungen der Barbaren zerstören. So ist nachher durch Justinian noch einmal unter dem Beifall der orthodoxen Romanen die Reaction des Römertums in Africa gegen die Vandalen, in Italien gegen die Gothen siegreich geworden; hat Rom gegen die Langobarden gekämpft und deren Staat vernichten helfen; hat Karl d. Gr. sein Kaiserreich gegründet, um diesen Ideen Rechnung zu tragen, die noch immer eine zahlreiche Partei auf ihre Fahne schrieb: das römische Papsttum hat dieselben adoptirt und mit-

[1]) Eugipp. c, 42: cum Fridericus a fratre suo ex paucis, quae super ripam Danubii permanserant, oppidis unum acciperet Favianis. Cf. c. 45.

[2]) Eugipp. c. 27. K. Gibold verspricht „quantos recepturus fuisset numeros captivorum“, freizulassen. Severin bittet, er möge seine Plünderzüge einstellen und „captivos, quos sui tenuerant“, zurückgeben: danach konnte der König darüber verfügen.

[3]) Eugipp c. 40 läst Severin, der zu den Rugen im besten Verhältnisse stand, gleichwol von der künftigen Befreiung „ab i n i u s t a barbarorum dominatione“ sprechen.

telst derselben das „Reich“ in „Vierfürstentümer“ aufgelöst; noch heute ist der Ultramontanismus, der Verfechter jener römischen Staatsidee angewandt auf das römische Papsttum, stark in Europa und predigt (was wir Alle glauben) den Untergang der Welt, der Sittlichkeit und dgl. m., wenn man ihn nicht mit souveräner Willkür schalten und walten läst.

Eine solche Partei also gab es vor vierzehn Jahrhunderten auch im Staate der Rugen, der deutsch war, während jener Theil seiner Unterthanen Rom als „gelobtes Land“ betrachtete; so ward hier die religiöse Frage acut und für die Politik von der grössten Bedeutung.

Schon im dritten und vierten Jahrhundert hatte bei den Gothen das Christentum Wurzel gefasst, namentlich durch die zahlreichen Gefangenen, die sie aus dem ganzen Osten des römischen Reiches zusammengeschleppt hatten. Ulfilas selbst, der berühmte Apostel des Volkes, stammt von kappadocischen Eltern ab; die lebhafte Verbindung zwischen der Kirche von Cappadocien und den gothischen Christen hat Jahrhunderte lang angehalten [1]).

Man weiss, wie dann eine zeitlang eine Reaction gegen das Christentum eintrat. Dieses suchte eine Annäherung an das römische Reich herbeizuführen, was die Gegner als Verrath an der Sache des eigenen Volkes bezeichneten. Die nationalheidnische Partei hat zuletzt in den Jahren 370—372 Gewalt gebraucht; die Christen, die sich weigerten zum alten Glauben zurückzukehren, wurden getödtet und, als man wegen der grossen Menge dies Verfahren fortzusetzen sich scheute, zur Auswanderung nach römischen Gebieten gezwungen [2]).

[1]) Die Acta s. Sabae haben die Ueberschrift: „ecclesia Dei, quae est in Gothia ecclesiae Dei, quae est in Cappadocia et omnibus ecclesiae catholicae Christianis.“ Vgl. Rückert, Culturgeschichte I. 197 ff.

[2]) Die Acten einiger damals umgekommener Christen geben uns darüber interessante Einzelnheiten. Man führte ein Götzenbild auf einem Wagen zu den Zelten herum, damit ihm Opfer und Anbetung geleistet würde. Geschah das nicht, so wurde das Zelt mit den Inwohnern verbrannt: in ein Zelt, das als Kirche diente (ἐπὶ τὴν σκηνὴν τῆς ἐνθάδε ἐκκλησίας) flohen Männer und Frauen mit Kindern und Säuglingen und kamen dort ums Leben. Acta Nicetae. A. SS. 5. Sept. Nach der Vita S. Sabae (Acta SS. April 11. p. 967) drang der Verfolger Atharidas,

Bald darauf erfolgte der Anprall der Hunnen gegen das ostgothische Reich, das demselben unterlag; die Westgothen, um sich zu retten, traten auf römisches Gebiet über. Derselbe Athanarich, der einst der Führer der nationalen Partei gewesen war, wurde nunmehr ein Bewunderer der römischen Cultur und ein eifriger Christ. Von den Gothen verbreitete sich dann das Christentum, ohne das wir den näheren Verlauf anzugeben im Stande wären, zu den übrigen Germanenstämmen, die mit ihnen in Verbindung standen. Und zwar war es das mehr rationalistisch gefärbte arianische Bekenntnis, worin Christus als Mensch aufgefasst wird, das sie annahmen, weil es unter K. Valens eben das von der römischen Regierung protegirte gewesen war, und sie blieben demselben treu, auch nachdem die officiellen Kreise im Reiche sich wieder dem spiritualistischen System des Athanasius, das Christum als Gott bezeichnete, in die Arme geworfen hatten

Es ist dies, wenn ich recht sehe, ein Umstand gewesen, der auf das Verhältnis zwischen Germanen und Romanen in den Donauprovinzen nicht ohne Bedeutung geblieben ist. Die arianische Lehre hatte nemlich in diesen Landschaften auch unter den Romanen zahlreiche Anhänger gefunden: Sulpicius Severus hat um das J. 400 Pannonien als von dieser Häresie auf das heftigste ergriffen hingestellt. Da wird denn die unterdrückte Partei an den Gothen, die alsbald dort sich niederliessen, einen Rückhalt gesucht und gefunden, der gemeinsame Glaube zur Consolidation der gothischen Herrschaft beigetragen haben [1]).

der Sohn des Rhotesteus, mit einer Schaar in das von den Christen bewohnte Gebiet ein, lies sie gefangen nehmen und hinrichten. Es werden dann 2 gothische Geistliche genannt, Gutthica und Sansala, von denen dieser anfangs über die Donau geflohen war, zum Osterfest aber zurückgekehrt gleichfalls seinen Tod fand. Den Uebrigen „dum prae multitudine horreret interficere, dedit licentiam, de regno suo exire atque in Romanorum migrare provinciam.“

[1]) Germanische Einwirkungen auf die Romanen auch in dieser Hinsicht sind allerdings nachzuweisen. Eugipp erwähnt einmal c. 22. 23 den Segen des hl. Johannes; es ist dies aber nichts anderes als ein Liebestrank, der bei den christlichen Germanen an die Stelle alter heidnischer Opfer getreten war. Vgl. hiezu Muchar, Röm. Noricum II. 204. Gretser opp. V. 2 S. 268 f. J. Grimm, D. Mythologie 54 f. J. V. Zingerle, Johannissegen und Gertrudenminne. Sitzungsber. d. Wien. Ak. XL. (1862) S. 177. Dagegen Al. Huber I. 379 aus unzureichenden Gründen. — Aehnliche Bräuche bei Griechen und Kelten (vgl. Gretser l. c.) knüpfen nicht an S. Johannes an.

In den anderen Landschaften, wo die Orthodoxie die Oberhand gewonnen hatte, ward der Gegensatz zwischen Romanen und Germanen zugleich der von Katholiken und Arianern; wurden diese als „häretische Feinde“ angesehen [1]) und der Unterschied der Confession bei jedem Anlasse betont: „wenn uns éin Glaube verbände“, sagt Severin einmal zum Rugenkönig Feletheus, dem Vater des Fava, „dann würde volle Uebereinstimmung in allen Dingen zwischen uns möglich sein“; so verkehre man nur über weltliche Angelegenheiten, könne über sie allein seinen Rath abgeben [2]).

Diese Gegensätze erfüllen dann die ganze innere Politik; im Königshause selbst ist man darüber nicht einig. Der König Fava wird uns geschildert als billiger und rechtlicher Mann, der mit sich reden läst und die Romanen anständig zu behandeln gewillt ist [3]); in derselben Weise etwa, wie das K. Theoderich nachher in Italien durchzuführen versucht hat. Das gemeinschaftliche christliche Bekenntnis sollte als Basis trotz der nebensächlichen Verschiedenheiten genügen; deshalb ist er mit Severin, der bei den Romanen das grösste Ansehen sich erworben hat, in engster Verbindung [4]). Die Königin Gisa hingegen ist anderer Meinung. Ihrem Gemal zwar ist sie aufrichtig ergeben: mehr als Gold und Silber und Alles in der Welt liebe sie ihn, sagt sie zu Severin, der ihr nicht sehr hold ist: den Romanen gegenüber wird sie als „schlimm“ und selbst grausam bezeichnet [5]). Sie betrachtet dieselben als ihre Knechte und erlaubt sich deren über die Donau aufs andere Ufer schleppen zu lassen, um sie

1) „hostes haeretici.“ Eugipp. c. 4.

2) c. 5: si nos una catholica fides annecteret etc. Man bemerke, dass Eugipp unter K. Theoderich schrieb, wo diese Fragen neuerdings von Bedeutung waren, der Abt von Lucullanum sich also vorsichtig ausdrücken musste und wol auch mitunter Severin seine eigene Meinung in den Mund legt. — Ueberhaupt ist die Vita Severini eine sehr gute Quelle, um den Gedankengang gewisser Kreise in der Ostgothenzeit zu verfolgen.

3) Vgl. Eugipp. c. 8. 40.

4) Dass es auch einer solchen Politik nicht an der realen Grundlage mangelte, beweist der Umstand, dass Severin bei den Germanen nicht weniger als bei den Romanen als heiliger Mann galt, in seinen Klöstern bereits Barbaren als Mönche lebten. Cf. c. 35: Bonosus, monachus b. Severini, barbarus genere.

5) c. 8. 40: crudelissima. c. 45: noxia.

hier zu den strengsten Dienstleistungen anzuhalten [1]). Sie pocht auf das Recht, mit ihren Knechten thun zu können, was ihr, der Herrin, beliebt [2]). Ihren Gemal, den sie — wie unser Berichterstatter merken läst — etwas beherrscht zu haben scheint, suchte sie von seiner milderen Politik beständig abwendig zu machen [3]).

Ueberhaupt eine sehr energische Frau; auch das religiöse Moment tritt bei ihr merklich hervor: eine eifrige Arianerin ist sie den Katholiken spinnenfeind. Severins Einmischung in weltliche Dinge wies sie mit spitzen Worten ab: er, der Mann Gottes, solle im stillen Kämmerlein dem Gebet obliegen [4]), sich nicht aber um anderes kümmern, was ihn nichts angehe. Sie hat wol versucht, einige Katholiken nochmals zu taufen [5]); mit Mühe hielt sie der kühler denkende Gemal von diesen und ähnlichen gehässigen Schritten zurück.

Dieser Zwiespalt erstreckte sich auch auf die anderen Mitglieder des königlichen Hauses. Der Bruder Fava's, Friederich, ist ebenfalls dafür, gegen die Romanen schonungslos vorzugehen. Meinungsverschiedenheiten, die zuletzt eine gewaltsame Katastrophe herbeiführten, als Friederich von seinem eigenen Neffen erschlagen worden war.

Eugipp führt uns, indem er diese Verhältnisse schildert, auch noch andere Züge vor, die die Haltung an diesen königlich germanischen Höfen charakterisiren. Wir lernen die Residenz des Alemannenkönigs Gibold kennen: der Abgesandte Severin's muss eine gute Weile „an der Pforte" des Palastes antichambriren. Endlich, nachdem bereits einige Tage verstrichen waren, kommt Jemand von den Leuten des Königs, ein „Bote", um zu fragen, woher er sei und was er wolle; darauf wird er zur Audienz zugelassen [6]).

Man erinnert sich an die Gemächlichkeit der Germanen, wie

[1]) c. 8: Romanos diris conditionibus aggravabat, quosdam etiam Danubio abduci iussit; vilissimi sc. ministerii servitute damnandos.

[2]) c. 8: liceat nobis de servis nostris ordinare quod volumus.

[3]) c. 8: semper a clementiae remediis retrahebat (regem).

[4]) »ora tibi, serve Dei, in tua cellula delitescens.« c. 8.

[5]) rebaptizare quosdam est conata catholicos. c. 8.

[6]) c. 19: Amantius diaconus — multis diebus non potuit nunciari. — ianua regis. — regis nuntius.

Tacitus sie schildert, wenn sie öffentliche Angelegenheiten erledigen sollten: seit das Schwergewicht der Entscheidung von der Volksversammlung an den König gekommen war, hatte sich daran nichts geändert. Des Priscus Bericht über Attila's Hofhaltung stimmt damit überein, wonach der Gesandte überall freien Zutritt hatte, weil er den Leibwächtern und dem Gefolge des Herrschers bekannt war [1]).

Auch an den Hof König Fava's werden wir geführt; er zeigt ebenfalls Analogien zu den Zuständen im hunnischen Reiche und dem Berichte des Priscus. Wir wissen daraus, dass Attila gefangene Römer dazu verwandte, sich seine Residenz möglichst comfortabel einzurichten: so musste z. B. ein Baumeister aus Sirmium ihm ein Bad bauen [2]); und da es im Flachlande zwischen Donau und Theiss an Steinen gebrach, so wurden deren aus südlicheren Gegenden herbeigebracht; schon damals hat man allem Anscheine nach inschriftliche Denkmale zu derlei profanen Zwecken benützt, wie dies seither öfter geschehen ist [3]). An Attila's Hofe ward ferner besondere Rücksicht genommen auf Schmuck und köstliches Geschmeide, auf Tapeten und Webereien: ausführlich werden vou Priscus die Arbeiten der Dienerinnen beschrieben, die unter der Leitung der königlichen Frauen selbst ausgeführt wurden.

So finden wir denn auch am rugischen Hofe eine eigene Werkstatt eingerichtet — „ergastulum“ genannt, wie die altrömischen Sclavenzwinger; — es waren Goldarbeiter da, merkwürdigerweise barbarischer Abkunft, während man gerade in solchen Dingen romanische Künstler erwartete; uud diese Arbeiter hatten zu erdulden, was einst im grauen Altertum dem Daedalus widerfahren und jetzt wieder nicht mehr ganz ungewöhnlich war: je kunstfertiger sie sich zeigten, in desto engerer Haft wurden sie gehalten, als kostbares Material, dessen Besitz man sich wahren müsse. So waren denn diese Goldarbeiter, durch die strenge

[1]) Prisc. Exc. p. 198 Bonn.

[2]) Aehnlich berichtet Theophylact Simocatta I, 40 p. 40 Bonn. von den Avaren, dass der Chakan Baian einmal aus Rücksicht auf seine Frauen, die sich dies als Gnade ausbaten, bei einem Verheerungszuge römische Badeanlagen schonte und einer seiner Nachfolger gefangene Römer geflissentlich in Pannonien, namentlich in Sirmium, ansiedelte. Vgl. Büdinger, Oest. Gesch. I, 69.

[3]) Vgl. C. I. L. III. p. 420. 425.

Haft und die angestrengten Bemühungen, zu denen sie verhalten wurden, bereits ganz ausgemergelt [1]). Da kam eines Tages der kleine Friederich, der Königssohn, von kindlicher Neugierde getrieben, hinab in die Werkstätte, wo jene arbeiteten. Sogleich ergreifen diese die günstige Gelegenheit; sie nehmen den Knaben fest und drohen, erst ihn und dann sich selbst zu tödten, wenn man sie nicht freiliesse; man muss ihnen eidlich versichern, den eingegangenen Pakt auch wirklich zu halten: so erlangen sie endlich die ersehnte Freiheit.

Während so die Zustände bei den einzelnen germanischen Stämmen und ihr Verhältnis zu den unterworfenen Romanen sich consolidirte, kamen dabei doch zugleich auch Gegensätze anderer Art zu Tage, welche von der grössten Bedeutung geworden sind, nemlich die Gegensätze zwischen den einzelnen jener germanischen Stämme selbst. Dieselben äusserten sich zunächst in den Schimpfvergleichen, mit denen ein Stamm den andern höhnte. Eine Reihe schöner Sagen ist uns darüber erhalten [2]). So spotteten die Gepiden über die Langobarden, weil sie weisse Fussbinden trugen, als sähen sie aus wie „alte Mähren." Es standen aber die Gepiden seit alter Zeit in Fehde mit den Langobarden; mit wechselnden Glücke haben sie gegen einander gekämpft, bis zuletzt die Gepiden ihren Gegnern erlagen, die mit den wilden Avaren gemeinsame Sache gemacht hatten: Trümmer dieses Volksstammes haben noch Jahrhunderte hindurch, erst in souzeräner Stellung unter den Avaren und später in fränkischer Zeit an der Theiss und Donau, sich erhalten.

Wie die Langobarden und Gepiden in den östlichen Landschaften so standen in den westlichen die Gothen und Rugen sich feindlich gegenüber. Die Gothen waren viel grösser an Zahl und missgönnten den Rugen ihre Erfolge.

K. Flacciteus gieng einmal ihre Fürsten an, ihm den Durchzug nach Italien zu gestatten, offenbar auf der grossen Heerstrasse von Carnuntum über Savaria und Poetovio. Es ward ihm dies rundweg abgeschlagen: Flacciteus fürchtete, indem er vor Severin in

[1]) c. 8: quosdam aurifices arcta custodia (Gisa) clauserat pro fabricandis regalibus ornamentis; — macerati diuturnis ergastulis.

[2]) Vgl. Dahn, Könige der Germanen II. 26.

Klagen sich ergieng, schon das äusserste, dass er nemlich möchte überfallen und niedergehauen werden [1]).

Die Gothen hatten sich Italien eben selbst ausersehen; bald nachher ist jener Haufe, der die Rugen so erschreckt hatte, dahin abgezogen [2]).

Die Rugen ihrerseits verhalten sich nicht weniger exclusiv gegenüber den Alemannen und Thüringern. Sie gönnen diesen nicht, die norischen Romanen zu plündern und auszubeuten, sondern wollen dieselben für sich reservirt wissen [3]). Die in Commagenis eingedrungenen Barbaren sind in Angst vor ihren eigenen Landsleuten, sie glauben sich zuletzt von denselben angegriffen [4]). Dem K. Fava wird von einigen Barbaren eifrig nachgestellt, ihm einmal an drei Orten zugleich ein Hinterhalt gelegt; mehrere Rugen werden von ihnen gefangen [5]). Wie ja andererseits an derem königlichen Hofe auch gefangene Barbaren zu den strengsten Arbeiten angehalten werden.

Von Dauer, wie gesagt, sind diese germanischen Staatenbildungen auf dem Boden unserer Landschaften nicht gewesen, eine so hervorragende Rolle in der Geschichte derselben sie durch zwei Jahrhunderte gespielt haben. Sie giengen zu Grunde einerseits an dem Gegensatz zum officiellen römischen Reiche, das auf den grösseren Theil ihrer romanischen Unterthanen noch immer seine Anziehungskraft nicht verloren hatte, andererseits an der eben bemerkten Feindseligkeit der deutschen Stämme

1) Rex Flacciteus coepit nutare — habens Gothos ex inferiore Pannonia vehementer infensos, quorum innumera multitudine terrebatur. — In suis periculis — dum vehementissime turbaretur, — Severinum consulebat: deflebat, se a Gothorum principibus ad Italiam transitum postulasse, a quibus se non dubitabat, quia hoc ei denegatum fuerat, occidendum. c. 5.

2) Severin tröstete a. a. O. den Flacciteus: „Gothorum nec copia nec adversitate turbaberis, quia cito securus eis discedentibus tu desiderata prosperitate regnabis.“ Ein Passus, der für die Chronologie der hier erzählten Begebenheiten nicht ohne Bedeutung ist. Im J. 473 wandte ein Theil der pannonischen Gothen sich nach Moesien, ein anderer unter Widemir zog nach Italien und in Folge einer Aufforderung des K. Glycerius von da nach Gallien. Jordan. Get. c. 56. Vgl. hierüber Tillemonts Excurs, H. d. Emp. VI. 1031—1033. Pallmann II. 408.

3) Eugipp c. 31.

4) c. 2.

5) c. 5.

unter sich. Uneinigkeit im Innern, unter den Mitgliedern des königlichen Hauses, die eine verschiedene Politik befolgten oder auch privatim sich gegenseitig gram waren, that das übrige. Dies Loos traf auch den Staat der Rugen.

Gerufen von einer der Parteien, ersehnt von der romanischen Bevölkerung Ufernoricums überzog Odovacar, der Regent von Italien, die Rugen zweimal mit Krieg [1]) und zerstörte ihren Staat; den König und die Königin führte er gefangen hinweg. Zugleich aber verfügte er, da die Donaulinie sich nicht länger halten lies, die Abführung der Romanen aus der Uferlandschaft nach Italien, wo sie angesiedelt wurden [2]).

[1]) In den J. 487 und 488 n. Chr. Die Chronologie dieser Kriege kennen wir aus den Annalen der Hauptstadt Ravenna; alles nähere Detail aus Eugipp und aus Ennodius (vita Epiphanii; Panegyricus Theoderici regis). Vgl. Waitz, Nachrichten der Götting. Ges. 1865. S. 113 f. Büdinger Oest. Gesch. I, 52. Pallmann II, 413. Man sieht, wie sich die zwei Arten von Quellen, die officiellen und die popularen, gegenseitig ergänzen.

[2]) Die Massregel ist jener analog, welche Aurelian einst für das Traianische Dacien verfügt hatte; nur sind wir darüber genauer unterrichtet. Der Wortlaut der Quelle ist interessant: wie dort Flavius Vopiscus, so sucht hier Eugipp darzuthun, dass alle Provincialen auf römisches Gebiet abgeführt worden seien, die römische Sache also eigentlich gar keine Einbusse erlitten hätte. Eugipp läst den Severin schon weisssagen: „universos in Romani soli provinciam absque ullo libertatis migraturos incommodo“ c. 31 (Welser). „Scitote,“ inquit, „fratres sicut filios Israel constat ereptos esse de terra Aegypti: ita cunctos populos terrae huius oportet ab iniusta barbarorum dominatione liberari: etenim omnes cum suis facultatibus de his oppidis emigrantes ad Romanam provinciam absque ulla sui captivitate pervenient.“ c. 40. Die Ausführung geschieht dem entsprechend: Aonulfus vero praecepto fratris admonitus universos iussit ad Italiam migrare Romanos. Tunc omnes incolae — s. Severini oracula cognoverunt. — Universi per comitem Pierium compellebantur exire. Cunctis nobiscum provincialibus idem iter agentibus: qui oppidis super ripam Danubii derelictis, per diversas Italiae regiones varios suae peregrinationis sortiti sunt fundos. c. 45. Wie für Dacien die Stelle des Flavius Vopiscus, so hat für Noricum diese des Eugipp zu den wunderlichsten Auslegungen Anstoss gegeben Es wurde angenommen, dass in der That alle Romanen die Odovacar unterworfenen Donauprovinzen verlassen hätten oder dass mindestens ganz Noricum gemeint sei; so Wittmann, Eichhorn und Andere: man wollte tabula rasa gemacht wissen zwischen römischer und deutscher, resp. slavischer Zeit: was ein verfehltes Unternehmen war. Vgl. darüber Glück in den Sitzungsber. d. Wiener Akad. XVII. S. 89.

VIII. „Ladiner“ oder „Walchen“, „Rumunen“ oder „Walachen“ und deren Schicksale im Mittelalter.

Zwei Massen Volkes von römischer Raçe haben sich auf dem Boden der einstigen Donaulandschaften bis auf unsere Tage erhalten. Eine kleinere im Westen, die jetzt in raschem Hinschwinden begriffen ist, während sie vor tausend Jahren noch ziemlich bedeutend war: die sog. „Walchen“ — wie sie in Graubündten noch heissen und einst auch bei uns hiessen — oder „Ladiner“, wie die Enneberger und Groedner sich selbst bezeichnen, oder „Romaunschen“, wie jene wol von den Nachbarn genannt werden. Die beiden Zweige dieser romanischen Raçe, die in Bündten und Tirol noch existiren, sind dermalen zusammen 54—60000 Köpfe stark.

Die zweite der Massen, von denen hier die Rede geht, sind die „Walachen“ — wie sie von Slaven und Deutschen genannt werden, oder „Rumunen“, wie ihr einheimischer Name lautet, oder „Romänen“, wie sie wol sonst auch bezeichnet werden. Sie haben ihre Wohnsitze in den heutigen Donaufürstentümern, in Bessarabien und der Bucowina, in Siebenbürgen, dem Banat und im östlichen Ungarn über eine Fläche von mehr als 4900 □ Meilen zerstreut und zählen dermalen fast 8 Millionen Köpfe.

Diese beiden Massen von Donau-Romanen nehmen unter den romanischen Völkern einen abgesonderten Rang ein, bilden zwei eigentümliche Sprachkreise der sog. „lateinischen Raçe.“

Sehen wir zuerst auf unsere Landsleute, die „Ladiner.“ Es sind diese „Ladiner“ die Ueberbleibsel eines Stammes, der zur

Zeit seiner Blüte bogenförmig über dem Gebiete der italienischen Zunge vom adriatischen Meer bis zum St. Gotthardt sich hinerstreckte, so dass die friaulische Mundart auf der einen, und die churwälsche auf der anderen Seite seine Endglieder bildeten [1]). Es standen aber damit während des früheren Mittelalters noch im Zusammenhange die jetzt ausgestorbenen Romanen in den Landschaften des mittleren wie des nördlichen Raetiens und von Noricum, in den Seitenthälern der Drau, in Oberösterreich, um Salzburg, am Chiemsee, an der Donau selbst.

Die ladinische Sprachgruppe in Südtirol, welche ausser Enneberg (Marèo) und Groeden auch Abtei (Badia — die Fortsetzung des Ennebergerthales, die einst der Abtei Sonnenburg gehörte), Buchenstein (Livinalongo) und Ampezzo umfasst, zeigt noch heute zahlreiche und grelle Sondereigentümlichkeiten. Mit Recht schliesst daraus Chr. Schneller, dass die Lautverhältnisse dieses Kreises auch früher, da er gegen Norden, Osten und Westen hin eine weit grössere Ausdehnung hatte, ungemein mannigfaltig gewesen sein müssen: jedes Thal hat seine eigene Mundart gehabt, wie das in den Alpen ja überhaupt die Regel ist. Eine bedeutendere Verschiedenheit wird in dieser Beziehung bedingt worden sein, je nachdem die romanisirten Ureinwohner früher der keltischen oder der etruskischen Zunge angehört hatten, welche letztere bekanntlich bis tief nach Oberitalien und Raetien hinein verbreitet gewesen ist.

Das bemerkenswerthe und charakteristische für diesen ganzen Sprachkreis war und ist es, dass er seinen nächsten Verwandten nicht am Italienischen hat, sondern am Provençalischen [2]);

[1]) Vgl. Ch. Schneller im Programm des Innsbrucker Gymnasiums vom J. 1869: „Ueber die volksmundartliche Litteratur der Romanen in Südtirol." S. 8. „Die romanischen Volksmundarten in Südtirol" Gera 1870, Bd. I. Einl. S. 8 ff.

[2]) Braun-Wiesbaden erwähnt in seinem Buche „Eine türkische Reise", S. 398, eines Vortrages, den Jos. v. Planta schon im vorigen Jahrhundert in der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London über die Geschichte der romänisch-graubündtnerischen Sprachen gehalten hat. Planta erzählt darin, zwei Katalonier seien in der Schweiz gereist und dort sehr erstaunt gewesen, eines Tages in einem Dorfe ihre Muttersprache zu hören, sie hätten die dortige ladinische Sprache verstanden und seien ihrerseits von den rumon'schen Bündtnern verstanden worden. Aus dieser Verwandtschaft der romanischen Idiome wird es erklärlich, wie z. B der in Gröden aufgewachsene Minnesänger Oswald v. Wolkenstein im 15. Jahrhundert die Sprachen fast ganz Europa's sich mit solcher Leichtigkeit angeeignet hat. Vgl. B. Weber, O. v. Wolkenstein, S. 3.

u. z. trennt ihn vom Italienischen auf das entschiedenste ein durch alle seine Mundarten gehendes Lautzeichen, nemlich „die wenn auch nicht überall gleich geartete Quetschung des gutturalen c in ca — eine Analogie zum französischen ch“ [1]).

Zur Bildung einer einheitlichen Nation haben es die „Walchen“ oder „Ladiner“ nie gebracht; die einzelnen Gruppen des friaulisch-ladinisch-churwälschen Kreises gelangten selbst nie zum Bewusstsein eines inneren Zusammenhanges. Eine eigene Litteratur haben in ihrer Sprache nur die Churwalchen entwickelt, bei denen seit den humanistischen Zeiten der alte Name „Raetia“ wieder auflebte, von ihnen hochgeehrt, wie jener der Germanen bei den Deutschen. Die „Ladiner“ haben erst in unserer Zeit ihre Litteratur zu begründen angefangen, indem sie eine zehn Seiten lange „Via della santa Crusch“ (hl. Kreuzweg) der Presse übergaben; während sie im übrigen sich darauf beschränkten, den gelehrten Romanisten wie die Churwälschen ein wichtiges Exercirfeld ihrer Studien darzubieten [2]).

Nicht weniger interessant sind in dieser Beziehung die „Walachen“ oder „Rumunen“ und ihre Sprache. Diese steht dem „romaun'schen“ Idiom nahe genug, dass Ladiner und Romänen sich gegenseitig verständigen können [3]). Wie die ladinische

[1]) Z. B. lat. calidus — lautet gröd. dschaud.

» castell » » dschastöll.

» glacies » » dlatscha.

» ecclesia » » dliëscha.

Lat. aqua gröd. ega buchenst. jega bad.-enneb. ega-öga

» pater » pere » pere » » pere-pöre.

u. s. w. (Nach Schneller).

[2]) Es ist für alle ladinischen Dialecte im weitesten Sinne des Wortes — vom Oberrhein bis nach Friaul — namentlich zu verweisen auf Ascoli's „Saggi Ladini“ im Archivio glottologico Italiano. Vol. I. (1873) p. 1—537. — Ferner erwähne ich die „Romanischen Studien“ von Ed. Böhmer, in deren siebentem Hefte (1876) S. 157 ff. „Churwälsche Sprichwörter“ mitgetheilt sind.

[3]) Murgu in seinem sonst sehr seltsamen Buche „Beweis, dass die Walachen der Römer unbezweifelte Abkömmlinge sind“ (Ofen 1830) erzählt, dass er mit seinen walachischen Reisegefährten in Gegenwart unbekannter Dritter Romaenisch gesprochen, darauf einer der Unbekannten ihn gefragt, was das für eine Sprache sei und auf die Antwort: „Walachisch“, entgegnet habe, von dieser Sprache habe er zwar niemals gehört, allein er verstehe sie doch, weil sie mit seiner Muttersprache, dem Graubündtner Ladinisch, die grösste Aehnlichkeit habe. Braun-Wiesbaden a. a. O. S. 399.

Sprache eine Reihe raetischer Idiotika in sich enthält, so die walachische nicht wenige illyrischen Ursprungs. Dann theilt sie mit ihrer westlichen Schwester die Eigentümlichkeit, mehr klassische Wörter recipirt zu haben, als irgend eine der vier romanischen Sprachen Westeuropa's. Der Tisch heisst bei den Ladinern nicht tabola, sondern meisa, walachisch masa von mensa. Das Haupt heisst lateinisch caput, walachisch copu, italienisch testa. Gehen heisst lateinisch ambulare, walachisch amblare, italienisch andare. Verstehen heisst lateinisch intelligere, walachisch intelegere, italienisch intendere. Jagen heisst lateinisch venare, walachisch venare, italienisch cacciare u. s. w. Eine Eigenthümlichkeit, die mit dem (Ladinischen und) Rumunischen übrigens auch das Albanesische theilt, d. h. dasjenige illyrische Idiom, das der Romanisirung entgieng, gleichwol aber eine starke Beimischung lateinischer Bestandtheile während der Zeiten der Römerherrschaft in sich aufgenommen hat [1]).

Ausserdem enthält das Rumunische zahlreiche Slavismen, die im Mittelalter demselben, wie wir später ausführlicher erörtern werden, imprägnirt worden sind.

Zu den Walachen zählen auch die sog. Kutzowlachen [2]), die südwärts der Donau in den Bergen wohnen, und deren Dialect so sehr mit griechischen, türkischen und slavischen Bestandtheilen vermengt ist, dass er von Fremden, die der rumunischen Sprache sonst wol mächtig sind, kaum mehr verstanden wird [3]).

Im vorigen Jahrhundert hatten diese macedonischen Walachen eine Reihe von Handelsstädten inne und cultivirten ihre Schriftsprache durch Bücherdruck und Schulen [4]). Es ist das um so mehr zu beachten, als sonst auch das Walachische, wie das Churwälsche eine eigene Litteratur erst seit dem 16. Jahrhundert besitzt, als im J. 1580 ein eifriger Lutheraner aus Kronstadt in Siebenbürgen unter ihnen in ihrer eigenen Sprache Propaganda zu machen suchte [5]).

[1]) Vgl. Miklosich, Die slavischen Elemente im Rumunischen. Denkschriften d. W. Akademie. 1862. S. 2.

[2]) Auch Jurucken, d. h. Fussgänger genannt.

[3]) Vgl. W. v. Berg, Thracische Reisescizzen IX. Beil. zur Wiener Abendpost. 1876. Mai 26.

[4]) Vgl. Jireček, Gesch. der Bulgaren. S. 457 ff.

[5]) Vgl. Kopitar, Wiener Jahrb. der Litt. 46, 59 ff.

Das ist also der gegenwärtige Stand der Dinge. Wir gehen nunmehr daran, die Geschichte dieser beiden Zweige der Donau-Romanen, die mancherlei Interesse bietet, das Näheren zu verfolgen, da die sprachlichen Studien uns nur so weit interessiren, als sie eben dem Historiker zur Quelle dienen. Ich beginne mit den Walchen oder Ladinern.

Durch die sog. Völkerwanderung war der Wall, der bis dahin das römische Reich umgeben hatte, durchbrochen, die romanischen Landschaften waren unter germanische Herrschaft gekommen; es beginnt nunmehr die lange Einwirkung von Romanismus und Germanismus aufeinander, welche die Zeiten des Mittelalters erfüllt und schliesslich mit der Begründung einer Reihe romanischer und germanischer Nationalstaaten ihr Ende gefunden hat.

Aus sich selbst heraus hatten die Romanen eine Staatenbildung nicht zu schaffen vermocht. Erst die Auffrischung durch germanisches Blut hat die verkommene Raçe mit neuem Leben erfüllt. Bis es aber zu dieser Anffrischung kam, sind Jahrhunderte vergangen. Schroff standen anfangs die beiden Volkselemente sich gegenüber. Die Romanen sträubten sich gegen die Herrschaft der „Fremden"; die Germanen wollten auch unter den neuen Verhältnissen ihre angestammte Nationalität bewahren. Hiezu kamen noch die religiösen Differenzen. An diesen Gegensätzen scheiterten die Staatenbildungen der Ostgothen in Italien, der Vandalen in Africa; selbst jene anderer Stämme, wie der Burgunder u. s. w. sind daran verkümmert, das langobardische Reich ward seinem Untergange zugeführt: bis zuletzt die Franken die Existenzbedingungen erfüllten, die eine Staatenbildung jener Zeiten nun einmal voraussetzte: die Verbindung romanischer und germanischer Elemente zu der höheren Einheit eines ideellen „römischen Reiches": die Idee hat die folgenden Jahrhunderte beherrscht, trotz all' der Kämpfe und Gegensätze, die ihre Verwirklichung mit Notwendigkeit wachrief und die die Geschichte jener Epoche und ihre welthistorische Bedeutung bedingten: aus dem Chaos dieses neuen „römischen Reiches" entrangen sich, nachdem die universalen weltlichen und kirchlichen Mächte sich gegenseitig

lahmgelegt hatten, die „Nationen" Europa's, geschmiedet unter den gewaltigen Schlägen der Zeit.

Eine Fülle von Gestaltungen hat sich während dieses Ringens ergeben: wie in einem Kaleidoscop sehen wir die Bilder vor unseren Augen wechseln. Völkersplitter nach allen Richtungen hin, ehe der Neubau gelingt. Da flüchten sich die letzten Reste der Gothen in die Berge Raetiens, die einst ihr König Theoderich wol befestigt hatte: Dietrich von Bern lebte dort im Andenken seines Volkes fort und seine Abenteuer bildeten den Inhalt ihrer Lieder. Das heutige Tirol ward der Schauplatz der deutschen Heldensage. Ein Glossar des 12. Jahrhunderts nennt die Bewohner von Meran noch einmal Gothen, als letzter Nachklang vielleicht alter Erinnerung; F. Dahn und L. Steub [1]) haben die Sache weiter verfolgt und den kräftigen Volksschlag der Thäler von Passeier und von Ulten, sowie des Burggrafenamtes und des Sarnthales als Nachkommen der einstigen Gothen Theoderichs bezeichnet. Auch der Ortsname „Gossensass", der als „Gothensitz" erklärt wurde [2]), ward für die Hypothese ins Feld geführt; eine Hypothese, wie Steub einmal launig bemerkte, die freilich noch ein bisschen in der Luft schwebt, uns Allen aber schon viele Freude gemacht hat.

Die Bewohner des Eggenthales in Südtirol nennen sich selbst „Hessen." Ihr Dialect gibt dieser Bezeichnung weiteren Grund, da er von Kennern, wie Vilmar, wirklich als hessisch anerkannt ward. Wenn nicht aus den Zeiten der späteren Colonisationen könnten auch diese Leute versprengte Trümmer der Völkerwande-

[1]) Dahn, Reisebriefe aus Italien. Deutsches Museum 1863. S. 424 ff. Steub, Herbsttage in Tirol, S. 159 ff. Rhaetische Ethnologie S. 103.

[2]) Rhaetische Ethnologie, S. 103. Vgl. Kl. Schriften III. 87 mit Beziehung auf Grimms Deutsche Grammatik 2. Aufl. S. 153: „Der Name Gotones würde mittelhochdeutsch Gozones gelautet haben, wie Patavium Pazowa; und wie aus mhd. Pazowa Passau, so ist aus mhd. Gozzinsasse Gossensass geworden." — Dagegen erklärt neuerdings W. Schmidt im „Correspondenzblatt d. Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" München 1876 N. 5, Gossensass als „Sitz des Gozzo" (althd. Männername, vgl. Ruodker Gozzinsun in einer Regensburger Urkunde; Gozzin ist der althd. Genitiv singularis von Gozzo). Die von Prof. Sepp mit Gossensass in Analogie gestellten Namen aus der oberen Isargegend Gossenmandl, Gossenweber, Gosserhoferalm sind als von „Gasse" abgeleitet und corrumpirt nachzuweisen. Vgl. Schmidt, a. a. O. Ueber sprachliche Spuren von Gothismus vgl. Steub, Herbstt. S. 260.

rungsepoche sein [1]). Bei dem Mangel an Quellen lässt sich darüber nicht ins Reine kommen [2]).

Während so für die Epoche der Völkerwanderung manches in Dunkel gehüllt bleibt, wird es für die folgenden Zeiten, da die germanischen Staaten auf romanischem Boden sich endgiltig stabilirt hatten, bereits heller. Zu derselben Zeit, da in Italien die Langobarden die Herrschaft überkamen, hatten die Stämme der Alemannen und Baiuvaren sich in das alte Raetien getheilt; jene westlich vom Lech sich festgesetzt, diese die Gebiete links davon in Besitz genommen, dazu noch den nordwestlichen Streifen von Noricum, den die Slaven nicht occupirt hatten.

Diese Umwälzungen hatten unter anderem nun auch zur Folge, dass die Namen der einstigen römischen Provinzen Raetien und Noricum ihre alte Bedeutung einbüssten und eine andere annahmen. Von jetzt d. h. von der Mitte des sechsten Jahrhunderts an verstand man unter „Raetien" wenig mehr als den Sprengel des Bistums Chur, das vom Geschlechte der Victoriden geistlich beherrscht ward und zu Alemannien gehörte.

Das heutige Deutschtirol einst raetischen Antheiles hies nunmehr (schon bei Venantius Fortunatus) „Montana", das Land im Gebirge; das von den Baiern besiedelte Gebiet aber wurde kurzweg „Noricum" genannt, das Eisackthal, das in der Folge, als die Baiern sich der Strasse nach Italien („des rîches strâze", wie sie die Kaiserchronik nennt) bemächtiget hatten, davon das „Norithal" [3]).

Diese deutschen Stämme aber bildeten hier germanisch-romanische Gemeinwesen, in denen das deutsche Element das active und treibende, das romanische aber das passive und getriebene vorstellte; und da die Geschichte eben nur von Neuerungen und dem Fortschritt der Dinge Notiz nimmt, so ist in ihren Blättern wol von den Germanen die Rede; die Romanen hingegen

[1]) Körperwuchs, Tracht, Sitte und Charakter dieser Völkerschaft sind fremdländisch; auch haben sie einen eigentümlichen Geruch, der sprichwörtlich geworden. Vgl. V. M. Gredler. „Excursion auf Joch Grimm." Innsbruck. 1867. Steub. Kl. Schriften III. 17.

[2]) Zu beachten ist auch, dass bereits in römischer Zeit auf Teriolis „Gentiles" stationirt waren.

[3]) Vgl. R. Kink, Akad. Vorlesungen über die Geschichte Tirols S. 87. Steub, Herbsttage S. 131. Waitz, D. Verfassungsgesch. V. 166. 168.

werden nur selten, vorübergehend und gleichsam unabsichtlich genannt; weswegen auch die neuere Geschichtsforschung über den wahren Sachverhalt so lange nicht ins klare zu kommen vermochte [1]; und deshalb manches controvers blieb.

Es geht nun aber aus den indirecten Zeugnissen, die uns hier als Leitfaden dienen müssen, hervor, dass die eigentlichen Sitze des baierischen Stammes in der Hochebene nordwärts der Alpen concentrirt waren; hier, wo die Romanen während der Stürme der Völkerwanderung nahezu ausgerottet oder zur Flucht in die Berge genöthiget worden waren, bezeichnet noch gegenwärtig ein Netz archaistischer deutscher Ortsnamen jene ersten Ansiedlungen der Einwanderer. Selbst die Mehrzahl der Flussnamen, die doch sonst mit grösserer Zähigkeit, als irgend andere Benennungen die alte Form bewahrten [2], wie die Moosach, die Loisach (Liubisacha), Mangfall (Managfalt), Salzach u. s. w. ist deutsch benannt. Ganz ausnahmsweise gibt es bei Dachau ein Rummelzhausen (früher Rumaneshusir), am Wörthsee und bei Wolfrathshausen ein Walchstadt [3]; bei näherem Suchen würden sich vielleicht noch mehrere finden, die in ihrer Vereinzelung uns die Regel bestätigen. Damit stimmt auch durchaus die Thatsache überein, dass die Baiern nach der Eroberung nicht wie die Gothen, Burgunder und andere Stämme der Germanen die romanische Bevölkerung eines oder zweier Drittheile ihres Besitztumes beraubten und an sich nahmen [4]; sie fanden eben herrenloses Land genug, wo sie sich ansiedeln konnten.

Während das Flachland zwischen Lech, Inn und Donau im Allgemeinen fast gänzlich von Baiwaren eingenommen wurde, waren die Römerstädte an der Donau, wo die Romanen sich noch bis zuletzt gehalten hatten, ihrer Mauern beraubt, ebenfalls in

[1]) Auch in neueren Werken noch, die sonst sehr massgebend sind, wie in der deutschen Verfassungsgeschichte von Waitz, in der vortrefflichen Schilderung der baierischen Zustände im 10. und 11. Jahrhundert von Hirsch ist die ethnographische Gestaltnng dieser Gegenden nicht ganz präcis dargestellt, weil die hier ausschlaggebenden Resultate der Namenforschung nicht benützt wurden.

[2]) „cum praesertim fluvios multo magis quam oppida populosque antiqua nomina retinuisse experientia docet“ bemerkt einmal Mommsen im C. I. L. III. p. 721.

[3]) Vgl. W. Schmidt, Correspondenzblatt der Ges. f. Anthropologie u. s. w. 1876. Mai: „Vindeliker, Römer und Baiuvaren in Oberbaiern.“ S. 36.

[4]) Vgl. Büdinger, Oesterr. Gesch. I. 92 ff.

deren Besitz übergegangen; so vor allem Passau und Regensburg, wie jetzt die alten Batavis oder Patavium und Castra Regina sich nannten; ähnlich wie Augusta Vindelicorum jetzt den Namen Augsburg erhalten hatte.

In diesen Städten nun hat die Erinnerung an die römischen Zeiten nie eine Unterbrechung erlitten: selbst von Passau, das doch die Vita Severini von den Barbaren zerstört werden läst, kann man die Continuität der Ueberlieferung vom fünften Jahrhundert in die späteren Zeiten schlagend nachweisen. Wir besitzen nemlich ein Urkundenfragment aus der Zeit von 450—490 n. Chr., welches in einem Passauer Formelbuche sich erhalten hat [1]): römische Namen, römische Aemter, römische Soldaten als Zeugen; alles erinnert an Cassiodors Ausspruch (Var. VII. 4) dass die Soldaten des Dux von Raetien leben sollten „iure civili."

Nicht anders war es in Regensburg, das alsbald zu Baierns Hauptstadt heranwuchs, unter den späteren Karolingern sogar zeitweise die ganz Deutschlands gewesen ist. Eine Beschreibung derselben aus dem 8. Jahrhundert erwähnt noch der gewaltigen, wol erhaltenen Bauten und Werke aus römischer Zeit [2]), denen die Germanen nichts ebenbürtiges an die Seite zu stellen vermochten. Und, was uns vor allem interessirt, noch im neunten Jahrhundert sassen hier in dem einstigen Bollwerke Roms an der oberen Donau „Ladiner" (Latini); u. z. hatten sie daselbst ein eigenes Quartier inne, „inter Latinos", nachher Walchenstrasse genannt, wo sie Handelsgeschäften nachgiengen. Auch um die Stadt herum nennen die Urkunden des Stiftes S. Emmeram mancherlei solche „Romani", theils freie Leute, theils Coloni. Doch sind sie hier bereits im Assimilirungsprocesse begriffen: sie tragen zum Theil deutsche Namen und die Urkunden zeigen keine Spur von römischem, wol aber von deutschem Recht; zugleich, wie ich meine, ein Beweis dafür, dass wir es nicht mit eingewanderten italienischen oder französischen Kaufleuten zu

1) Mon. Boica. 28. 2. p. 5. Vgl. Pallmann, Gesch. der Völkerwanderung II. 393.

2) Aribo in der Vita Emmerami Acta SS. Sept. VI. 474: Radasbonam urbem quae ex sectis lapidibus constructa in metropolim huius gentis (der Baiern) arcem creverat. Vgl. hiezu Hirsch, Jahrbücher Heinrichs II. S. 19 ff.

thun haben, sondern wirklich mit den Resten der „Donauromanen“ [1]).

Oestlich vom Inn und nach Süden, je näher wir den Bergen kommen, werden dann die Spuren des Romanismus, der „Walchen“ immer zahlreicher; einerseits um Partenkirchen, wo der einstige Walchengau sich an Tirol anlehnt; dann an der oberen Traun, wo wir bereits früher auf die zahlreichen mit „Walchen“ componirten Ortsnamen aufmerksam gemacht haben [2]); vor allem in den wahrscheinlich erst später durch die Baiern besetzten, jetzt österreichischen Landestheilen, dem Chiem-, Salzburg-, Atter-, Mattig-, Traungaue. Hier waren überall die einstigen römischen Städte gebrochen und zerstört, das Land verwildert und in der Cultur zurückgegangen [3]); erst durch die deutsche Colonisation, die alsbald in Gang kam, ist wieder Wohlstand und Bevölkerung gewachsen [4]). Doch rings um jene alten Stätten sassen noch zahlreiche romanische Coloni; und unter diesen hatte sich die Tradition von

[1]) Es ist dies vielfach bestritten worden. Vgl. darüber Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte II. 209, wo der Controverse Erwähnung geschieht zwischen Gemeiner, Ueber den Ursprung der Stadt Regensburg (1817) und Maurer, Städteverfassung I, 406. Es gab hiezu Anlass die urkundlich erwähnte „traditio Ratherii cuiusdam Romani“ in Regensburg, worüber man sich nicht einigen konnte. Man vgl. namentlich Hegel, Gesch. der ital. Städteverfassung II. 384: z. B. dass die Ueberschrift jener Urkunde durch nichts gesichert sei, als durch die Autorität des Schreibers, der sie dem Inhaltsverzeichnisse des Codex hinzugefügt hat. („Dass dies geschah, hat doch sicher seinen Grund!“ Hirsch a. a. O. I, 23). — Latini hiessen sonst auch die Italiener, wie die Franzosen; s. Du Cange, Glossar s. v.; Galli oder Walen finden sich auch zu Soest in Westphalen, wo das Stadtrecht ihrer erwähnt. Hegel II. 392. Aber im alten Raetien scheint doch der Sprachgebrauch von „Latini“ beschränkter gewesen zu sein; die ladinischen B a u e r n, die genannt werden, lassen darüber kaum einen Zweifel. Die weiteren Folgerungen über die Fortdauer der römischen Stadtverfassung möchte ich aber auch nicht theilen. — Ueber die baierischen Latini vgl. Mehreres in den „Quellen und Erörterungen zur baier. und deutschen Geschichte I. 97. A. 1.

[2]) Vgl. oben S. 84.

[3]) „ut saltus bestiis in augmentum daretur“ sagt S. Emmerams Biographie darüber. Vgl. Büdinger Oest. Gesch. I. 111.

[4]) Vgl. Kerner, Das Pflanzenleben der Donauländer S. 155, zunächst über das Waldviertel im Westen des Manhartsberges, nördlich der Donau von der Oberpfalz bis Wien: an 90 Ortsnamen sind auf diesen 90 Quadrat-Meilen mit „Schlag“ und „Reut“ gebildet. Es war aber auch südwärts der Donau nicht viel anders.

der einstigen Herrlichkeit und Pracht des römischen Culturlebens ungeschwächt erhalten: um Juvavum erzählten sie den Fremden „von den wundervollen Bauten der alten Zeit, die nunmehr versunken und im Walde versteckt waren“ [1]). Auch über Brigantium in alemannisch Raetien hatten sich ziemlich ähnliche Traditionen unter der Landbevölkerung erhalten [2]). Das alte Lauriacum (Lorch) war völlig zum Gegenstand der Mythe geworden: man behauptete wenigstens später, wo man auch sonst allerlei heiligen und profanen Schwindel damit trieb, diese Stadt sei einst so gross gewesen wie Rom selbst [3]).

Wir sehen zugleich, welcher Art sonst die Traditionen hier waren, die sich erhalten hatten: es sind dieselben durchaus kirchlicher Natur.

Die Verehrung der Grabstätten der alten Bekenner und Märtyrer ist in diesen Gegenden nie unterbrochen gewesen. Durch alle Stürme der Zeit hatte sich bei Lorch, dort wo sich jetzt mächtig und gebietend das schöne Chorherrenstift S. Florian erhebt, der Cult des „kostbaren Märtyrers“ S. Florian erhalten; das Andenken von seinem Stande und der Zeit seines Todes war treu in der Erinnerung bewahrt worden: der Grabstein der Valeria, die Florians Leichnam bestattet hatte, wurde im Kloster daselbst verehrt und besungen [4]).

Die Deutschen traten überall die Erbschaft an aus römischer Zeit. So war es auch anderwärts geschehen: die Verehrung der hl. Afra in Augsburg, die S. Valentins in Maia war der neutrale Boden, auf dem Romanen und Germanen sich fanden [5]). Im Salzburgischen lebte der S. Maximiliansacult fort.

[1]) Hrodbert hörte: „ullum esse locum iuxta fluvium Ivarum (Juvaronem Mommsen) antiquo vocabulo Juvavensem vocatum, ubi antiquis sc. temporibus multa fuerunt mirabiliter constructa aedificia et tunc paene dilapsa silvisque cooperta.“ M. G. XIII. 5.

[2]) Vgl. Vita S. Galli M. G. II. 7: „didicerunt — civitatem quandam esse dirutam nomine Pregentiam.“

[3]) Vita S. Floriani metr. aus dem 12. Jahrhundert bei Pez, SS. r. Aust. I, 55. Vgl. E. Mühlbacher, Zur ältesten Geschichte des Landes ob der Ens. S. 37.

[4]) Vgl. Kenner, Archiv f. öst. Gesch. XXXVIII. 175. Mühlbacher a. a. O., wo auch das Urteil de Rossi's über diesen Gegenstand mitgetheilt ist.

[5]) Venantius Fortunatus vergisst in seiner Reiseschilderung um die Mitte des 6. Jahrhunderts nicht die Mahnung: „illic ossa s. venerabere Afrae.“ p. 335. Ebenso er-

Die Romanen, die in diesen Gegenden wohnten, waren grösstentheils unfrei; die einstigen Possessoren hatten sich eben vor der germanischen Invasion grösstentheils geflüchtet, die Colonen derselben waren zurückgeblieben; sie hatten lieber den Herrn gewechselt, als den heimatlichen Boden verlassen. Hauptsächlich war es der Herzog, in dessen Hand diese tributpflichtigen Leute übergegangen waren und dessen Macht nicht zum geringsten Theile darauf beruhte [1]). Dabei waren sie nicht etwa kopfsteuerpflichtig, sondern sie zinsten von ihren Besitzungen; einigemale sehen wir in den romanischen Dörfern Zins- und Knechteshuben (tributales et serviles mansos), auch verödete Huben (apsos mansos) unterschieden; den unfreien Knechten werden deren Inhaber wiederholt entgegengesetzt. Der Ausdruck barschalk, der in den baierischen Rechtsquellen wiederholt sich findet und wahrscheinlich den freien Knecht bezeichnet, deutet eben diese Art von Abhängigkeit an: die Verhältnisse des römischen Colonats, wie es sich einst in den Provinzen ausgebildet hatte und dessen Wesen eben in der Verbindung von persönlicher Freiheit mit abhängigem Grundbesitz bestand, dauerten so auch in germanischer Zeit ungeändert fort. Zu Hunderten sind sie nachher von den Herzogen der Baiern an die Kirche von Salzburg vergabt worden, deren Grundbesitz so sich begründete: die Aufzeichnungen dieser Kirche sind zugleich unsere einzige Quelle für die hier geschilderten Verhältnisse [2]).

muntert sich der Wanderer: „s. Valentini templa require.“ Im Tridentinischen wird das Gedächtnis der Nonsberger Märtyrer erweckt. Das waren die Zielpunkte der Touristen jener Zeit.

[1]) Vgl. Chabert, Bruchstück einer Staats- und Rechtsgesch. der cisleith. Länder. (Denkschriften der k. k. Akad. III) p. 82 ff. Roth, Beneficialwesen S. 243 ff. Büdinger, Oesterr. Gesch. I. 91 ff. Waitz, D. Verfassungsgesch. II. 184. 186.

[2]) Vgl. den „Indiculus Arnonis“ von 788 und die „breves notitiae“ bei Kleimayrn, Juvavia, Anhang. Da heisst es denn: „Dux tradidit romanos et eorum tributales mansos LXXX commanentes in pago salzburgoense per diversa loca — in pago atragoe — romanos et eorum mansos tributales V inter vestitos et apsos (p. 21); in pago Salzburcgaoe — romanos et eorum mansos tributales XXX (p. 23); in ipso pago — tributarios romanos CXVI — per diversa loca (p. 28); in pago iuxta fluenta druna — romanos et eorum mansos tributales LXXX — nec non et in pago atragoe — romanos et eorum mansos tributales III; in pago drunense tributarios XX, apsos mansos eorum (Romanorum). In pago matagoe — tributarios IV, cum mansis eorum (wahrschein-

Es erscheinen darin einzelne Romanen, die vielleicht durch herzogliche Gunst ihre Besitzungen oder auch ihren Adel gerettet hatten: ein Santulus, ein Milo, ein Severinus, ein Dignolus werden als „viri nobiles" bezeichnet, was nach dem Sprachgebrauch der Zeit eben freie Grundbesitzer bezeichnet; im raetischen Gebirge, bei den Breonen, die sich vielleicht nach kurzem Kampfe vertragsmässig den Baiern angeschlossen hatten und deshalb auch glimpflicher behandelt wurden, kommen solche Fälle noch häufiger vor; so wird ein „Dominicus, nobilis Romanus — Breonensis plebis civis" in Aribo's Leben S. Corbinians genannt [1]); in mehreren Urkunden aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts treten ein Quarti(nus) nationis Noricorum (der Baiern) et Pregnariorum (der Breonen), seine Mutter Clauza und einige Nachbarn auf, die gleichfalls romanische Namen führen [2]).

Damit sind wir aber auf dem Punkte angekommen, wo über die ethnographischen und die damit auf das engste verknüpften politischen Verhältnisse des raetischen Berglandes einiges zu bemerken ist.

Die Geschichte des Gebietes, welches das heutige Tirol bildet, ist zu allen Zeiten auf das engste verknüpft gewesen mit den Wandelungen, welche das Verhältnis von Italien zu Deutschland durchgemacht hat. Durch dieses Land führt die Strasse, der niederste Pass über die Alpen; ihm verdankt es seine welthistorische Bedeutung, während sonst der Charakter des Landes, wo nur Viehzucht und Graswirthschaft sich lohnen, Städte und Industrie wenig in Betracht kommen, immer ein sehr conservativer gewesen und geblieben ist.

lich auch Römer). p. 29. Vgl. brev. not. 34. u. s. w. Dazu eine Reihe „vici Romanisci" S. 23. 37 u. s. w., welche zeigen, dass ein gewisser Gemeindeverband nicht fehlte. In einem Vicus Romaniscus („Walchendorf") wird „inter tributales et serviles mansos XV et inter vestitos et apsos" eine Schenkung gemacht. p. 23.

[1]) c. 35 (Meichelbeck, hist. Frisingens. I. p. 17). Hegel, Gesch. d. Städteverf. von Italien II. 385 meint, er wolle diese Angabe des Bischofs Aribo von Freisingen († 784) selbst nicht in Zweifel ziehen, „obwol sie mit einem durch die Gebeine des Heiligen verrichteten Wunder in Verbindung steht"; woran er sehr wol thut, denn sonst müsste überhaupt die ganze mittelalterliche Geschichte in Zweifel gezogen werden.

[2]) Drei oft gedruckte Urkunden; unter anderem auch bei Meichelbeck Historia Frising. II. n. 532.

Das war nun auch nach den Zeiten der Völkerwanderung der Fall: hier hatte der Romanismus, geschützt durch die Berge eine sichere Zufluchtsstätte gefunden: und auch als das Land, soweit es raetischen Antheiles gewesen war, durch die Baiern occupirt wurde, scheinen diese schonend vorgegangen zu sein: schon die Rivalität mit den Langobarden, die das tridentinische Gebiet unterdessen an sich genommen hatten und Lust zeigten ihre Grenzmark noch weiter nach Norden zu schieben, musste sie dazu veranlassen.

Und auch sonst waren die damaligen Zeitläufte kritisch genug und es bedurfte der ganzen Thatkraft der agilolfingischen Herzoge, um Herren der Situation zu bleiben. In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts hatten nemlich eben die Wenden ganz Innernoricum occupirt und sich dort niedergelassen. Immer weiter drängten sie nach Westen; bereits besassen sie das untere Pusterthal, bis zu den Quellen der Drau; wenn sie noch das obere nahmen, dazu etwa die Position von Franzensfeste und Brixen, so war auch das Etschland verloren und die Verbindung zwischen Baiern und Italien abgeschnitten. Indem nun aber die baierischen Fürsten das mit sicherem Blicke erkannten, haben sie auch alles daran gesetzt, das Unheil abzuwenden; nach schweren Kämpfen wurde dem Vordringen der Wenden endlich ein Ziel gesetzt und um das Resultat zu festigen das Pusterthal colonisirt. Wie man etwa heutzutage eine Universität gründet, um ein neuerobertes Reichsland auch geistig sich zu assimiliren, so ward damals hier an den Quellen der Drau ein Kloster gestiftet, „um das ungläubige Geschlecht der Slaven auf den Weg der Wahrheit zu führen.“ Und auch sonst lies man es an nichts fehlen: keine Landschaft in Alttirol, hat so viel baierisches Blut in sich aufgenommen, wie das Pusterthal, wo so der Germanismus mit fester Hand gepflanzt ward. Das zeigt die Menge der archaistischen deutschen Ortsnamen, die dort sich finden und von denen Dietenheim, Tesselberg, Greimwalden, Uttenheim noch heute an die agilolfingischen Begründer erinnern [1]. So ward der Pass nach Italien freigehalten, gegen Wenden und Romanen die Superiorität des baierischen Stammes erstritten. In den alten Sagen, welche

[1]) Vgl. Steub, Rhaet. Ethnologie S. 135 f. Allg. Zeitung, B. 17. Sept. 1875.

die Kaiserchronik uns erhalten hat, finden wir diese Thaten verherrlicht: bei Brixen soll danach der grosse Entscheidungskampf stattgefunden haben zwischen dem „Baierherzog Adelger“ und dem „Römerkaiser Servatus“, in welchem ersterer siegte und am „heselinen Brunnen“ dortselbst seinen Speer aufpflanzte als Grenzzeichen des baierischen Machtbereiches [1]). Im Angesichte beider Kriegsschauplätze aber, des windischen wie des romanischen, erhob sich zu Meransen hoch oben am Berge das Heiligtum der drei Kriegsgöttinnen der Deutschen Aubert, Cubert, Guerbert, welche die damals noch halbheidnischen Baiwaren hieher mitbrachten und deren Cult sie auf jene Hochwarte verpflanzten zum Zeichen ihrer Kämpfe und ihrer Siege in diesen Landen: die christlichen Glaubensboten haben nachher aus den Kriegsgöttinnen christliche Heilige gemacht, als welche sie noch heute verehrt werden [2]).

So war also ein ausgiebiger germanischer Menschenstrang ins Land geführt worden. Bereits waren auch die schönsten Gegenden des Unterinnthals und die ammuthigeren Seitenthäler von den Baiwaren occupirt worden; wie denn die Gegend von Innsbruck und Telfs, wo die vielen archaistischen deutschen Ortsnamen auf „ing“, wie Flauerling, Polling, Haiming, Hötting u. s. w. sich finden, zu den frühest colonisirten des Landes gehört; die Hauptstrasse über den Brenner, das nunmehrige Norithal, ward gleichfalls besiedelt.

Und während die Vandalen und Gothen in Africa und Italien einst zu Grunde gegangen waren, weil sie isolirt und jeder Verbindung mit der alten Heimat und Volkskraft baar im romanischen Lande sich fanden; während auch die Franken in Gallien, wenigstens in den westlichen und südlichen Theilen desselben sich romanisirten, namentlich weil die Romanen an Cultur und Wissen ihnen weit überlegen waren, und nur die Rheinlandschaft endgiltig dem deutschen Wesen gewonnen wurde, giengen die Dinge in baiwarisch Romanien anders. Hier, wie dort am Rhein vermochten die Eroberer immer neues Volk aus den eigentlichen Stammsitzen nachzuschieben; von besonderer Gelehrsamkeit und

[1]) Vgl. die Kaiserchronik Z. 6641—7154 und Massmanns eingehenden Excurs hiezu in seiner Ausgabe III. p. 784 ff.

[2]) Vgl. Steub, Herbsttage in Tirol. S. 166.

Culturblüte war bei den Donauromanen nie die Rede gewesen; die wälschen Bauern, die hier sassen, und auch die paar Herren, die eben nichts waren als grössere Bauern, machten vielmehr auf die findigen Baiwaren den Eindruck grosser Tölpelhaftigkeit und Roheit [1]): sie fühlten sich ihnen überlegen; so ward hier in Raetisch-Ladinien der Sieg des Germanismus auf die Dauer entschieden.

Die politische Nothwendigkeit, die Pässe nach Italien in der Hand zu behalten, welche einst das Vorgehen der Agilolfinger bestimmt hatte, blieb auch für die Folgezeit dieselbe und ward sogar noch dringlicher, seitdem Deutschland und Italien unter dem Scepter desselben Herrscher vereiniget waren. Zugleich kam noch ein anderer Umstand hinzu, das romanische Raetien zum rechten Colonialland zunächst des baierischen und des alemannischen Stammes und in weiterem Sinne ganz Deutschlands zu machen: denn überall her kamen Ansiedler gezogen [2]).

[1]) „Tôle sint Ualhâ, spachê sint Peigirâ“ lautet der Spruch der Wessobrunner Handschrift in München, wo zugleich die Uebersetzung beigefügt ist: „Stulti sunt Romani, sapienti (sic) sunt Baioarii.“ Massmann, a. a. O. III. 759. Bei Aribo heissen die Baiwaren: „homines proceri in caritate et humanitate fundati.“ Spätere Urkunden haben ähnliche Ausdrüke, und es sind überhaupt in allen deutschen Colonialländern deren gäng und gäbe gewesen. Guler von Wineck, ein Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts, behauptet im Wallgau Leute gekannt zu haben, die „grob raetisch reden kunnten.“ Steub, Rhaet. Ethnol. S. 84. Zur selben Zeit und noch später pflegten die Ortsbehörden von Zittau in Sachsen in Geleitsbriefe die Klausel einzuschieben, dass Vorzeiger „guter rechter deutscher, untadelhafter, nicht wendischer oder einiger anderer lasterhafter Nation“ sei. Archiv f. saechs. Geschichte II. 261. Vgl. Waitz. V. G. V. 147.

[2]) Dass namentlich die Alemannen, abgesehen von Churraetien, das dem alemannischen Herzogtume einverleibt war, auch in unserem „Gebirge“ nicht fehlten, werden wir später an einem interessanten Beispiele ersehen. Schon zur Zeit der Völkerwanderung waren sie in die raetischen Alpen vorgedrungen — „Suevis tunc iuncti Alemanni aderant, Alpes raeticas omnino regentes.“ Jordan. c. 55. „Einem baiuvarischen Ohr scheint noch heutigen Tages jeder Tiroler mehr oder weniger zu schwäbeln.“ Steub, Herbsttage S. 262 A. 25. — Im übrigen denke man an die Hessencolonie im Eggenthal und dass „Flandrer“ wol überall hinkamen, wo nach Ansiedlern der Ruf gieng. Der Sage nach verdankt die Stadt Roveredo die Entstehung zwei niederdeutschen Rittern, aus dem Gefolge des Tridentiner B. Adalbert von Flandern. (saec. XII.) Bidermann, die Italiener im tirolischen Provincialverbande S. 17. Flaemische und westphälische Ansiedler im Wirtembergischen sollen dort schon von Karl d. Gr. eingeführt worden sein. Vgl. überhaupt Waitz. V. G. V. S. 283 f.

Dieser Umstand war das Bedürfnis nach den Früchten und Producten des Südens, die man in Baiern aus dem baierischen Gebiete südwärts des Brenners, wo noch jetzt deutsche Sprache und italienischer Himmel sich vereinen, zu beziehen anfieng, allen voran die deutsche Kirche, die baierischen Bistümer und Klöster.

Da war z. B. Freising, das von Anfang an in Beziehungen getreten war zu den damals lange zwischen Langobarden und Baiern streitigen Gebieten in der Gegend um das heutige Meran. Dem B. Corbinian in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts „bedeutete in Leben und Tod das Mais im Thale der Etsch fast ebensoviel, wie die Stätte seiner Kathedrale"; über Mais, Kains, Kortsch ist die erste Urkunde ausgestellt, durch die K. Heinrich I. der Sachse zur bis dahin dem Herzoge allein untergebenen baierischen Kirche in Beziehungen trat (931) und wodurch er die Politik seines Hauses inaugurirte, das Herzogtum durch das Bistum zu lähmen und im Zaume zu halten.

Zugleich gehörte das Kloster Innichen zu Freising, schon von den Zeiten seiner Stiftung an; das Gebiet an der oberen Rienz, zwischen dem Gsiess- und dem Antholzbach und aufwärts dieser Bäche bis zum Kamme der Alpen, das eine Zeitlang dem Bistum entfremdet worden war, wurde demselben durch Kaiser Otto II. wieder zugetheilt; und dies Revier wuchs dann mit dem benachbarten Innichen zu der Herrschaft dieses Namens zusammen, die bis zur Auflösung des deutschen Reiches im J. 1803 hier bestanden hat.

Freisingens Politik gieng in der Folgezeit dahin, diesen Besitz in Tirol möglichst abzurunden und die einzelnen Theile mit einander zu verbinden. Bischof Gottschalk, eben einer der kräftigen Kirchenfürsten, welche die Ottonische Epoche so recht eigentlich charakterisiren, der Nachfolger B. Abrahams, der 957—993 mächtig in Baierns Geschicke eingegriffen hatte; Gottschalk erwarb zu Ausgang des 10. Jahrhunderts von einem Grafen Otto an beiden Ufern des Eisack eine Reihe von Punkten, die sich von Layen (Legian) durchs Grödnerthal über Seiss bis nach Tiers (Tieres) hinzieht und mit einem Weinberg bei Bozen schliesst. [1])

[1]) Die Urkunde bei Resch, Annal. Sabionens. III. p. 711 f. Es sind in der

Es war das um dieselbe Zeit, als das Bistum selbst, dem das Land in diesen Gebirgen zugetheilt war, nemlich Saeben, seinen Sitz weg verlegte von der alten Burg der Römer, die auf steilem Fels gelegen einst hier den Pass gesperrt, die Zollstätte [1]) geschützt und während der folgenden Zeiten der Völkerwanderung in ihren weiten Räumlichkeiten eine erwünschte Zufluchtsstätte gegen die Barbaren geboten hatte; jetzt zog man herab in die Ebene von Brixen, wo der Könige Gunst reichen Besitz geschenkt hatte, wo man zugleich dem baierischen Stammlande etwas näher war.

Im Dienste dieser geistlichen Herren sehen wir deutsche Bauern und Dienstleute auf deren Besitzungen sich ansiedeln und ein reichbewegtes Leben sich entfalten. Nicht immer sind wir über das Einzelne genauer unterrichtet: nur so im Allgemeinen vermögen wir den Gang der Dinge zu erkennen. Noch im 13. Jahrhundert erfahren wir aus einer Urkunde, wie Bischof Friedrich von Wanga (1208—1219) an zwei Bozener Bürger Ulrich und Heinrich die Höhen von Costa Cortura, von Folgaria bis Centa im Tridentinischen verleiht, um daselbst wenigstens zwanzig neue Höfe zu gründen und Arbeiter dahin zu berufen: sie sollten dann das ganze Gebiet auftheilen, urbar machen und davon dem Bischofe einen Zins zahlen. Für diesen Dienst durften die obigen Neubelehnten zwei der zu gründenden Höfe für sich als Stiftslehen behalten [2]).

Schenkung begriffen die Orte: Legian, Parpian (Barbian), Sutsis (verschrieben statt Siusis? d. i. Seiss), Tieres, Albiun (Albions zwischen Layen und Clausen), Tanurcis (Tanirz am Ausgang des Grödnerthals), Tsevis (Tschöfs bei Layen), Segies (St. Peter hinter Layen, wo eine Oertlichkeit noch Sciesa heisst), „ad Gredine (Gröden) forestum unum“ etc. Ausserdem einiges bei Aufkirchen im Pusterthal, und vier Huben „in monte Torento“ ober Brixen; „et in Bauzano vineam unam.“ — Vgl. hiezu Hirsch, Jahrb. Heinrichs II. Bd. I. 52.

[1]) Vgl. darüber oben S. 33. Uebrigens ist hier auch das ganze Mittelalter hindurch eine Zollstätte gewesen: das heutige Klausen verdankt diesem Umstande seine Entstehung, sein Wachstum und seine Bedeutung in jenen Zeiten.

[2]) Codex Wangianus (Fontes rer. Austriac. dipl. V.) p. 304. Urkunde vom 16. Febr. 1216: „concessit montem etc. ad construendum et consignandum in illo monte viginti curtes seu mansos vel plures, quantoscumque sine fraude potuerint, et conducere in eis mansibus b o n o s e t u t i l e s e t p r u d e n t e s l a b o r a t o r e s — (also keine „stulti Romani“) — qui dictos mansos vel curias pro episcopatu

Durch derartige Ansiedlung deutscher Arbeiter im tridentinischen Gebiete entstanden eine Reihe deutscher Enclaven im romanischen Gebiet, die sich theilweise bis an die Ebene des Po vorschoben und deren Ueberreste die VII und XIII Gemeinden in den Bergen ober Verona und Vicenza, sowie „die deutschen Gemeinden in Wälschtirol“ sind [1]). Andere Urkunden beweisen, dass derlei Ansiedlungen in jener Zeit mehrfach statthatten [2]). So gieng es eben auch in den nördlicheren Gebieten. Mannigfache Rechtsgestaltungen sehen wir vor unserem Auge sich bilden und es genügte nicht, hiefür blos das romanische Colonialland in Betracht zu ziehen, man müsste auch die slavischen Gegenden berücksichtigen, man müsste überhaupt die Geschichte sämmtlicher deutschen Colonisationen des Mittelalters Revue passiren lassen, sollte ein nach allen Seiten hin erschöpfendes Bild jener folgenreichen Thätigkeit gegeben werden, wodurch während des Mittelalters das Gebiet der deutschen Nation reichlich um die Hälfte sich erweitert hat [3]). Es mag genügen, für das Allgemeinere auf den sehr belehrenden Aufsatz Prof. Wattenbach's über „die Germanisirung der östlichen Grenzmarken des deutschen Reiches“ [4]) zu verweisen; und hier nur einige charakteristische Züge aus den Urkunden und Saalbüchern der Zeit hervorzuheben.

Tridenti et episcopo teneant, utantur et laborent; et dividere debent inter illos laboratores terram, montes et prata et omne territorium equaliter, ita quod curie et mansi illi equales et unius bonitatis sint, sine frande et — episcopus nomine sui episcopatus illos homines et laboratores, qui dictos mansos acceperint, tenebunt et laborabunt, debeat investire de suprascriptis mansibus et c a r t a m u n i c u i q u e f a c e r e p e r s e e t p e r e o r u m h e r e d e s a c p r o h e r e d e s a d t e n d e n d u m e t b e n e l a b o r a n d u m d i c t o s m a n s o s, sicut unicuique pro suo manso designabitur a supradictis« etc. Man vgl. damit die Art der römischen Ansiedlung. S. 72 ff.

[1]) Vgl. Schneller, die Romanischen Volksmundarten in Südtirol. S. 13 ff.

[2]) Eine Urkunde vom Jahre 1208, Cod. Wang. p. 164 ff. erwähnt im Gebiete der Gastaldie Beseno ausdrücklich »coloni« und »astiticii.« Vgl. weiteres bei H. Ig. Bidermann, die Italiener im tirolischen Previncialverbande. (Innsbruck 1874) S. 16 ff.

[3]) »Eine Linie von Kiel über Lüneburg und Halle nach Bamberg, von da über Regensburg nach Linz und weiter südlich bis zur Grenze der italienischen Bevölkerung, wird ungefähr den alten Besitz vom neuen scheiden«, bemerkt Wattenbach an sogleich anzuführender Stelle. Dabei ist Raetoromanien nicht einmal in Anschlag gebracht.

[4]) In v. Sybels histor. Zeitschrift. IX. 386—417.

Da sehen wir z. B. den Bischof Piligrim von Passau — denselben, dessen Namen das Nibelungenlied verewigt hat, — wie auch er, einer der rührigsten Kirchenfürsten der Epoche, emsig bedacht ist, Ansiedler in das menschenarme Gebiet seines Bistums einzuführen; alsbald weiss er es beim Könige durchzusetzen, dass dieselben vom Gerichtsbann des baierischen Markgrafen — es handelt sich um „österreichische" Gebiete — losgezählt und mit allen Rechten und Leistungen der bischöflichen Voigtei untergestellt werden; was einerseits eine Minderung des Geburtsrechtes der Colonisten, andererseits aber auch eine Wohlthat für dieselben involvirte [1]).

Einsicht in einen anderen Fall gewährt uns das Saebener Traditionsbuch aus dem Ende des zehnten Jahrhunderts, das die mannigfaltigen Rechts- und Tauschgeschäfte enthält, womit namentlich B. Albwin das Besitztum seiner Kirche mehrte und arrondirte: in weitausschauender Politik werden mitunter einzelnen Besitzern grosse zeitliche Vortheile gewährt, wenn sie dafür nur versprechen, später das Bistum desto freigebiger zu bedenken. Da begegnet uns denn auch ein Alemanne, Namens Hupold, der beim Bischof von Saeben Dienste nahm, um von ihm ein Lehen zu erwerben; hier heirathet er eine Hörige der Saebener Kirche, mit der er einen Sohn erzeugte. Aus Liebe zu Weib und Kind, bringt er dann — wenn ich anders recht verstehe — seine eigenen Leute aus Schwaben ins Land, erwirbt ein Gut und weiss durch allerlei juristische Kniffe es dahin zu bringen, dasselbe seinem Sohne als unabhängiges Eigentum zu hinterlassen [2]). Unter seinen Hörigen,

[1]) Böhmer reg. n. 638. Stumpf n. 891: »quatenus vl. ingenui, qui ex inopia servorum in locis ecclesiastici patrimonii constituantur coloni, quicquid nostrae publicae exactionis iudiciaria potestate deberent ad pristinae restaurationem culturae suis largiremur usibus quicquid noster publicus fiscus ab illis exigere vel percipere poterit, hoc totum in cunctis advocato prefatae ecclesiae potestative exigendum et percipiendum ad iam dicti pontificis Piligrimi successorumque suorum utilitatem perpeti condonamus, nec pro ulla alia occasione aut vadium solvere aut ad comitatum ire a marchione vel aliqua iudiciariae potestatis persona cogantur, nisi ea lege vel iure, quo ecclesiastici servi ab extraneorum pulsati reclamationibus pro satisfacienda iusticia ad placitum ire compellantur.« Vgl. Hirsch, Jahrb. Heinrich II. Bd. I, S. 53 ff.

[2]) Vgl. Resch, Annal. Sabion. p. 690, n. 62: »quidam advena Alamannus nomine Hubold in episcopatum Sapionensis ecclesiae usque venit ibique ab episcopo

die bei Aufnahme des Thatbestandes genannt werden, sind bereits mehr deutsche als romanische Namen zu bemerken [1]); und da zu dieser Zeit hier zu Lande die beiden Nationalitäten gerade an der verschiedenen Nomenclatur noch sich unterscheiden lassen [2]), so ersieht man daraus das Anwachsen der deutschen Arbeitskräfte, welche die Fremden mit sich ins Land brachten.

In dieser Weise ward wie der Herrenstand so auch der Bauernstand „im Gebirge“ allmählig germanisirt. Um das Jahr 1000 war der erstere bereits völlig deutsch; während er zweihundert Jahre früher noch zum Theil romanisch gewesen.

Jener reiche Quartinus „aus der Nation der Noriker (Baiern) und Pregnarier (Breonen)“, den wir bereits mehrfach genannt haben, erscheint im J. 828 zwar als erbangesessen in der Gegend von Sterzing, wo seine Ahnen schon zur Zeit der Antonine nach römischer Sitte Grabsteine abgesetzt hatten [3]); aber er war der letzte seines Stammes und schenkte sein ganzes Besitztum namentlich am Eisack an das Kloster Innichen „zum Heil seiner Seele.“ Seine Gutsnachbarn waren theils Deutsche, die „more bavarico“ bei den Ohren gezupft wurden, theils Romanen. Im J. 993 erscheinen als Besitzer in jener Gegend nur mehr deutsche Edle, während die „mansi latini“, die von romanischen Bauern besetzten Höfe, noch nach Jahrhunderten genannt werden.

— beneficium servitio promeruit. Qui ancillam ipsius ecclesiae uxorem accepit, et ex ea filium genuit, quorum amore captus eius mancipia in eandem episcopatum adduxit ex Alamannia; insuper et praedium acquisivit. Cumque idem senio et morbo lassus deficeret praefata mancipia et praedium cuidam nobili viro n. Rihheri tradidit eo tenore: si ante proximum natale domini obiret, ut eius filio, ecclesiae servo, in facultatem et proprietatem perferret. Quo facto non post longum tempus idem Hupold ante natale domini morte praeventus; deinde idem Rihheri in praesentia Albwini b. m. episcopi memorato Hupoldi filio ecclesiae servo idem praedium et eadem mancipia — tradidit potestative tenendum et quicquid inde placuerit, faciendum«

[1]) »Haec sunt nomina mancipiorum, quae tradita sunt Hupoldi f., ecclesiae servo: Liutrih; filius eius Reginhart; item filia eius Gotta; Gezo; filia eius Geza; Wiso; Frumiza; Heiza; filia eius Heiza; et filius eius Diozo; item filia eius Waza; filius eius Martinus et Minigo; et Penno filius eius; filia eius Liuza.«

[2]) Vgl. Steub, Herbsttage in Tirol, S. 252 f.

[3]) Vgl. C. I. L. V. 5083. Wol mit Recht bringt man den hier genannten Aurelius Quartinus mit der Familie der späteren Quartine in Verbindung. Ueber die Vererbung von Namen innerhalb einer Familie vgl. Holder-Egger, Unters. über einige annal. Quellen des 5. und 6. Jahrhunderts III. p. 50.

So lernen wir die Verhältnisse kennen im zehnten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des eilften.

Alle baierischen Klöster jener Zeit, Tegernsee, Benedictbeuern, Altaich, S. Emmeram, Steingaden, Weihenstephan, Diessen, Pollingen, Biburg, Altdorf u. s. w. besassen wie ihren Salzantheil zu Reichenhall so ihre Weinberge bei Bozen, die während des Mittelalters so berühmt waren. So hatte z. B. Tegernsee zur Karolinger-Zeit 11866 Mansen Grundbesitz, bezog Salz von Reichenhall und vierzig Karraden Wein von Bozen. Die ganze Politik dieser kleinen Kirchenstaaten gieng dahin, ihren Besitz im Etschland zu mehren [1]. In den Klosterchroniken, die für die Geschichte jener Epoche von der grössten Bedeutung sind, findet man mitten unter den Nachrichten hochpolitischer Natur Notizen über den Stand jener Weinberge, wenn sie z. B. durch eine Ueberschwemmung u. dgl. geschädigt worden waren. In allem Sturm der Zeiten, der über Baiern im zehnten Jahrhundert während der beständigen Einfälle der Magyaren hereinbrach, hat man den Zusammenhang mit den Besitzungen am Südabhange der Alpen festgehalten; wir hören z. B. aus Benedictbeuern, dass damals zwei geistliche Genossen, davon nur einer ein Mönch, das Brodkorn auf ihren Schultern über die Alpen von Wälschtirol hergeholt haben [2]. Das Lob des „Bozenaere“ sangen nachher die Minnesänger durch das ganze Mittelalter hindurch.

So entschädigte die wirthschaftliche Superiorität des Coloniallandes dieses gleichsam für seine politische Abhängigkeit. Wie die baierischen Klöster jenseits der Gebirge ihre Weinberge, so besassen hinwieder z. B. die Bischöfe von Brixen und von Trident ihre Paläste in Baierns Hauptstadt Regensburg, wo sie den Hof des Herzogs zu suchen hatten, so oft es ihnen dieser

[1] Man vgl. auch hierüber die meisterhaft entworfene Scizze von Siegfr. Hirsch in der Einleitung zu den „Jahrbüchern des deutschen Reiches unter Heinrich II“, wo die Beziehungen zwischen dem Stammlande Baiern und seinem slavischen und romanischen Colonialbesitze, (d. h. Kärnten und den Marken; dann dem heutigen Tirol) ausführlich erörtert sind. — Die Combination von Hirsch's Manier mit der von Steub und den wirthschafts-politischen Studien, wie sie Inama-Sternegg versucht hat und durch die von ihm und Ign. V. Zingerle unternommene Herausgabe der deutsch-tirolischen Weissthümer neue Anregung erhält, wird gewiss noch schöne Resultate erzielen.

[2] Chronic. Benedictobur. c. 9. M. G. SS. IX. 229.

gebot; bis auch hier die allgemeine Reichspolitik dazu führte, dieselben von der herzoglichen Gewalt vollends zu eximiren und selbständig zu machen. Es geschah dies durch den König namentlich auch zu dem Zwecke, um die Strasse nach Italien in der Hand zu haben, selbst gegen den Willen des Herzogs. Damals, im eilften Jahrhundert, ward auch Trident zu Deutschland geschlagen, das seit den Zeiten der Römerherrschaft zu Italien gehört hatte [1]): wie früher südwärts der Alpen, so lag eben damals der politische Schwerpunkt Westeuropa's im Norden derselben und danach gravitirte auch von jeher die Zuständigkeit jener zwischlächtigen Gebiete am mittleren Laufe der Etsch [2]).

Dann kamen wieder stürmische Zeiten, welche die ganze Welt aus den Fugen zu heben drohten und die selbst in den hintersten Bergthälern sich fühlbar machten; es war die grosse Revolution, die wieder von Rom ausgieng und die durch Mönch Hildebrand, Papst Gregor VII., heraufbeschworen ward. Es war die Zeit, da Kirche und Reich in tödtlichem Kampfe sich gegenüberstanden und sich aufs äusserste befehdeten [3]); für Deutschland eine unheilschwangere Epoche. Dennoch — so wenig hat der Mensch die Zukunft in der Hand — war es gerade in dieser Zeit, wo ein neuer Stoss gegen das raetische Romanentum von Seite des Deutschtums erfolgte und diesen grossen und entschei-

1) Ueber die wechselnden Grenzen des Reiches in diesen Gegenden vgl. K. Fr. Stumpf-Brentano an G. Waitz. Forsch. zur deutschen Gesch. Bd. XV. H. 1. zu Waitz, Deutsche Verfassungsgesch. V. 140. 196. Es ist dabei zu bemerken, dass der Brenner niemals in früheren Zeiten, weder unter den Römern, noch unter den Deutschen im Mittelalter, selbst nicht unter Napoleon eine politische Grenze gewesen ist. Es handelte sich stets nur um Trident und sein Gebiet, dessen Grenzen in den verschiedenen Zeiten auch verschiedene waren.

2) Es ist zu beachten, dass die bischöflichen Gebiete im heutigen Tirol in Folge ihrer Treue gegen Kaiser und Reich emporkamen: 955 ward Erzbischof Herold v. Salzburg, der gegen Herzog Heinrich v. Baiern aufgestanden war, geblendet und in Seben internirt; B. Altwin war einer der treuesten Anhänger K. Heinrich's IV. Auch im 12. und 13. Jahrhundert sassen auf den Bischofsstühlen von Trident und Brixen dem Kaisertum treu ergebene Männer; zu ihrem eigenen Vorteile; in der nachfolgenden kaiserlosen Zeit säcularisirte ihr Vasall, der Graf von Tirol, beide Stifte und gründete ein weltliches Fürstentum: die Grafschaft Tirol.

3) Im J. 1080 ward zu Brixen von der königlichen Partei Hildebrand, der „falsche Mönch“, abgesetzt und durch 30 Bischöfe aus Italien und Deutschland Guibert von Ravenna erhoben. Vgl. Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit. III. 372.

denden Wendepunkt der Weltgeschichte nunmehr auch für die Ethnographie jener Gebiete von Bedeutung machte. Der religiösschwärmerische Geist der Hildebrand'schen Epoche, der die Kreuzzüge veranlasste, rief nemlich zugleich eine neue Aera der Klostergründungen hervor und diese Gründungen erfolgten, der ascetischen Weltanschauung der Mönche zu Folge, häufig in „Einöden“, in abgelegenen Thälern, fern von den Obscoenitaeten des weltlichen Verkehrs [1]).

Zudem wurden während des Bürgerkrieges Bischöfe und Priester der einen oder der anderen Partei je nach dem Wechsel des Glückes von ihren Sitzen vertrieben und sie konnten dann nur in der Heimlichkeit weniger besuchter Oerter ihres Amtes noch walten. Mitunter hat das zu mancherlei Legenden, die man da praktischer Zwecke halber erfand, den Anlass gegeben [2]). Wie aber dem auch immer sein mag, diese Flüchtlinge, wie jene Klöster zogen wieder neue Gegenden in den Kreis der damaligen Civilisation herein, und diese war bei uns eben eine deutsche und förderte den Fortgang der weiteren Germanisation. So fasste diese immer tiefere Wurzeln.

Und zwar wäre es ein Irrtum, wenn man glauben wollte, dass diese Entnationalisirung der Raeto- und Norico-Romanen etwa zonenweise vor sich gegangen sei, dass zuerst das Innthal und dann ebenso das Wippthal, hierauf das Etschland u. s. w. durch die Baiwaren, Alemannen u. s. w. völlig ausgefegt und assimilirt worden wären. Im Gegentheil; es geschah hier, was anderswo in analogen Fällen.

Odovacar und nach ihm die Gothen haben sich in Italien, die Vandalen in Africa, die Franken in Gallien festgesetzt, indem sie geschlechterweise die wichtigsten Punkte occupirten. So hat nachher auch in Italien die deutsche Kaiserherrschaft sich stabilirt.

[1]) In Kärnten und den Marken erstanden damals über ein Dutzend neuer Klöster; im heutigen Deutschtirol mehr als ein halbes Dutzend: S. Georgenberg, Wilten im Innthale, Neustift bei Brixen, S. Michael an der Etsch, in der Aue bei Bozen; Marienberg im Vintschgau; dazu das ältere Sonnenburg im Pusterthal; deren Urkundenbücher die vorzüglichste Quelle für die Culturgeschichte des Landes im Mittelalter bilden.

[2]) Damals ward z. B. Bischof Altmann aus Passau vertrieben und schlug zeitweilig seine Residenz in Lorch auf, das dann als die angebliche Mutterkirche Noricums in römischer Zeit gefeiert wurde; wofür mit gefälschten Urkunden der Beweis erbracht ward. Vgl. Wattenbach, Gesch. Qu. I³, 44. A. 2.

Ueberall an den Kreuzpunkten des Verkehrs erhoben sich auf stolzer Höhe und wolbefestigt die Reichsburgen, auf denen die Dienstmannen des Kaisers sassen und durch die Giebigkeiten der Reichsleute in Italien verpflegt wurden. Man weiss wie oft das Land gegen die deutsche Herrschaft rebellirt hat; wie namentlich der municipale Geist, der Italien eigen war und blieb, sich gegen das Regiment der Kaiser aufbäumte, wie die letzten Hohenstaufen hier beständig kämpften und organisirten: in den stürmischesten Katastrophen, die in Folge dessen eintraten, haben jene Bollwerke, wenn auch Jahrzehnte lang auf sich selbst angewiesen, dennoch sich unbezwungen erhalten; z. B. in der Zeit vom Tode Heinrichs VI bis auf jene Otto's IV und von diesem bis auf Friedrich II, den „Hammer der römischen Kirche."

Und wenn wir den Blick weiter schweifen lassen, so vollzog sich die Ansiedlung der Bulgaren auf der Balcanhalbinsel dadurch, dass Stadt und Land ihre Bewohner tauschten; jene die Beherrscher, dieses die Beherrschten innehatten. Die Slaven haben daselbst in den von Romanen bewohnten Gegenden geschlechterweise sich niedergelassen, wie die Ortsnamen dies beweisen [1]. Die Türken begründeten ebenso ihre Herrschaft, indem sie an die wichtigsten Punkte der Halbinsel Colonien ihres Volksstammes hinführten. Durch ähnliche Mittel hatten schon früher die Byzantiner regiert; auch sie haben, ganz nach der älteren römischen Weise zahlreiche Verpflanzungen von Völkerschaften vorgenommen und durch Theilen die Herrschaft behauptet, so lange es eben angieng. Die Magyaren in Pannonien hielten die Kraft ihres Volkes dort in der Ebene zusammen und warfen nur nach Siebenbürgen an den wichtigsten Punkt einen Splitter desselben, die „Szekler" als transsilvanische Grenzwacht; wie denn Attila und die Avaren vor ihnen ähnlich vorgegangen sein mögen: die Natur eines jeden Landes bedingt dessen politische und strategische Bedeutung und schreibt der Politik unabweichliche Gesetze vor.

So auch im raetischen Gebirgslande. Der baiwarische Adel, der in dasselbe gekommen war, besetzte zuerst die strategisch wichtigen Punkte und machte dort auf den Burgen sich heimisch. Von hier aus ward dann das ringsumliegende römische Gebiet

[1]) Vgl. Jireček, Gesch. der Bulgaren, S. 107.

gezügelt und in der Hand gehalten. Es ist in dieser Beziehung, sagt Steub[1]), eine bemerkswerthe Thatsache, dass von der Burg zu Buchenstein an, die hinter Enneberg fast schon im venedischen Gebirge liegt und mit italienischem Namen Castel d'Andrazzo genannt wird, bis auf das Schloss zu Hohenbalken bei Somwix im stockromanischen Hochthal am bündtnerischen Vorderrhein, ganz unabhängig von der Sprache, welche die Landleute sprachen oder sprechen, die Schlösser zum grössten Theil deutsche Namen tragen. Mitten in jetzt völlig romanischen Landestheilen, z. B. im heutigen Enneberg finden sich in den alten Urbaren eine Anzahl deutscher Höfe oder „Lehen" verzeichnet: die Germanen kamen, nahmen so viele Höfe als sie brauchten und lebten dann mitten unter den Romanen fort, bis sie in diesen aufgiengen[2]).

Auch die höhere Politik spielte in diesen Dingen mit. Im J. 1167 erlies K. Friedrich I. das Verbot, einem Lombarden oder Veroneser mit der Hut des Schlosses Garda zu betrauen, sondern nur getreue Tridentiner[3]). Trident selbst war eine überwiegend deutsche Stadt, ihr ältestes Stadtrecht ist deutsch abgefasst, das lateinisch concipirte Bergrecht ihres Gebietes enthält meist deutschtechnische Ausdrücke, da die Knappen aus Deutschland kamen; ebenso war der Adel auf dem Nonsberg deutsch, wie jener in

1) Vgl. Rhaet. Ethnologie, S. 67 f.

2) Namentlich ist hiefür die Nomenclatur des von J. V. Zingerle herausgegebenen Sonnenburger Urbarbuches, das aus dem 14. Jahrhundert stammt, interessant. Vgl. Steub, Kl. Schriften III. 175 f. Aus den Urkunden, welche das Kirchenarchiv von Abtei enthält und die bis ins 15 Jahrhundert zurückgehen, ergibt sich dieselbe Thatsache: diese Urkunden sind schon damals zum grösseren Theile deutsch abgefasst, die ladinischen Ortsnamen dem germanischen Ohre angepasst: Untercastell statt su dschastöll, Valgreit statt Valgarei, Oberplang für das jetzige Pians bei Corvara, Canascheid statt Canazei, wie es gegenwärtig lautet; Alfreid für Alfarei. Mit em Verfalle der grossen Edelgeschlechter, der bereits vom 15. Jahrhundert her ctirt, wo der Landesfürst Friedrich mit der leeren Tasche die Bauern gegen den Ael aufrief und die sociale Revolution organisirte, ist hier das Deutschtum zurückgeangen; denn es war eben durch jene edlen Geschlechter und ihren Anhang reprsentirt. Seitdem hat in Enneberg das romanische Bauerntum die deutschen Enaven in sich aufgesogen. In Groeden war es ähnlich, wo aus dem hintersten Tha der deutsche Minnesänger Oswald v. Wolkenstein stammte, der die „Graseriinen" auf der Seisser Alm, die noch jetzt zum guten Theile Ladinerinnen sind, in outscher Sprache besang.

3) Cod. Wang. S. 36.

Churrätien: also durch das ganze Land waren die beiden Nationalitäten in unzähligen Enclaven vertheilt: nur in Graubündten hat sich ähnliche Buntheit bis auf diesen Tag erhalten [1]. Mit der Zeit wuchsen in Folge der Arrondirungspolitik ihrer Besitzer einzelne dieser Enclaven zusammen und suchten weitere Fühlung. So gieng es fort, die Hauptthäler wurden bald ganz germanisirt, während der Ladinismus mehr und mehr sich in die Seitenthäler zurückzog und auch da an Terrain stetig verlor.

Wann dieser Process, der bis auf den heutigen Tag fortdauert, in den einzelnen Gegenden vollendet wurde, lässt sich nicht genauer bestimmen, da über solche Dinge, die sich von selbst machen, eben die Chroniken nichts berichten. Jedenfalls ist es beachtenswert, dass noch in den älteren Salzburger Necrologien aus dem zwölften Jahrhundert vier Männer, nemlich Johannes, Mediolanus, Marquard und sein Sohn Ulrich, ferner eine Frau Namens Kominia aufgeführt werden als „Latinus", „Latina" [2]. Danach würde es im Salzburgischen noch damals Walchen gegeben haben; vielleicht dass diese bis ins dreizehnte Jahrhundert dort fortvegetirten, wo von 1272—1284 Erzbischof Friedrich von Walchen auf dem Stuhle S. Ruperts sass, aus der Familie Wallern oder Walchen in Pinzgau stammend: das Stammschloss dieses Hauses, der Walchenturm bis in unsere Zeit genannt, lag beim gegenwärtig zur Pfarrei Piesendorf gehörigen Filialdorf Walchen. Auch um Berchtesgaden dürften bis ins zwölfte Jahrhundert romanische Grundbesitzer sich erhalten haben [3].

Um dieselbe Zeit sprach man auch in der Gegend von Innsbruck, wie sich urkundlich erweisen läst, noch theilweise romanisch.

[1] Die Entwicklung dieser Verhältnisse in Alemannisch-Romanien zu verfolgen, muss ich mir auf eine andere Gelegenheit versparen. Durch die Vergleichung des alemannischen mit dem baierischen Coloniallande wird die Germanisirung Raeto Romaniens erst ins rechte Licht gestellt werden.

[2] Archiv f. österr. Geschichtsquellen XIX. S. 366. Kominia heisst S. 234: „laica latina."

[3] Eine Berchtesgadener Urkunde von 1127 (Quellen und Erörterungen zur baier. und deutschen Geschichte, München 1856. I. 361) nennt einen „Ruodolfus de loco Trecento professus ex natione sua lege vivere Romana", den Büdinger, Oest. Gesch. I, 93. A. 1. „für einen freien Grundbesitzer römischer Abstammung aus der Gegend von Berchtesgaden" erklärt; es gehört derselbe jedoch, nach den Oertlichkeiten zu schliessen, die geschenkt werden, wol nach Krain nicht nach Baiern.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts schenkten „Egilolfus et uxor eius de Omras (Ambras) et filie eius et latini Meribot ac Hegini, Dietmar, Giselmar“, die Güter, die sie zu Oberhofen in Oberinnthal besassen, nach Neustift [1]): Romanen mit deutschen Namen.

Eine andere Urkunde aus dem zwölften Jahrhundert, die in Absam bei Hall a. J. ausgefertigt wurde, führt unter den Zeugen verschiedene Romanen auf, als Solvangnus (Sylvanus), Martinus, Badillus, Vivianus [2]). So hält es denn Steub für „wahrscheinlich, dass zur Zeit, da Innsbruck Stadtrecht erhielt (1234), ein guter Theil seiner Bürger noch Ladiner gewesen sind.“

Aber von da an muss die Germanisation doch rasche Fortschritte gemacht haben: die Zahl der deutschen Gründungen hat damals sich stark vermehrt. Es begann für Tirol eine Epoche städtischer Entwicklung, namentlich gefördert durch den Ueberlandhandel, der von Venedig aus die Producte des Orients dem nördlichen Europa vermittelte: wieder ward die grosse Verkehrsader des Landes für seine Entwicklung entscheidend. Es erstanden im dreizehnten Jahrhundert und in den ersten Decennien des vierzehnten die Städte Innsbruck, Glurns, Sterzing, Meran, Hall. Alle diese Neugründungen kamen aber dem Deutschtum zu Gute, dessen Genius sie hervorgerufen hatte, bedeuteten einen Rückschritt des Ladinismus. Im vierzehnten Jahrhundert machte dann allem Anschein nach die Pest des J. 1348, dem der Decamerone Boccaccio's seine Entstehung verdankt, auch für die Raetische Ethnologie Epoche. „Kaum der sechste Theil der Bewohner unserer Thäler“ — schreibt ein Zeitgenosse, der Prior Goswin von Marienberg — „blieb übrig. Im Kloster Marienberg raffte die Seuche alle Brüder hinweg, bis auf drei“; Goswin war einer von ihnen. Nach einer anderen Aufzeichnung, die im Kloster Neustift gemacht wurde und die Sinnacher mittheilt, blieb im Wippthal nur der dritte Theil der Bewohner noch übrig [3]). Die Folge war grosser Mangel an Arbeitskräften im Lande; wie in England unter Wat Tyler ein Arbei-

1) Sinnacher, Beiträge zur Gesch. der Kirche Saeben-Brixen. III. 441. Steub, Herbsttage 253 f.

2) Mon. boica X. 38. Steub, „Allg. Zeitung“ B. 15. Sept. 1875.

3) Vgl. Kink, Akad. Vorlesungen über d. Gesch. Tirols S. 472. Ueber die Pest im allgemeinen vgl. Roscher, System der Volkswirthschaft I⁵. S. 513.

teraufstand ausbrach, der auf die Folgen jener Pest zurückzuführen ist, so begann auch in Tirol eine sociale Bewegung unter den „Bauleuten“; die durch verschiedene Landesordnungen zu Gunsten derselben beigelegt wurde [1]). Die darin zugestandene Freizügigkeit musste ebenfalls dazu beitragen, das romanische Element unter dem deutschen zu verflüchtigen.

Noch in den letzten Jahrhunderten haben die grossen Weltereignisse, wie auf das Verhältnis zwischen Romanismus und Germanismus in unseren Alpenlanden überhaupt, so namentlich auch auf die Ladiner einen stärkeren Rückschlag ausgeübt, als man eigentlich denken sollte. Der sprachliche Zusammenhang zwischen Groeden und Enneberg mit Graubündten z. B. ward zerrissen erst in Folge der Reformation. Die Churwalchen bekannten sich nemlich zu der Lehre des Reformators Zwingli; die Tiroler hingegen wurden, so sehr sie selbst auch grösstenteils der Haeresie zugethan gewesen waren, schliesslich der Politik ihrer Regierung gemäss gezwungen, katholische Christen zu bleiben oder vielmehr wieder zu werden [2]). Um nun den religiösen Gegensatz durch den der Sprache — Nationalität kann man ja eigentlich nicht sagen — zu verschärfen, germanisirten die Benedictiner des Stiftes Marienberg im Laufe des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts die Grenzstriche im oberen Vintschgau, das bis dahin zum guten Theile noch romanisch gewesen war. — In Wälschtirol und in Oberitalien dagegen erlitt aus derselben Ursache das Deutschtum eine Einbusse. Bis zur Reformationszeit nemlich holten sich die dortigen deutschen Gemeinden ihre Priester aus Deutschland [3]), wie etwa jetzt

[1]) Bei Brandis, Gesch. der Landeshauptleute S. 72 ff.

[2]) Auch die Enneberger waren nemlich nicht zurückgeblieben, wie einige Aufzeichnungen im Abteier Kirchenarchiv darthun. Im J. 1577 war ein Dominus Simplicianus Pataviensis sacerdos regular. ord. Augustini in Abtei Seelsorger. „Dieser gieng nach Kastelrutt beichten und hatte eine Concubina.“ Später war er in S. Martin, bis er zuletzt wegen ärgerlichen Lebenswandels verwiesen wurde. Als Cooperator erscheint um dieselbe Zeit in Abtei ein mit falschem Licenzbrief entlaufener und ketzerischer Mönch. Ferner wird noch ein Supernumerar vom Orden des hl. Franciscus genannt, der gleichfalls ohne Erlaubnis sein Kloster verlassen hatte. — Die Gegenreformation, die eben in den Siebenziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts von der Innsbrucker Regierung energisch ins Werk gesetzt wurde, trat ein und vereitelte, dass d.e Ostladiner ebenso eine Litteratur sich schufen wie ihre westlichen Verwandten in Graubündten oder die Romanen an der unteren Donau.

[3]) Vgl. Friedr. v. Attelmayr: Die deutschen Colonien im Gebirge zwischen

noch die Siebenbürgener Sachsen ihre künftigen Pfarrer auf deutschen Universitäten studiren lassen; seit dem sechzehnten Jahrhundert, als der Katholicismus siegreich gegen die Reformation reagirte, schloss man sich ab von der geistigen Bewegung in Deutschland und betheiligte sich lieber an jener Italiens: so drang das Wälschtum erfolgreich vor erst in der Kirche, dann in der Schule, von da in die Familie und den Staat. Verhältnisse, die bis in unser Jahrhundert noch die deutschen Gemeinden in Wälschtirol und um Verona und Vicenza ihrer Nationalität entfremdet haben. In neuester Zeit germanisiren in Enneberg und Groeden neben dem nivellirenden Einflusse, den die grossen Verkehrsstrassen der Gegenwart unwillkürlich ausüben, auch die verbesserten Schulen, in denen die deutsche Sprache neben der heimischen obligat ist. Zugleich sucht die österreichische Regierung, um den annexionslustigen Italianissimi des Trentino entgegenzuarbeiten, das Deutschtum, wo es noch besteht, zu erhalten und zu stärken; worin sie von deutschgesinnten Männern des In- und Auslandes unterstützt wird. Von dem Erfolge dieser Bemühungen wird es abhängen, ob die deutsche Sprachgrenze nach Süden oder nach Norden sich verrücken oder aber stabil bleiben wird.

Wie die „Ladiner" oder „Walchen" der raetischen Berglande, so haben auch ihre viel zahlreicheren Vettern im Osten auf dem Boden der einstigen Provinz Dacien die Aufmerksamkeit neuerer Forscher auf sich gezogen, nicht ohne dass bei der Mangelhaftigkeit unserer Quellen manches bis auf diesen Tag dunkel und controvers geblieben wäre. Es handelte sich in erster Linie um die Herkunft und die früheren Wohnsitze der heutigen Walachen oder Rumunen.

Darüber hat vor einigen Jahren Rob. Roesler ein Buch geschrieben, das viel Aufsehen erregte [1]). Es wurde nemlich darin

Trient, Bassano und Verona. II. Abtheilung. Zeitschrift des Ferdinandeums in Innsbruck. 3. Folge. Heft 13. (1867). Nach den Forschungen des Herrn Joh. G. Widter, bis 1866 k. k. Postdirektor in Vicenza.

[1]) Romaenische Studien. Leipzig 1871. Der hieherbezügliche Abschnitt über „die Wohnsitze der Romaenen im Mittelalter" erschien zuerst als „Dacier und Romaenen" in den Sitzungsber. der Wiener Akademie 1866, wurde aber damals noch weniger beachtet.

der Nachweis versucht, dass die heutigen Romaenen während des Mittelalters bis zum Anfang des zwölften, dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts gar nicht da gesessen wären, wo sie jetzt sich vorfinden, sondern dass deren Stammväter, als die Römer ihre Herrschaft über das Trajanische Dacien aufgaben, mit diesen abgezogen seien; erst nach neun Jahrhunderten wären sie in die alten Sitze wieder zurückgekehrt, während sie bis dahin südwärts der Donau auf byzantinischem Gebiete gelebt hätten.

Die These Roesler's frappirte, weil sie neu schien; obwol sie nicht neu war. Im vorigen Jahrhundert hat Franz Jos. Sulzer im zweiten Bande seiner vortrefflichen „Geschichte des transalpinischen Daciens" [1]) sich fast ganz in derselben Weise geäussert. Sulzer war kein Gelehrter, sondern ein praktisch gebildeter Mann; in einer Reihe trefflicher Excurse hat er uns die Sitten, Meinungen und Bräuche, die religiösen und politischen Zustände der modernen Walachen geschildert.

Dabei fiel ihm der Slavismus dieser Romanen auf, der früher nicht genügend beachtet worden war, da schon damals puristische Bestrebungen unter den Schriftkundigen des Volksstammes sich geltend machten: kein Zweifel, dass hier einmal Slaven und Romanen sich vermischt haben mussten. Darüber ward Sulzer stutzig: „in Siebenbürgen u. s. w." — so glaubte er — „sassen ja keine Slaven." Also müssen die dacischen Romanen früher dort gewesen sein, wo sie mit Slaven in Berührung zu kommen Gelegenheit hatten. Das konnte nur südwärts der Donau geschehen, wo jetzt noch die sog. Kutzowlachen sich vorfinden [2]). Es wird dann wahrscheinlich zu machen gesucht, ja als das allein

[1]) Wien 1781. Der Verfasser war „ehemaliger k. k. Hauptmann und Auditor", von Geburt ein Oberösterreicher, aber vermält mit einer Siebenbürger Sächsin, also in Dacien heimisch. Er starb in Siebenbürgen und so blieb sein auf drei Bände gediehenes Werk, eine musterhafte Arbeit voll gesunden Verstandes und praktischer Erfahrung, leider unvollendet; seine nachgelassenen Papiere giengen verloren. Vgl. Kopitar, Wiener Jahrb. d. Litterat. 46. S. 62.

[2]) Es ist dabei zu bemerken, dass diese Kutzowlachen im vorigen Jahrhundert noch in blühenderem Zustande sich befanden, als im jetzigen. Jireček, a. a. O. 457 ff. und 475 f. Daraus erklärt sich vielleicht der Widerspruch von Leake, researches of Greece (1819), gegen Thunmann, Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker (1774); dieser behauptete, der südlichen Romänen seien nicht weniger, als der norddanubischen, was jener entschieden in Abrede stellte.

Mögliche hingestellt, dass die nördlich der Donau sitzenden Walachen eben Einwanderer wären aus jenen südlich des Stromes gelegenen Gegenden „am Berge Haemus, im alten Dardanien, in Moesien oder in der Bulgarei.“ — Dass Roesler das Buch seines Vorgängers nicht kannte, als er gleichwol über den Gegenstand schrieb, möchte ich ihm keineswegs zum Lobe anrechnen, wie das einige seiner Freunde thun, um post festum noch gleichsam eine Art Priorität für ihn zu retten [1]).

Nach Sulzer hat auch der bekannte ungarische Geschichtschreiber Joh. Chr. Engel in seinen zahlreichen Werken ähnliche Ansichten von einer Auswanderung und nachmaligen Wiederkehr der Romänen geäussert; nur dass er die letztere im Gegensatz zu Roesler, der sie erst im dreizehnten Jahrhundert vor sich gehen liess, bereits in das neunte und zehnte Saeculum versetzte. Die Bulgaren hätten damals die zahlreichen Gefangenen, die sie auf ihren Streifzügen in das römische Reich machten, im alten Dacien angesiedelt und daraus sei mit der Zeit das Volk der Walachen erwachsen [2]). Auch diese These erklärt Roesler bei seiner Arbeit nicht gekannt zu haben.

Es waren aber jene früheren Anläufe überhaupt nicht weiter beachtet worden. Autoritäten wie Schafarik, Kopitar, Miklosich hatten sich theils ausdrücklich dagegen erklärt, theils dieselben geflissentlich ignorirt, als Roesler, durch sprachliche und historische Studien veranlasst, wieder darauf zurück kam; und indem er die These mit Energie und Eleganz verfocht, auch scheinbar schlagende Beweise dafür vorbrachte, den grössten Erfolg erzielte. Die meisten

1) Z. B. Krones in Roesler's (gest. 1874 als Professor in Graz) Necrolog. Zeitschrift f. die österr. Gymnasien 1875. S. 228 f. Sulzers's Buch war Kopitar bekannt, der sehr viel davon hielt. Vgl. Wiener Jahrb. der Litt. 46, S. 62. In der Recension von Fallmerayer's Geschichte der Halbinsel Morea im MA. ebenda 51, S. 112, spricht Kopitar von den „vier Millionen Walachen, die wiewol jetzt dem grösseren Theile nach im Norden der Donau angesiedelt, doch ursprünglich in des Verfassers (Fallmerayer's) „illyrisches Dreieck“ (zwischen Triest, Galatz, Matapan) zu Hause gehören, nur romanisirte Brüder im Thale, oder doch Cousins der reiner gebliebenen Albaner im Gebirge sind.“ Ein Anklang an Sulzer's Wanderungstheorie, deren Anhänger sonst Kopitar nicht war.

2) Vgl. Engel, Commentatio de expeditionibus Traiani et origine Valachorum, Wien 1794. Gesch. der Moldau und Walachei I. 135 ff. Gesch. des ungarischen Reiches I. 62 ff.

Kritiken, die sein Buch in den deutschen Journalen erlebte, sprachen sich günstig über dessen Hauptinhalt aus [1]; der Widerspruch Einzelner blieb dem gegenüber unberücksichtigt [2]; die heftige Polemik, welche von den romänischen Gelehrten dagegen eröffnet wurde, imponirte wenig, da dieselben nicht im Stande waren, sie zu widerlegen [3].

Die politischen Leidenschaften mengten sich ins Spiel: die Romanen glaubten durch Roesler ihren (angeblich hochadeligen) Stammbaum geschändet; die Gegner der Romänen fanden desto mehr Gefallen an der neuen (beziehungsweise hundert Jahre alten) These. G. D. Teutsch, der rühmlichst bekannte Geschichtschreiber der Siebenbürger Sachsen, hat deren Inhalt vor zwei Jahren (1874) in die neue Auflage seines Buches übernommen. Wattenbach neigte ihr ebenfalls zu; während er in seinem Vortrag über die „Siebenbürger Sachsen" noch anderer Ansicht gewesen war. Zuletzt noch hat Roesler's These Fr. Mauer in seiner populären Schrift: „Die Besitzergreifung Siebenbürgens durch die das Land jetzt bewohnenden Nationen" (1875) zu polemischen Ausführungen gegen gewisse Ansprüche der Romänen benützt, wonach diese als älteste Bewohner des Landes Siebenbürgen allein besitzen wollen, Sachsen, Szekler und Ungarn als spätere Eindringlinge betrachtet werden. Nach Roesler würden aber die Romänen bei der Theilung der dacischen Welt zu spät gekommen sein; es liesse sich somit der Spiess umdrehen und gegen sie geltend machen, was bisher ihrerseits gegen die andern Nationalitäten des Landes vorgebracht wurde.

Die Sache interessirt, wie man sieht, schon weitere Kreise und spielt in der Politik eine Rolle; sie könnte leicht noch einmal zu diplomatischen Noten für und wider Roesler Anlass geben und

[1]) So E. Duemmler in der histor. Zeitschrit. XXVII. (1872) S. 475—479 und zahlreiche andere. H. J. Bidermann, Fr. Krones, O. Lorenz, G. Fr. Hertzberg, und A. erklärten sich ausdrücklich dafür.

[2]) Namentlich jener W, Tomaschek's. Vgl. Brumalia und Rosalia. Sitzungsber. d. Wiener Akad. LX. 1868. S. 351—404. Ferner in der Zeitschrift f. d. österr. Gymn, XXIII. 149 f.

[3]) Noch zuletzt hatte Hasdeu, istoria critică a Romănilorŭ Bd. I. II. H. 1 Bukurest 1874 bei all seiner Gelehrsamkeit kein einziges Factum gegen Roesler beizubringen vermocht. Vgl. Schuchardt's Rec. im Lit. Centralbl. 1875. n. 12. S. 380 f.

so die orientalischen Wirren um neue „Fragen" bereichern. Hier soll darüber jedoch nur „academicamente" gehandelt werden. Auf welche Gründe stützten sich denn Sulzer, Engel, Roesler, um ihre Ansicht zu verfechten?[1]).

Es ist in dieser Hinsicht von vorn herein zu erklären, dass die ganze These vielfach auf irrigen Grundlagen aufgebaut wurde. Roesler behauptete, Dacien sei nur sehr oberflächlich romanisirt gewesen; „auf nur dünnbesiedeltem Boden" — so meinte er — „ward ein reines Colonialland geschaffen, in dem das Römertum nicht so tiefe Wurzeln trieb, wo es nicht auf der breiten Grundlage eines auch geistig eroberten Volkstums ruhte. Daher die Leichtigkeit, mit der es später wieder entfernt wurde — ohne einmal so viele Spuren zu hinterlassen, als selbst in Britannien oder in Noricum, wo es wie ein Firnis abgerieben worden ist." Ansichten, die vor den Thatsachen nicht Stich halten und abgesehen davon, dass sie sich widersprechen, auch etwas phrasenhaft wiedergegeben sind. Denn dünn besiedelt, war der Boden ja von Dakern und es hat eben deshalb, wie wir wissen, die Romanisirung unter denselben mittelst der eingeführten Colonisten schnellere Fortschritte gemacht als anderwo[2]). Endlich ist der Romanismus

[1]) Ich verweise für das Detail auf meine Abhandlung „Die Anfänge der Romaenen." Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1876. H. 1. 2. 5, wovon auch ein Separatabdruck erschienen ist. Hier können nur die Hauptpunkte berührt und einige nachträgliche Ausführungen gegeben werden.

[2]) Aus diesem Grunde ist auch Mommsen gegen Roesler's Auffassung. A. v. Gutschmid hat im Litt. Centralblatt vom 21. Okt. 1876 dagegen eingewendet, dass die Vollendung der Romanisirung Daciens in den Zeitraum vom Commodus auf Aurelian fallen müsste, d. i. in die siebenzig Jahre des Militärkaisertums, die sich sonst durchaus steril erzeigt hätten: „und hier sollte es die Romanisirung gewissermassen in extremis improvisirt haben?" In Britannien sei die Romanisirung in weiteren 400 Jahren nicht gelungen. — Diesem Einwurf gegenüber müssen wir (mit Mommsen) geltend machen, dass die exceptionellen Verhältnisse, in denen Dacien unter allen römischen Provinzen sich befand, auch exceptionelle Folgen gehabt haben dürften. Uebrigens sind gerade die sonst sterilsten Zeiten der römischen Kaiserepoche dem Fortschritte des Romanisirungsprocesses am günstigsten gewesen. Vgl. bezüglich der thrak. Stämme auf der Balcanhalbinsel W. Tomaschek, Brumalia und Rosalia S. 398, bezüglich Raetiens meine Ausführung S. 68. Auch ist die Analogie zwischen Dacien und Britannien nicht völlig zutreffend; hier hat das keltische Element bis auf unsere Zeit sich erhalten, im Mittelalter sogar in seiner Weise geblüht; das dacische Volk hat nie mehr eine bedeutendere Rolle in der Weltgeschichte gespielt,

auch in Noricum bekanntlich nicht wie ein Firnis abgerieben worden, sondern hat daselbst Jahrhunderte nach dem Sturze der römischen Herrschaft noch fortvegetirt. Ueberhaupt hätte Roesler gut gethan, nicht blos die Romänen im Auge zu behalten, sondern auch die anderen Donauromanen zu berücksichtigen, weil ihm dabei mannigfache Analogien zwischen dem östlichen und westlichen Zweige derselben auffallen mussten; ebenso wäre das verschiedene Schicksal derselben daraus leicht erklärlich gewesen, warum die einen germanisirt wurden, die anderen sich dagegen in Ueberzahl erhielten. Jener naheliegende Vergleich ist denn neuerdings von einem geistreichen Touristen auch wirklich angestellt, wenn auch nicht weiter verfolgt worden [1]).

Von der geringen Intensität des Romanismus im traianischen Dacien, die Roesler behauptete, ist also gerade das Gegentheil richtig. Wenn er ferner ausführte, dass sich daselbst keine Ortsnamen aus der römischen Zeit bis auf unsere Tage erhalten hätten, so ist das ebenfalls irrig. Eine Anzahl von Flüssen hat nemlich auch hier, wie in anderen Gegenden des einstigen Orbis Romanus, die Namen römischer Städte und Orte bis jetzt bewahrt [2]); doch wol ein Zeugnis dafür, dass die Continuität der Bevölkerung hier nie unterbrochen gewesen ist. Neuerdings haben darauf gestützt sogar einzelne Forscher den Versuch gemacht, die Lage antiker Städte, von denen nur der Name bekannt ist, aus modernen

seit Decebalus gefallen war; unter Germanen und Romanen ist es aufgegangen. — Ich gebe gerne zu, dass wir über diese Dinge nicht viel wissen k ö n n e n; entscheidend ist daher dieser Punkt in keinem Falle und für keine Meinung; aber es ist doch möglich, dass das Dunkel der Geschichte hier Dinge verbirgt, die man nur zu leicht geneigt ist, für „nicht glaublich“ zu halten.

[1]) Von K. Braun-Wiesbaden, in dem Buche: „Eine türkische Reise. 1. Bd. 1876; Die Donau. Serbien. Rumaenien“; wo auch der Controversen über die romänische Sprache gedacht wird. S. 396 ff. Von Roesler's Buch und seiner These hat Herr Braun aber nicht Notiz genommen.

[2]) Das Thal des Ompoly erhielt den Namen des römischen Ampelum C. I. L. III. 1308. 1293; die Berzava, ein Zufluss der Temes, den der Station Bersovia; der Fluss Czerna jenen der Colonie Tsierna oder Zerna; „Samus“ hies schon in römischer Zeit die Gegend am Szamos C. I. L. III. 827. Den Namen der letzten Station an der Strasse von Apulum durch den Rothenthurmpass nach der Donau hat der Motru, ein Nebenfluss des Schyl, bewahrt. Die Flussnamen der Maros (Marisia), Theiss (Tisius), Aluta, Sereth (Hierasus) sind noch die der römischen Zeit. Vgl. die Zusammenstellung von Detlefsen in Bursian's Jahresbericht über die Fortschritte der

Ortsnamen zu bestimmen [1]). Auf diese Continuität der Nomenclatur in Siebenbürgen war übrigens schon längst aufmerksam gemacht worden [2]); es ist kaum zu billigen, dass Roesler davon nicht Notiz nahm oder vielmehr den wahren Thatbestand seiner These zu Liebe vertuschte. Im Uebrigen verdienen die Ortsnamen Siebenbürgens eine eingehende Untersuchung, wie sie von den Einheimischen allein mit geringer Mühe vollbracht werden könnte und wobei etwa Steub's „Rhaetische Ethnologie“ zum Muster zu dienen hätte. Es würde vor allem das Verhältnis der slavischen zu den romanischen Namen festgestellt werden müssen; und daraus liessen sich dann ebenso Schlüsse über die Intensität der Bevölkerung dieser beiden Nationalitäten in früheren Zeiten ziehen, wie dies durch Steub für die ladinischen Landschaften thatsächlich durchgeführt worden ist. Zunächst genügt es zu constatiren, dass auch „die Bergnamen an der Bucowina-Marmaros-Sie-

klassischen Altertumswissenschaft 1873. VII. 799 ff. Man bringt überdies auch Abrudbanya mit dem alten Ortsnamen Alburnus major in Verbindung. Vgl. Krones, Handbuch der österr. Gesch. I. 556.

[1]) Vgl. O. Hirschfeld, Epigraph. Nachlese zum C. I. L. III. u. s. w. S. 15. über die Lage der alten colonia Malvensis, die er nach Malu-de-jos und Malu-de-sus verlegen möchte. Prof. Schuchardt ist übrigens entschieden gegen diese Annahme Hirschfelds, „da malŭ ein gut rumänisches Wort ist und „Ufer“ so wie einiges andere bedeutet.“ Vgl. auch Hirschfeld a. a. O. S. 8 über Cetate, die walachische Bezeichnung für civitas, womit noch jetzt ehemalige römische Orte bezeichnet werden.

[2]) Vgl. Kiepert im histor. geograph. Atlas. 1848. S. 32. W. Tomaschek, Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien. 1867. S. 109. Massmann, Libellus aurarius (1840) S. 118. 128 u. a. Dass — nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung — höchstens eine oder die andere der römischen Mansionen und Städte ihren Namen bewahrte, ist erklärlich, da diese von den Römern unter Aurelian völlig geräumt wurden; das städtische Leben dann neunhundert Jahre unterbrochen gewesen ist. In dieser Beziehung lagen die Dinge in Siebenbürgen anders, als z. B. in Noricum oder Raetien, wo übrigens die deutschen Städtegründer auch mitunter die alten Namen geändert haben, obwol diese sich erhalten hatten. Z. B. wurde aus Juvavum: Salzburg; aus Vipitenum: Sterzing — im Namen Wippthal, der noch gebräuchlich ist und Wibtenwald, der in mittelalterl. Urkunden erscheint, (vgl. Steub, Herbsttage S. 245) erhielt sich der unter den Römern gebräuchliche Name. In Siebenbürgen baute die städtische Entwicklung des Mittelalters ebenso auf ganz neuen Grundlagen sich auf, daher auch neue Namen an die Stelle der alten traten (z. B. Zibin wurde zu Hermannstadt vgl. Roesler S. 133); die ländliche Nomenclatur blieb die alte.

benbürgener-Grenze ziemlich weit ins Land hinein, und zwar namentlich die Benennung sehr hervorragender Höhen, durchaus der romanischen Sprache und zwar in ihrer älteren Form angehören“ [1]). Roesler hatte hier überall nur slavische Nomenclatur sehen wollen oder romanische jüngeren Gepräges.

Dann stützten sowol Sulzer und Engel als auch Roesler ihre Ansichten von den Wohnsitzen der Romänen im Mittelalter auf angeblich positive historische Zeugnisse. Zunächst auf den Bericht des Flavius Vospiscus aus der Reihe der Scriptores historiae Augustae, der über die Aufgabe Daciens durch Aurelian in ein paar Worten sagt, der Kaiser habe bei dieser Gelegenheit Heer und Provincialen auf römisches Gebiet überführt und den letzteren dort neue Wohnsitze angewiesen [2]). Diese ziemlich allgemein gehaltene Angabe eines sehr kurz angebundenen Schriftstellers wurde nun weidlich für die zu beweisende Aus- und Einwanderungsthesis ausgebeutet; eigentlich war, wenn man sich auf die Angabe verlassen konnte, allem Zweifel auf einmal ein Ziel gesetzt. Nur Schade, dass diejenigen, die andere daran glauben machen wollten, selbst nicht daran glaubten: denn wenn die Stelle bei Flavius Vopiscus wirklich von so schlagender Beweiskraft war, bedurfte es nicht noch eines Buches, um die Sache erst recht zu beweisen [3]). So aber nimmt es sich komisch

[1]) So A. Ficker gelegentlich in der „Wiener Abendpost“ Beil. vom 7. Juni 1876, indem er sich zugleich überhaupt gegen Roesler's These erklärt. Es sprächen gegen eine Wanderung aus dem „walachischen“ Tieflande in's siebenbürgische Hochland sowol die Analogie anderer Fälle, als auch die Traditionen der Romänen. A. Ficker ist eben im Begriffe, die Resultate seiner vieljährigen Studien im Auftrage des statistischen Congresses für die „statistique internationale“ zu verwerthen. Hoffentlich werden jene Andeutungen über die romanische Nomenclatur Siebenbürgens dort weitere Ausführung finden; es könnte eben dieser Punkt für das Problem der romänischen Existenz im M. A. geradezu entscheidend werden. Vgl. auch A. Ficker, Noch einmal der Ursprung der Ostromanen nordwärts der Donau, „Allg. Zeitung“ B. 1876 Nov. 8. Ueber die romänischen Ortsnamen im Bihargebiete s. den Excurs. — A. Ficker hat ferner darauf aufmerksam gemacht, dass die Romänen sich im Nordosten ihres Wohngebietes auch mit den Ruthenen vermischt haben; was Roesler verneint, und darauf Schlüsse gebaut hatte. Vgl. „Allg. Zeitung“ vom 11. März 1876.

[2]) Vgl. oben S. 107.

[3]) Dasselbe gilt namentlich auch, wenn „gewisse linguistische Thatsachen zu Gunsten der Roesler'schen Theorie sprächen; vor allem die grosse Verwandtschaft

aus, wie man allen Ernstes, nemlich ad hoc, vorbrachte, der gute Vopiscus sei „ein sehr besonnener, auf gründliche Prüfung der Thatsachen bedachter Geschichtschreiber gewesen, dem reiches Material zu Gebote stand.“ Es ist nemlich daran kein wahres Wort. Die Scriptores historiae Augustae sind zunächst Biographen der Kaiser, mannigfach von Anekdoten durchwebt; Compilatoren aus späterer Zeit und alles Geistes baar: man kann sie nicht schlecht genug sich denken; gleichwol für uns eine schätzbare Quelle, weil uns eben bessere nicht zu Gebote stehen [1]. Haben übrigens die Scriptores historiae Augustae nicht alle Tugenden der anderen römischen Geschichtschreiber, so haben sie doch alle ihre Fehler: zu Gunsten der Gloire des Reiches etwas oberflächlich zu sein, war damals sehr beliebt, war die Regel. Und so wird man den Flavius Vopiscus ebenso wenig für eine gänzliche Auswanderung des romanischen Volkes aus Dacien anführen dürfen,

des Süd- und Nordromänischen«; wie mir Prof. Schuchardt bemerkt. In der eingehenden und einsichtigen Besprechung meiner »Anfänge der Romänen« im Lit. Centralbl. vom 21. Okt. 1876, die ich nur nachträglich berücksichtigen konnte, hat A. v. Gutschmid ebenfalls auf die aus den fremden Elementen in der romänischen Sprache entnommenen Argumente Gewicht gelegt. Ich hatte darauf hingewiesen, dass Kopitar und Miklosich die dem albanesischen verwandten Elemente für altdacische Ueberbleibsel ansahen: Albanesen d. h. Illyrier, und Dacier d. h. Thraker seien ja nahe verwandte Stämme gewesen. Dagegen bemerkt Gutschmid: »dass die Daker dem grossen trakischen Stamme angehört haben, ist eine der sichersten Thatsachen der alten Ethnographie; dass die Illyrier, die Ahnen der Albanesen, und die Thraker zwei gänzlich verschiedene Völker gewesen sind, die von den Alten stets strenge auseinandergehalten werden, steht nicht minder sicher [ich folgte oben S. 57 der Ansicht Fr. Müllers, die anders lautet]; die Hypothese vom illyrischen Charakter des Dacischen ist also bodenlos.« Wenn im Romänischen doch albanesische Elemente enthalten sind, wäre, da die Romänen dieselben nur in den Balcanlandschaften sich angeeignet haben könnten, einstiger Aufenthalt in jenen Gegenden nothwendig anzunehmen. — Roesler selbst hat übrigens Gutschmid's Ansicht über das Verhältnis von Thrakern und Illyriern zu einander nicht getheilt. Ist diese richtig, so wird daher auch die ganze Einwanderungsthese anders zu formuliren und ausschliesslich auf linguistische Basis zu gründen sein: die Begründung Roesler's läst sich in allen Hauptpunkten wiederlegen.

[1]) Ueber Flavius Vopiscus speciell hat gehandelt Brunner in Büdingers Untersuchungen zur röm. Kaisergeschichte Bd. II. Im übrigen vgl. man die Art und Weise, wie Mommsen diese Scribenten in seinem röm. Staatsrechte Bd. II. Abth. 2 an verschiedenen Stellen kritisirt und benützt hat.

wie Eugipp für ein derartiges Ereignis in Raetien und Noricum [1]). Das haben Sulzer, Engel, Roesler nicht bedacht.

Ein weiteres Argument Roesler's war, dass vom 3.—13. Jahrhundert von Romanen im alten Dacien nie die Rede sei; während sie südwärts der Donau allerdings schon früher vorkämen. Allerdings, aber wann kommen sie dort denn zuerst nach Jahrhunderte langem Schweigen in den Quellen wieder vor? Zuerst im J. 976, wo von einigen walachischen Wanderern, wie ein byzantinischer Schriftsteller berichtet, ein slavobulgarischer Häuptling ermordet worden war [2]); und seitdem werden sie noch öfter genannt; im ganzen 11. Jahrhundert aber doch nur zwei- oder dreimal. Sind nun diese Walachen der Balcanhalbinsel auch erst im 10. Jahrhundert — etwa aus Wolkenkukucksheim — eingewandert? Sie werden ja früher hier nicht genannt. Niemand hat das bisher angenommen. Die Sache dürfte so liegen, dass „die Quellen", das heisst zunächst wol die byzantinischen Schriftsteller, eben sich nicht bewogen fanden, über die Walachen ausführlicher zu berichten. Man konnte nemlich zu Zeiten ganz gut byzantinische Geschichte schreiben, ohne gewisser interessanter Nationalitäten zu gedenken, die damals das Reich bewohnten [3]). So gut, wie man z. B. jetzt eine österreichische Geschichte für gewisse Jahrhunderte schreiben kann, ohne die Walachen — gegenwärtig der zwölfte Theil der

[1]) Siehe oben S. 107 und S. 205. — Dieser Theil meines Raisonnements scheint sich bisher allgemeiner Billigung zu erfreuen. Auch A. v. Gutschmid erklärt sich damit einverstanden, dass in dieser Weise der Versuch gemacht ward, „für die magere Ueberlieferung über die Aufgabe Daciens die richtige Auffassung zu gewinnen." Lit. Centralbl. 1876 Okt. 21.

[2]) W. Tomaschek hat auf die betreffende Stelle bei Kedrenos II. p. 435 zuerst aufmerksam gemacht. Rosalia und Brumalia S. 401.

[3]) Die Albanesen werden zum erstenmale in den Geschichtsquellen des Mittelalters genannt am Ausgange des eilften Jahrhunderts n. Chr.: „nach fast tausendjähriger Vergessenheit." Hahn, Albanes. Studien. I. 311. Ihre Geschichte ist jener der Romänen in dieser Beziehung völlig analog. Vgl. Jireček, Bulgar. 216 ff. A. v. Gutschmid hätte auf die ebenfalls fast tausendjährige Vergessenheit der norddanubischen Romänen nicht wieder zurückkommen sollen. Er meint (Lit. Centralbl. 21. Okt. 1876), das Stillschweigen nahezu eines Jahrtausendes könne denn doch nicht zu leicht genommen werden, „namentlich wenn man dazu nimmt, dass es an Zeugnissen über die Romänen südlich von der Donau aus demselben Zeitraum nicht fehlt." Natürlich; denn die Romänen südlich der Donau lagen den Byzantinern näher, als die norddanubischen; daher sie etwas früher und öfter erwähnt werden.

Bewohner des Kaiserstaates [1]) und auf mehr denn 2000 □ Meilen in demselben zerstreut lebend — auch nur zu nennen.

Man sehe nur einmal, wie oft Prof. Krones derselben in seinem eben erscheinenden Handbuche der österreichischen Geschichte Erwähnung thut [2]); bis auf das 19. Jahrhundert herab gewiss höchstens ein Dutzendmal. Etwas anders wird sich die Sache gestalten, wenn moderne österreichische Geschichte behandelt wird, also etwa wie in Helfert's bekanntem Werke. Da treten eben in Folge verschiedener äusserer und innerer Ereignisse die Nationalitäten als politische Mächte auf den Schauplatz und bilden Factoren, die die Geschichte des Reiches bestimmen: an den Kämpfen gegen die Ungarn im J. 1848 haben die Walachen lebhaften Antheil genommen; jetzt bilden sie einen Theil der dortigen Opposition, der politisch sehr wol in Betracht kommt [3]). Erst in Folge dieses Auftretens wurden die Romänen wie die übrigen Nationalitäten des Reiches Gegenstand der Aufmerksamkeit der Staatsmänner: die Mannigfaltigkeit der ethnographischen Verhältnisse der Monarchie erschwerten das Regieren; das ward der Anlass zum ersten eingehenden Studium derselben.

„Alle Hauptstämme der Bevölkerung Europa's“ — so hiess es jetzt [4]) — „begegnen sich im Umfange des Reiches, bilden

[1]) Nach A. Ficker's neuester Zusammenstellung 3 Millionen Seelen. Beil. z. »Wiener Abendp.« 7. Juni 1876.

[2]) Die Frage, die uns hier interessirt, ist von Krones a. a. O. Bd. I. 577 f. behandelt worden, ohne dass der Verfasser sich bestimmt für die eine oder andere Ansicht entschiede. Vgl. auch I. S. 123 f. und II. S. 62 f.

[3]) Vgl. über die nationale Bewegung der Romanen (Walachen) Czoernig, Ethnographie der österr. Monarchie (1857) III. 154.

[4]) Vgl. Czoernig in der Vorrede zur österr. Ethnographie. Er beklagt dabei die Schwierigkeiten, denen »bei dem mangelhaften Material, welches die bisherigen Geschichtswerke von Oesterreich in ethnographischer Beziehung darbieten« die ethnographische Forschung noch vor dreissig Jahren unterlag. »Die Verwaltung« — heisst es in der Vorrede zu dem grossartigen Werke — »hatte ihre Aufmerksamkeit noch nicht auf diesen Zweig gerichtet, und die Litteratur bot nur geringe Ausbeute, die kaum zum Anhaltspunkte für weitere Forschungen, in keinem Falle aber zur festen Bestimmung und Begrenzung der Verhältnisse dienen konnte, da es dem Einzelnen nur selten möglich ist, über seinen eigenen beschränkten Gesichtskreis hinaus das ethnographische Material zu sammeln, Unternehmungen von gelehrten Körperschaften aber keine stattgefunden hatten. Schafarik hatte davon eine Ausnahme gemacht. In Ungarn beeinflusstem politische Rücksichten oft genug die ethnographischen Angaben;

hier compacte Massen, durchdringen dort in verschiedenster nationaler Färbung einander und gestalten sich zu ethnographischen Gruppen und Inseln, welche in buntester Mischung die nirgend anderswo wieder zu findende Eigentümlichkeit des Völkerbestandes von Oesterreich ausdrücken. Aber nicht allein die Völkermischung ist es, welche diese Eigentümlichkeit begründet; es geschieht dies hauptsächlich durch die grossartigen Verhältnisse, in denen die Hauptvölkerstämme auftreten, so dass sie einander durch Zahl und innere Kraft der einzelnen Völker, sowie durch die Abstufungen der Civilisation das Gleichgewicht halten und in ihrer Vereinigung, nicht in ihrer Unterordnung, die Grundfesten bilden, auf denen das Staatsgebäude ruht."

Wie aber in Oesterreich die politischen Ereignisse und die Kenntnisnahme der ethnischen Gliederung des Reiches Hand in Hand giengen, also war es seiner Zeit auch in Byzanz. Das oströmische Reich war kein Nationalstaat, sondern umfasste verschiedene Nationalitäten als „Romäer" in sich: wie man jetzt wol einen „Walachen" als „Oesterreicher" oder als „Ungarn" bezeichnen kann und auch factisch bezeichnet, weil er Angehöriger des betreffenden Staatswesens ist [1]). Aber wie für „Oesterreich-Ungarn" so kam auch für „Rom" die Zeit, wo die Nationalitäten eine Macht wurden, die eine vom „Reiche", dem sie bisher angehört hatten, verschiedene Politik trieben. Das Ausland schürte den Zwist und hetzte eine Nation gegen die andere und gegen die herrschende Centralgewalt, um dann im Trüben für sich zu fischen; so erst die Normannen, die seit Robert Guiscard ihre Blicke begehrlich auf Constantinopel gerichtet hatten, dann die Venezianer, welche die wichtigsten Handelsplätze in der Levante von sich abhängig zu machen trachteten. Der sog. vierte Kreuzzug löste die „orientalische Frage" des Mittelalters, indem nach dem Sturze der byzantinischen Herrschaft die „Franken" sich in den Besitz der Küstenlandschaften setzten, während im Innern der Balcanhalbinsel die bisherigen „Romäer" als Bulgaren, Walachen,

der herrschende Stamm wollte natürlich seinen Unterthanen gegenüber nicht gar zu winzig erscheinen.

[1]) Der Gesetzartikel XLIV vom J. 1868 bestimmt ausdrücklich, dass sämmtliche Staatsbürger Ungarns éine politische Nation bilden. Ueber die practische Anwendung dieses Artikels wird allerdings gestritten.

Albanesen u. s. w. sich entpuppten und eine selbständige Rolle spielten. Dann haben die Türken neuerdings Byzanz zur Herrscherin dieser Nationen gemacht; mit dem Verfall ihres Reiches treten diese jetzt wieder aus dem Dunkel hervor, in das ihre Existenz seit fünfhundert Jahren gehüllt war, während deren sie eben als „Türken“ gegolten hatten [1]).

Roesler ist diesen Thatsachen nicht gerecht geworden und fand Beweise für seine These, wo keine waren. Ueberdies ist in neuester Zeit positiv nachgewiesen worden, dass Roesler wie Sulzer Unrecht hatte die angenommene Einwanderung erst nach dem J. 1186 geschehen zu lassen, in welchem Jahre der Aufstand der Bulgaren und Walachen gegen Byzanz erfolgt ist. Bereits 1164 sassen nachweislich hart an den Grenzen von Halič Walachen [2]); dort, wo sonst die Kumanen herrschten und deshalb auch allein von den Schriftstellern genannt zu werden pflegen. Es sassen eben in jenen Gegenden, wie wir auch sonst wissen [3]), trotz des oftmaligen Wechsels der herrschenden Horden und trotz der Einfälle der Kumanen verschiedene andere — ausser romanischen namentlich slavische — Volkselemente, die, wahrscheinlich gegen Entrichtung eines Tributs an die Herren, von diesen hier belassen worden waren; während in Folge des griechischen Bekenntnisses derselben die Beziehungen zu Byzanz nie ganz abgebrochen worden sind.

[1]) In Folge dessen war z. B. noch im J. 1826 Schafarik über Zahl und Verbreitung der Bulgaren völlig im Unklaren. Er beschränkte sie aufs Gebiet zwischen Donau und Balcan und schätzte ihre Zahl auf 600000 Seelen.

[2]) Vgl. W. Tomaschek „zur walachischen Frage.“ Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien 1876. S. 342—346. Er macht aufmerksam auf den Bericht des Nicetas von Chonae, de Manuele imp. IV. 2 p. 169—172 über die Flucht des Sevastocrator's Andronicus Komnenos von Ἀγχίαλος (Ἀχελώ), dem heutigen Akhjolu, nach Halič: „καὶ τῶν τῆς Γαλίτζης ὁρίων λαβόμενος, πρὸς ἣν ὡς εἰς σῶζον κρησφύγετον ὥρμητο, τότε θηρευτῶν ἐμπίπτει ταῖς ἄρκυσι· συλληφθεὶς γὰρ παρὰ Βλαχῶν οἷς ἡ φήμη τὴν αὐτοῦ φθάσασα φυγὴν ὑφηγήσατο, ἐς τοὐπίσω πρὸς βασιλέα πάλιν ἀπήγετο.“ Damit fällt Licht auf andere bisher vielumstrittene Stellen, wie die bei Kinnamos VI. 260. Vgl. „Anfänge der Romänen“ (Separatabdr.) S. 59.

[3]) Vgl. Roesler, Rom. Studien. S. 321 ff., namentlich die S. 323 A. 3 angeführte Urkunde von 1134, die in bulgarischer Sprache von einem ruthenischen Fürsten, der über jetzt moldauisches Gebiet herrschte, abgefasst ist. Eine Urkunde, die man übrigens nicht dafür wird anführen wollen, dass damals in der heutigen Moldau keine Walachen sassen; sonst würde sich als terminus a quo das J. 1134, als terminus ad quem das J. 1164 für die angenommene Einwanderung ergeben.

Mit der Roesler'schen Theorie, wonach das ganze Volk der Walachen in seine Wohnsitze nördlich der Donau erst 1186 gelangt sei, ist nicht zu verwechseln die bekannte Thatsache, dass zwischen Siebenbürgen, der Moldau-Walachei und den süddanubischen Gegenden wirklich zu wiederholtenmalen ein Bevölkerungswechsel eingetreten ist. „Es erhielt die romanische Bevölkerung des Banats und Siebenbürgens noch zu verschiedenen Zeiten durch Einwanderungen aus dem Donauländern einen Zuwachs, sowie die Romanen der siebenbürgisch-ungarischen Grenzgebirge erst seit dem Karlowitzer Frieden sich wieder gegen das Tiefland ausbreiteten" [1]). Ein eigenes Capitel in Czoernig's ethnographischem Werke handelt über „die Ein- und Auswanderungen der Romanen in Ungarn und Siebenbürgen vom J. 1000--1700"; ein anderes über „neue Einwanderungen und Ansiedlungen der Romanen im achzehnten und neunzehnten Jahrhundert" [2]). Es heisst darin: „Die Romanen waren seit Jahrhunderten grösstentheils als Hirten und Dienstleute, theilweise auch als Handelsleute und Hausirer an ein wanderndes Leben gewöhnt [3]); bei Bedrückungen oder Kriegen in der türkischen Moldau und Walachei begaben sie sich gern auf ungarischen Boden. Nach der Vertreibung der Türken aus den östlichen Comitaten wanderten mehrere romanische Abtheilungen aus der Walachei und aus Siebenbürgen daselbst ein, besonders in die mittlere Szolnoker, Biharer und Arader Gespannschaft, oder zogen sich von den bergigen Höhen dieser Gegend herab in die verheerten Ortschaften der Ebene." Ein Vorgang der sich öfter wiederholte, wie er denn seit alten Zeiten herkömmlich war, ohne dass deshalb von einer Einwanderung im Sinne Roesler's die Rede sein kann [4]). Es kamen auch derlei Auswanderungen vor, von

[1]) Czoernig, Oesterr. Ethnographie I, 65.

[2]) A. a. O. II. 140 ff. und III. 150 ff. Unter „Romanen" sind hier die Walachen gemeint.

[3]) Noch gegenwärtig üben die siebenbürgischen Walachen aus Mangel an inländischer Hutweide in den Donaufürstentümern Viehzucht aus. Die Abschaffung der dafür zu entrichtenden doppelten Steuer bildete im J. 1848 eines der Gravamina der romänischen Nation. Czoernig, a. a. O. III. 198.

[4]) Auf solche Vorgänge beziehen sich z. B. die Klagen auf den siebenbürgischen Landtagen von 1559, 1628 u. s. w., die Roesler, Rom. Studien 141 f. citirt

Siebenbürgen nach Ungarn, aus Ungarn in die Türkei: die österreichische Regierung ergriff in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ernstliche Massregeln, „um das Ausreissen der Walachen aus der Marmaros nach der Moldau zu verhüten.“ Im J. 1787 war die Auswanderung der Walachen, wegen Armuth und Noth, aus den Thordaer und Inner-Szolnoker Comitaten nicht unbedeutend; um zur Rückkehr zu bewegen, wurden den Rückkehrenden (1789) vier und (1790) fünf steuerfreie Jahre bewilligt. Auch im Missjahre 1816 verliessen mehrere Walachenfamilien ihre Dörfer, z. B. im Biharer Comitate wanderten damals die Walachen vom Gute Madarasz und Oláh-Homony aus; an deren Stelle siedelte der Grundherr Joseph Klobusiczka vierzehn Tiroler Familien daselbst an [1]). Die ethnographische Configuration jener Gegenden wurde dadurch wol im Einzelnen, aber nicht im Grossen und Ganzen verändert. Das Studium der Geschichte der Colonisation im vorigen Jahrhundert aber bietet mannigfache Belehrung über alle einschlägigen Verhältnisse.

Darauf näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Uns interessirt vielmehr, neben jener Streitfrage über die Wohnsitze der Walachen im Mittelalter die ethnische Wandelung der Balcanhalbinsel und deren Analogien an der Donau zu verfolgen: zu sehen, was bei dieser Catastrophe sich änderte, was beim Alten blieb.

Gegenwärtig wohnen in den westlichen Gebieten des „illyrischen Dreiecks“ noch 1,600000 Albanesen; hiezu kommen die

hat. — Vgl. auch Czoernig, a. a. O. II. 143 f.: „Es existiren im siebenbürgischen Gesetzbuche Spuren davon, dass die ursprüngliche walachische Bevölkerung Siebenbürgens durch Ankömmlinge dieses Volkes aus der Walachei und Moldau zu verschiedenen Zeiten vermehrt worden sei (Compil. Constitut. p. III. tit. IX. art. 10 erwähnt einer solchen Ansiedlung in Jovis); ja dass manchmal eigenmächtig, ja mit offenbarer Gewalt von Seite der Walachen derlei Niederlassungen erfolgten. (Approb. Constit. p. III. tit. V. art. 2. — Unter K. Mathias Corvin wurde 1487 ein auf obige Art gegründeter walachischer Ort Ujfalu sogar niedergebrannt). Auch sollen alte herrschaftliche Briefe vorhanden sein, nach welchen die Anlegung mehrerer walachischer Dörfer mit dem ausdrücklichen Vorbehalte erfolgte, dass im Falle der Vermehrung der anderen Bevölkerung oder der anderweitigen Verwendung des Platzes durch die Grundherrschaft, die gedachten Walachenorte geräumt werden müssten.“

[1]) Czoernig, a. a. O. III. 152.

fast acht Millionen romanisirter Thrakoillyrer, die theils in den nordöstlichen Gegenden concentrirt sind, theils in den Gebirgen von Thessalien u. s. w. zerstreut leben. An den Küsten hin sitzen Griechen oder Romäer, die inneren Gegenden sind sonst durchaus von den slavischen Stämmen occupirt.

In den westlichen Donaulandschaften stösst slavisches Element auf romanisches ebenfalls nur an den Küsten des adriatischen Meeres, in Görz und Friaul auch etwas weiter im Innern des Landes; u. z. theils an das italienische Sprachgebiet, theils an die Ausläufer des alpenromanischen Idioms.

Ueber die Art und Weise, in der Romanen und Slaven hier gegen- und nebeneinander um ihre Wohnsitze kämpften oder sich vertrugen, sind wir sehr mangelhaft unterrichtet. Aus den zeitgenössischen Schriftstellern erfahren wir nemlich nichts als die ausserordentlichen Ereignisse, die Kriegsthaten und Plünderungen, an denen es die Slaven mitunter nicht fehlen liessen [1]). Die friedliche Entwicklung der Dinge, die daneben her gieng, vermögen wir nur nur auf indirectem Wege zu erkennen, zumal aus der Betrachtung der Ortsnamen.

Was die westlichen Donaulandschaften betrifft, so stiessen dort im sechsten und siebenten Jahrhundert Romanen und Slaven hart auf einander; geordnete Zustände waren in den Grenzlandschaften, wie z. B. dem Pongau, auf Jahrhunderte hinaus, unmöglich gemacht von der stammfremden und heidnischen Nation [2]).

[1]) Vgl. darüber Jireček, Gesch. d. Bulgaren S. 94 f.: „Schafarik befand sich im Irrthum, als er meinte, die slavischen Familien wären nie in Massen und nie unter Kriegslärm nach Moesien und in die angrenzenden Länder, sondern vereinzelt und in aller Ruhe eingezogen, indem sie nur zur friedlichen Feldarbeit einen geeigneten Boden suchten und nur zur Selbstvertheidigung die Waffen ergriffen. Diese Anschauung ist allzu idyllisch. In der Wirklichkeit waren die Slaven, als sie die Gefilde Thrakiens, Makedoniens, Moesiens und Illyriens besetzten, dasselbe kriegerische Volk, welches das ganze Mittelalter hindurch unaufhörlich die Byzantiner bekämpfte und in unseren Tagen den Türken mehr als einmal seinen Kriegsmuth fühlen liess. Diesen Character zeigten die Einwanderer bei den Stürmen auf Thessalonich, auf den Corsarenfahrten im Mittelmeer und in hundertfachen Kämpfen mit den Griechen.“

[2]) Vgl. darüber die Aufzeichnungen der Salzburger Kirche. Da heisst es unter anderem: „Contigit ut a vicinis sclavis illi fratres, qui ad Pongov de Salzburgensi sede ibidem destinati erant, exinde expellebantur et ita multis temporibus devasta

Die Slaven drangen damals bis Innichen vor, wo ihnen erst die Baiern entgegenzutreten vormochten. Das ganze untere Pusterthal ward von ihnen überfluthet; die Gegend an den Quellen der Drau, wo sie eben auf ernsten Widerstand trafen, furchtbar verwüstet. Den Fluss abwärts, hinein nach Kärnten, die Seitenthäler der Drau, wie das sonst sehr slavisch gefärbte Tefereggen und das Gailthal, haben aber noch lange Romanen neben Slaven innegehabt. An den Grenzen Kärntens hieng damals die ladinische mit der nächst verwandten friaulischen Bevölkerung zusammen; sie zog sich hin fast bis zu den (ost-) romanischen (walachischen) Sprachinseln, deren Trümmer noch jetzt durch Krain, Istrien und Dalmatien zerstreut sind [1]). Zahlreich erhielten in jenen Thälern im Gebiete der Drau sich die romanischen Ortsnamen neben den slavischen und deutschen. Hierauf hat schon früher in Allgemeinen Steub aufmerksam gemacht [2]); jetzt sind von H. J. Bidermann darüber bei den Vorarbeiten zu seinem Buche über die „Bedeutung und Verbreitung der Romanen in Oesterreich" an der Hand der Ortsnamen, wie die zu Lienz befindlichen Steuerbücher der theresianischen Zeit sie noch nennen, überraschend neue Thatsachen constatirt worden [3]). Die grösseren Orte der

(sic) eadem cella (s. Maximiliani) propter imminentes sclavos et crudeles paganos." Juvavia Anh. 33. Der salzburgische Lungau weist noch jetzt zahlreiche slavische Localbenennungen auf.

1) Vgl. Czoernig, Oesterr. Ethnographie. I. 69. Miklosich, die slav. Elemente im Rumunischen S. 2: „Eine zwischen Dalmatien, Croatien und Bosnien gelegene Gegend hies ehedem Vlachia." In Dalmatien sassen die sog. Morlacchi, d. i. μαυρόβλαχοι, schwarze Lateiner. Näheres über diese bei W. Tomaschek, Oesterr. Gymnas. Zeitschr. 1876. S. 346. Die Reste von Romanen in diesen Gegenden haben sich alle auch die slavischen Landesprachen zu eigen gemacht und gehen in die Slaven allmählig auf; die Ausläufer eines Processes, der schon mehr als ein Jahrtausend währt.

2) Vgl. Herbsttage in Tirol S. 252. Steub bemerkte unter anderem, der Ortsname Malentin, bei Gmund in Kärnten — im zehnten Jahrhundert „molentina" — sei „deutlich ein romanisches molendino." Im kärntischen Möllthale findet sich 976 ein (durch den Namen als Romane gekennzeichneter) Minigo mitten unter slavischen und deutschen Hörigen genannt. — Ueber Romanismus und Slavismus im Traungau vgl. Krones, Handb. der österr. Gesch. I. 100.

3) Prof. Bidermann hatte die Güte, mir darüber noch vor dem Erscheinen seiner Arbeit Nachricht zukommen zu lassen. Er macht aufmerksam, „dass vor hundert Jahren ein Gebiet, dessen Grenzen im Westen das Vilgratner oder richtiger das Winkel-Thal, im Norden die Berge Pater, Monzal und Rothstein, im Osten das

Römerzeit haben in Noricum fast alle ihre alten Namen beibehalten, so Poetovio (Pettau), Celeia (Cilly), Teurnia (Debern im Lurnfeld); den Namen von Loncium bewahrte Lienz im Pusterthale, an dessen Stelle das alte Aguntum gestanden zu haben scheint [1]), so dass eine der in den Donau- und Balcanlandschaften auch sonst nicht seltenen Namensübertragungen hier stattgehabt haben dürfte [2]).

Ueber das Verhältnis von Romanismus und Slavismus in den Balcangegenden hat neuerlich Konstantin Jos. Jireček in seiner vortrefflichen „Geschichte der Bulgaren“ manchen guten Wink gegeben, indem er namentlich die bisher nur in fremden Idiomen publicirten Ergebnisse slavischer Forscher darin zusammenfasste [3]).

»böse Weible« sind, — (nördlich von der Drau) — völlig imprägnirt mit romanischen Namen war, wogegen am Abhange gegen das Iselthal zu diese slavischen und deutschen Benennungen Platz machten, und jenseits Vilgratten die deutschen Localitätsbezeichnungen wenigstens weitaus überwogen (wenn gleich noch einzelne romanische und auch slavische dort vorkamen).« In diesen Bereich, fallen die heutigen Ortsgemeinden Anrass, Assling, Bannberg und Burgfrieden. (Bemerkenswerth erscheint unter diesen Verhältnissen der Umstand, dass bei Bannberg die Volkssage von einer hier verschütteten Römerstadt zu erzählen weiss, auch nicht wenige antiquarische Funde dort zu Tage kamen. Vgl. Staffler, Tirol und Vorarlberg II. 449 f.) Aehnlich lassen sich für das hintere Gailthal mehr als hundert Namen von unzweifelhaft romanischen Gepräge anführen, die meist noch jetzt im Munde der deutschen und slavischen Bewohner des Thales fortleben als Nachklänge aus den römisch-ladinischen Zeiten dieser Gebiete. Dagegen weisen die von Bidermann ebenfalls durchforschten westlichen Gegenden (um Toblach, Welsberg, Antholz u. s. w.) romanische Namen nur sehr vereinzelt auf. Was mich zu obigen Schlüssen veranlasste. Bezüglich des sehr interessanten Details ist auf Prof. Bidermanns Buch zu verweisen, das alsbald erscheinen wird.

[1]) Vgl. Mommsen im C. I. L. III. p. 590. Man hat früher Agunt und Innichen mit einander identificirt, den ältesten Namen Innichens: Intica aus Ag-untica entstanden gedacht. Nach den übereinstimmenden Angaben von Itinerar und Meilensteinen muss aber Agunt in die Gegend von Lienz versetzt werden. Was V. Hintner im »Boten für Tirol und Vorarlberg« von 29. Sept. 1874 dagegen vorgebracht hat, hält nicht Stich. Vgl. Mommsen in der Ephemeris epigr. II. p. 445.

[2]) Vgl. Jülg, Verhandlungen der Innsbr. Philologenvers. 1874. S. 3.

[3]) Von Bedeutung ist die Schrift des Bulgaren Marin Drinov, Prof. in Charkow, über die Colonisation der Balcanhalbinsel durch die Slaven, die 1873 in russischer Sprache erschien. In demselben Jahre veröffentlichte Roesler in den Sitzungsber. der W. Akad. Bd. LXXIII. S. 77—126 einen Aufsatz »über den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau«, der von anderen Gesichtspunkten ausgehend zu anderen Resultaten kam. Jireček hat ihn nicht benützt.

Jireček bemerkt, dass, als die Slaven auf die Halbinsel einwanderten, sie die Länder zwar wüst, aber nicht menschenleer fanden. „Nirgends auf der Erde ist es geschehen, dass ein unterworfenes Volk vollkommen verschwunden wäre, ohne einen Blutstropfen in den Adern oder ein Wort in der Sprache der Eroberer zu hinterlassen“ [1]).

Er führt dann aus, wie dieser Satz sich an der Balcanhalbinsel wirklich erwahren lasse. Die Slaven nahmen hier vor allem die zum Ackerbau geeigneten Thäler in Besitz, indem sie die Flüsse hinauf zogen bis zu derem Ursprung. Vor den slavischen Einwanderern flüchteten die früheren Bewohner in die Berge und diese blieben noch Jahrhunderte hindurch im Besitze von Thrakern, Albanesen, Rumunen, welche sich dort theilweise bis auf den heutigen Tag erhielten, zum grösseren Theile jedoch ihre Nationalität eingebüsst, höchstens den alten Namen sich bewahrt haben.

In den Bergen des Balcans sind die slavisirten Reste dieser alten Bevölkerungen noch sehr wol von den eigentlichen slavischen Bewohnern zu unterscheiden [2]).

[1]) Gesch. der Bulgaren S. 111.

[2]) So schreibt z. B. ein neuerer allem Anscheine nach wol unterrichteter Correspondent der „Kölnischen Zeitung“ vom 29. Mai 1876 (N. 149; 2. Blatt) aus Philippopel vom Bezirk Otlyk-Keui im Balcan, dessen Hauptstadt auf den Ruinen der alten Stadt Kamengrad erbaut ist: „Die Einwohner, nur Bulgaren, tragen in ihrem Typus noch Spuren anderen Stammes; so glaubt man manchmal ein tatarisches, ein griechisches, ein römisches, ein urthrakisches Profil zu unterscheiden.“ — Vgl. auch Jireček S. 111. „Eine Reihe von thrakischen Stammesnamen hat sich erhalten: jener der im Altertum hochberühmten Bessen als „Bešenfara“ oder Besengeschlecht; der Sapaier als Sopi an der oberen Struma und an der Lilin-Planina; der Paioner als Pijanci an den Quellen der Brĕgalnica in Nordmakedonien. Den Namen der Neroper gebrauchte man im altserbischen Staate, um eine Klasse von Unterthanen zu bezeichnen, etwa wie in Deutschland einst Slave und Sclave identisch war. Wir scheinen es hier mit slavisirten Thracoromanen zu thun zu haben. — F. Kanitz constatirt in seinem Buche „Donau-Bulgarien und der Balcan“, dass noch heute bei den christlichen und moslimischen Bulgaren Traditionen der heidnischen Rosaliafeste nachklingen. „Auf dem Rhodopegebirge sollen in letzter Zeit bei den „Pomaci“ (moslimischen Bulgaren) noch Traditionen des Orpheusmythus aufgefunden worden sein. Der Franzose Dozon erklärt aber diese Lieder für eine arge Mystification ihres Sammlers Verkovich.“ Feuilleton der „N. Fr. Presse“ 1876. Jänner 12. Man sieht, wie in diesen Dingen Vorsicht geboten ist. Auch walachische Volks-

Dass dieser Process in der Folge ziemlich friedlich von statten gieng, zeugt unter anderem auch die Thatsache, dass ein grosser Theil der alten thraco-illyrischen, hellenischen, romanischen Nomenclatur von Bergen, Flüssen, Städten bis auf unsere Tage entweder unverändert, oder doch nur dem slavischen Ohr angepasst, sich erhalten hat. Im adriatischen Küstenlande wurde aus Scodra Scadar, Lissus Lješ, Salona Solin, Albona Labin, Nona Nin, Scardona Scradin (das romanische ona ward regelmässig zu in). In Bulgarien wurde Bononia zu Bъdin, Ratiaria zu Arčar, Almus zu Lom, Dorostorum zu Drstr, Naissus zn Niš, Astapus zu Štip, Scupi zu Skopje, Sirrae zu Sêr, Debolia zu Dêvol. Nicopolis behielt seinen Namen. Serdica, nach dem thrakischen Stamme der Serden so benannt, erhielt den Namen Srêdec, was die Byzantiner in Triaditza umänderten. Thessalonica hies man Solun, Hadrianopolis Odrin, Didymoteuchos Dimotica. Die Stadt Philippopolis überkam von dem benachbarten Plotinopolis den Namen Plovdiv. — Von Gebirgsnamen blieben vor allem Scardus (Šar) und Rhodope (Rudopa). Antike Flussnamen erhielten sich in grosser Zahl, freilich mitunter lautlich sehr verändert: Naro Neretva, Drilon Drim, Margus Morava, Timacus Timok, Cebrus Cibrica, Oescus Isker, Utus Vid, Jatrus Jantra, Strymon Struma u. s. w. Altgriechische topische Bezeichnungen erhielten sich unverändert an den Küstenstrichen: Mesembria (altbulg. Nesebr), Anchialos, Kallipolis u. a. [1]).

Die Romanen widerstanden in den Gebirgen von Dacien und der Balcanhalbinsel zum guten Theil der Assimilationskraft der Slaven: es bildete sich zwischen beiden Theilen vielmehr ein ähnliches Verhältnis aus, wie nachher in England zwischen den Normannen und den Angelsachsen: ein sprechendes Zeugnis davon ist die heutige walachische Sprache, in der das romanische

lieder historisch-antiquarischen Inhalts sind fabricirt worden. Braun-Wiesbaden a. a. O. 390.

[1]) Jireček, a. a. O. S. 107. Die Byzantiner behielten übrigens die klassische Nomenclatur auch für Gegenden noch bei, wo die volkstümliche längst eine andere geworden war. Officiell schien sich nichts geändert zu haben; dauerte die alte Vertuschungsmethode fort.

Element zum slavischen beiläufig in demselben Verhältnis steht, wie dort das germanische zu den eingesprengten französischen Bestandtheilen. Und auch sonst mag die Lage der Dinge eine ähnliche gewesen sein: denn wie in England drei Jahrhunderte hindurch die Raçen sich getrennt hielten, das Französische die Sprache des Hofes und Parlamentes war, vor dem das Angelsächsische als bäuerischer Dialect mehr in den Hintergrund trat, so bestimmten auch Jahrhunderte hindurch die Slaven die ganze Entwicklung in Kirche und Staat und in Sprache jener östlichen Donau-Romanen [1]). Das Slaventum hat mit einem Worte der ganzen walachischen Raçe recht eigentlich die Signatur aufgedrückt. Besonders scharf hat dies der alte Sulzer hervorgehoben. „Ich muss gestehen“ — schreibt er [2]) — „ehe ich die Nation der Slaven und ihre mit den Walachen so ganz und gar übereinstimmenden Sitten, Tracht, Musik und Charakter durch den Umgang kennen lernte, ergieng es mir, wie anderen, die ohne Kenntnis dieses Volkes in dem Walachen und seinem römischen Namen und seiner Sprache nichts als trajanisch-dacische Römer fanden oder zu finden glaubten.“ Bald habe er sich jedoch vom Gegentheil überzeugt. „Weit leichter wäre mir der Beweis geworden, wenn ich die Walachen für blosse Slaven ausgegeben hätte. Ihre halb lateinische Sprache und der Name Rumúnẏ Römer stund mir nicht im Wege [3]). Ich würde den Beweis also geführt haben:

[1]) Miklosich, Altsloven. Formenlehre (1874) XXV: „Gelegentlich will ich nur bemerken, dass die christliche Terminologie der Rumunen so wie der bis in eine ziemlich späte Zeit fortgesetzte Gebrauch slavischer Kirchenbücher auf einen Antheil der Slaven an der wol ziemlich späten Christianisirung des rumunischen Volkes einen Schluss gestattet.“ Vgl. Jireček a. a. O. S. 221.

[2]) Gesch. des transalpinischen Daciens. II. S. 428.

[3]) Bezüglich des einheimischen Namens der Romänen bemerkt Miklosich, die slav. Elemente im Rumunischen S. 4, dass derselbe dem lateinischen Romanus so genau entspreche, als es nach den Lautgesetzen der rumunischen Lautlehre nur immer möglich sei. „Derselbe kann nicht aus dem griechischen Ῥωμαῖος entstanden sein und sein Ursprung darf nicht in jene Zeit versetzt werden, wo nach Verlegung des römischen Thrones nach Thracien auch die Griechen anfiengen sich Römer zu nennen, wie sie es noch jetzt thun.“ Wie Roesler Rom. Stud. S. 145 gleichwol gehaupten konnte, „dass der Name, nach dem die Romänen sich nennen und der ihnen gemeinsam ist mit den Griechen und zum Theil den Bulgaren eine Erinnerung sei an jene Tage, als auch sie Unterthanen des östlichen Reiches waren“, begreife ich nicht.

„Die Walachen sind den Slaven in der Tracht, Köst, Religions- und Profangebräuchen, Tänzen, Musik und Gemüthscharackter, ja sogar drei Achttheilen der Sprache selbst vollkommen gleich, mithin aller Vermuthung nach ein slavischer Stamm; als Slaven liessen sie sich unter Römern nieder, nahmen ihren alten Namen an und bequemten sich nach dem ordentlichen Laufe solcher Begebenheiten zur römischen Sprache; doch nicht ohne merkliche Vermischung mit der ihrigen.“

So Sulzer. Und gerade bezüglich der Sprache macht Diez, der Altmeister der romanischen Philologie, noch auf etwas aufmerksam. „Unter Umständen“ — so meint er [1]) — „kann eine Sprache ohne Beeinträchtigung ihres Charakters die stärkste Mischung ertragen; allein das Walachische war so zu sagen noch nicht zur Besinnung gekommen, als die fremden Stoffe es zu durchdringen begannen. Wie sehr ihm noch die Principien der Assimilation mangelten, bezeugt die allzu buchstäbliche Aufnahme des Fremden. Slavische Laute und ganze Buchstabenverbindungen setzten sich unbewältigt fest.“ Kaum die Hälfte dieser östlichen Lingua rustica sei lateinisch geblieben: unter dem Buchstaben B des Wörterbuches findet man 42 lateinische und 105 fremde Wörter.

Man ersieht daraus, dass hier die Slaven auf eine rohe romanische Bevölkerung trafen, der sie ihre Cultur und Sprache dann aufgepfropft haben [2]). Das war namentlich der Fall seitdem

[1]) Vgl. Grammatik der Roman. Sprachen. I. 141. 138.

[2]) Näheres ist darüber nicht bekannt. Es ist namentlich, wie Miklosich bemerkt, „schwer festzustellen, welcher Grad von Sättigung einer Sprache mit Elementen einer anderen uns berechtigen, eine fleischliche Vermischung zweier Völker auzunehmen.“ Die slav. Elemente im Rumunischen, S. 4. Doch hat Sulzer, gestützt auf seine Kenntnis der jetzigen Verhältnisse, wie auf psychologische und sprachliche Erwägungen originelle Rückschlüsse versucht. Er führt aus, wie die „Römer“, die früher herrschende Nation, nach Festsetzung der Slaven unter ihnen, in sehr gedrückter Stimmung waren. „Jetzt war die Reihe anderen zu gehorchen an sie gekommen; jetzt mussten sie froh sein, dass ihre slavischen Weiber ihre lateinische Sprache radebrechen lernten, und lüstern genug, sie zu besitzen, mussten die Freier sichs vorher gefallen lassen, einige slavische Wörter zu erlernen, womit sie ihren Bräuten ihre Zärtlichkeit vortragen und ihre Liebe erklären konnten.“ Denn der Begriff „Ich liebe“ wird im walachischen nicht durch ein romanisches, sondern durch ein slavisches Wort bezeichnet. Auch sei dem schönen Geschlechte

diese während des neunten Jahrhunderts zu nicht geringer Blüte sich entwickelt hatte, der Gottesdienst selbst hier in slavischer Sprache abgehalten wurde, die Schüler Cyrills und Methods — aus dem grossmährischen Reiche vertrieben — bei den Bulgaro-Slovenen Aufnahme gefunden hatten. Unter deren Herrschaft haben die Walachen wie der Balcanhalbinsel, so auch wenigstens zeitweise jene von Dacien gestanden [1]), und dessen Geschicke getheilt.

Erst im eilften Jahrhundert trat eine Wendung ein. Im J. 1018 erlag die bulgarische Macht den Angriffeu der Byzantiner unter K. Basilius II, dem „Bulgarentod." Die kirchlichen wie die politischen Verhältnisse des eroberten Landes wurden neu geregelt, unter der neuen Herrschaft Bulgaren und Walachen nunmehr sich gleich gestellt. Der griechische Erzbischof für Bulgarien sollte unter sich alle Sitze vereinigen, welche zu Lebzeiten der bulgarischen Čare Peter und Samuel demselben unterstellt waren; es werden namentlich genannt die aus Khorasan stammenden und nach Macedonien als Gefangene übersiedelten Türken, die am Flusse Vardar wohnten, und überdies die über das ganze Bulgarengebiet zerstreut vorkommenden Walachen [2]).

der alten Slaven immerhin so viele Schamhaftigkeit, als dem neumodischen Frauenzimmer, zuzutrauen, dass es seine Liebe nicht zuerst dem Mannsvolke werde angetragen haben. „Ganz gewiss lies es sich wie das unserige freien; es sah und hörte es gerne, wenn man ihm schön that, dass man ihm viel angenehmes sagte, sowie die Frauen in den galantesten Orten der Welt: denn Mädchen auf dem Dorfe sind wie die Mädchen in der Stadt [s. Uzens Briefe bei seinen Gedichten]; und ich bin der Meinung, dass die Mädchen von der alten Welt hierinfalls ganz den Mädchen unserer neuen Welt gleichen, und dass ich also aus dieser sonst hieher nicht gehörigen Stelle schliessen könne, dass die walachische Sprache, wie wir sie itzo mit slavischen Worten ausgeschmückt, obwol noch allzuwenig kennen, ihren Ursprung keiner anderen Veranlassung, als der Liebe, zu danken habe." Gesch. des transalpin. Daciens II. 60 ff. Die ganze „sonst nicht hieher gehörige Stelle" legt zugleich Zeugnis ab von dem Humor und dem praktischen Sinne, der durch Sulzer's ganzes Werk sich hinzieht.

[1]) Vgl. Jireček, Gesch. der Bulgaren, S. 147 u. a. Die Bulgaro-Slovenen hatten im neunten und zehnten Jahrhundert sämmtliche von Ostromanen bewohnten Gebiete inne. Ein Umstand, den Roesler consequent ignorirte.

[2]) Zu lesen in einer Nachtragsbestimmung zu einem Chrysobullion, welches K. Basilius nach Unterwerfung des bulgarischen Reiches im J. 1019 an den Erzbischof Johannes erlassen hatte und von dem ein vollständiges Exemplar der russische

So verblieben dieselben unter byzantinischer Herrschaft, bis diese im J. 1204 durch die erste Seemacht jener Zeit, die Republik von S. Marco mit Hilfe der Kreuzfahrerschaaren zertrümmert ward und nachdem schon die letzten Jahre vorher der Aufstand ausgebrochen war, nunmehr das Reich der vereinigten Bulgaren und Wlachen auf dem Boden des alten Moesiens und darüber hinaus neuerdings sich begründete [1]. Zuletzt haben die Türken neuerdings „Stambul“ zur Herrin der ganzen Balcanhalbinsel gemacht, was es bis in unser Jahrhundert geblieben ist, wo erst „Romänien“ fast ganz wieder selbständig wurde und nunmehr einen der Halbculturstaaten des europäischen Ostens bildet, deren Zukunft die „orientalische Frage“ in sich schliesst.

Es ist dabei allerdings zu beachten, dass der Schwerpunkt der romänischen Dinge im Laufe der Zeit sich nach Norden verschoben hat. Im eilften und zwöften Jahrhundert sassen noch bedeutende Massen von Walachen in Thessalien an den Abhängen des Pindus, woher das dortige Hochland „Grosswlachien“ (ἡ μεγάλη Βλαχία) genannt wurde. Ein anderer Theil sass in Moesien zwieschen Haemus und Donau und bildete das „Weisswlachien“ der Byzantiner [2]; in deren Geschichte spielen zunächst diese beiden Massen eine Rolle, während die dritte nördlich der Donau befindliche für sie weniger in Betracht kam und gewöhnlich unter dem Collectivbegriff „Scythen“ zusammengefasst wurde. Officiell hatte man es ohnedies nur mit deren Beherrschern zu thun, den verschiedenen Turkvölkern, den Kumanen, den Petschenegen, endlich den Magyaren.

Archimandrit Porphyriĭ Upenskiĭ in dem Kloster Sinai gefunden hat. Darin heisst es unter anderem: θεσπίζομεν ταῦτα πάντα κατέχειν τὸν αὐτὸν ἁγιώτατον ἀρχιεπίσκοπον καὶ λαμβάνειν τὸ κανονικὸν αὐτῶν πάντων καὶ τῶν ἀνὰ πᾶσαν Βουλγαρίαν Βλάχων καί τῶν περὶ τὸν Βαρδάρειον Τούρκων ὅσοι ἐντὸς Βουλγαρικῶν ὅρων εἰσί. — Bei W. Tomachek, zur walach. Frage a. a. O. S. 345. Vgl. Jireček, Gesch. der Bulgaren. S. 217.

[1]) Vgl. über diese Zeit der Erhebung der Walachen Hopf: Gesch. Griechenlands im MA. Bd. 85. S. 167 ff. Roesler, Rom. Studien, S. 100 ff. Jireček, Gesch. der Bulgaren, 223 ff. Einige ethnographische Annahmen Roesler's bezüglich der romän. Sprachinseln in Bulgarien berichtigte Kanitz in Petermanns Mitth. 1873. S. 68. Jireček, a. a. O. 576.

[2]) Vgl. Hopf, Griechenland im Mittelalter. Ersch und Gruber Bd. 85. S. 165. Jireček, a. a. O. S. 217 ff.

Unter diesen stand ein Theil der dacischen Walachen, seitdem das bulgarische Reich im J. 1018 aufgehört hatte zu existiren. Während auf der Balcanhalbinsel die Dinge ihren Gang giengen, die Macht der Romäer langsam zerbröckelte, vollzog sich an der Donau die Consolidirung des ungarischen Reiches. Um diese endgiltig zu sichern, ward von dem herrschenden Stamme, der bisher auf das alte Pannonien sich beschränkt hatte, das dacische Hochland occupirt; es wiederholte sich sodann der Vorgang, der unter Traian hier einst für nöthig erachtet worden war, um die feste Position hier zu halten: das „Land jenseits des Waldes", Siebenbürgen, ward colonisirt.

Vorher noch einige Worte über Daker, Slaven, Römer und ihr Verhältnis daselbst zu einander; es sind darüber neuerdings wieder Ansichten geäussert worden, die ich unmöglich theilen kann.

In den Liedern und Sagen jener südöstlichen Nationen, wie der Kleinrussen, der Serben, der Bulgaren und der Rumunen findet sich bis heute der Name Traians vor. Daraus zog man Schlüsse für die Ethnologie und Geschichte dieser Völkerschaften. Es ward behauptet, dass schon im Reiche des Decebalus neben den eigentlichen Dakern auch Slaven gesessen seien, als unterdrückte Raçe; die dann durch die Siege Traians befreit den Namen ihres Befreiers in ihren Liedern verewigten.

Auch auf der Balcanhalbinsel knüpften sich an Bauten Traians derartige Erinnerungen. „Unter dem Balcan ist eine Stadt Troian mit einem Kloster; über die Topolnica nahe bei Tatar-Pazardžik führt die Troiansbrücke (Troianov most); unweit davon sind Ruinen, die von den Bauern „Troianograd" genannt werden, und der Pass Troianova Vrata (Kapudžik)." — „In der altrussischen Heldensage „Slovo o polku Igorově" (aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts) liest man von einem „trop Trojanj", d. h. von dem wolbekannten Traianswall im Gouvernement von Kyjev [1]), einer in der südrussischen Flachebene dem Volke jedenfalls geläufigen Erscheinung; man liest vom Lande jenseits des Walles — nemlich von Dakien; die Zeit Troians wird dort weit vor die Jahre Ja-

[1]) Vgl. oben S. 44.

roslav's oder die Regierung des Oleg Svatoslavič ins graue Altertum versetzt u. s. f. [1]).

Die Walachen machen noch besonders für sich geltend, dass bei ihnen auch K. Aurelian als Ler und Oilerun in Lied und Sage fortlebe [2]). An Traian erinnerten sich die Walachen besonders lebhaft in der Nähe des eisernen Thores, wo Traians Brücke und Strasse gelegen war. In Siebenbürgen liegt ein Feld „prat de la Traian", magyarisch „Keresztes-mezö" genannt [3]).

Also die Abkömmlinge der alten Daker nicht weniger, wie die von deren Herrschaft befreiten Slaven priesen und preisen Traian. Mindestens die ersteren hätten dazu keinen Grund gehabt; und wahrscheinlich ist die ganze Sache anders zu erklären, als es den slavischen und walachischen Gelehrten bisher beliebt hat. Die Rumunen des früheren Mittelalters werden so wenig den Traian besungen haben, wie die Raeto-Romanen den K. Augustus, unter dessen Auspicien sie die Freiheit verloren. Es war vielmehr hier wie dort ein stumpfes Geschlecht, das irgend welchen höheren Aufschwungs gar nicht fähig war — und von nationalen Helden könnte ohnedies nie die Rede sein, wenn man von Augustus und Traian spricht; denn beide vernichteten eben Nationen, um das römische Universalreich — die Negation jeder nationalen Sondergestaltung — zu erweitern und zu befestigen.

Das vortreffliche Buch Jirečeks gibt uns selbst einen Fingerzeig, wie wir die Frage vielleicht lösen könnten. Traian wird hier wie anderswo seine Popularität zu verdanken gehabt haben der Apokryphenlitteratur, die im Mittelalter so beliebt war und die auch bei den Bulgaren durch Vermittlung byzantinischer Einflüsse eine Fluth von Pseudoevangelien und Sagen hervorrief und namentlich durch die bekannte Secte der Bogomilen besonderen Vorschub erhielt [4]). Von Bogomil selbst, der im zehnten Jahrhundert wirkte, stammte eine Reihe von Tractaten; darin war z. B. behandelt, wie Kaiser Probus Christum seinen Freund nannte

[1]) Vgl. Jireček, Gesch. der Bulgaren S. 75. Dort ist auch die sonstige Litteratur über den Gegenstand verzeichnet.

[2]) Vgl. Kopitar in den Wiener Jahrbüchern d. Litt. 48, 81. Miklosich, die slav. Elemente im Rumunischen S. 3. Hasdeu, istoria critică a Românilorû. Bd. 1.

[3]) Büsching, Grosse Erdbeschreibung VI. 271. Jireček a. a. O.

[4]) Vgl. Jireček a. a. O. 435 ff.

(Anspielungen auf die Heiligkeit des südslavischen Pobratimstvo). In grossem Ansehen stand bei den Bogomilen ausserdem die uralte, schon den Gnostikern und Manichäern wolbekannte Vision des Isaias, die zum Theil von einem Juden zu Nero's Zeit verfasst sein soll u. s. w.

Aehnliche Verbreitung, wie die religiösen Apokryphen erlangten auch zahlreiche Romane und Märchen griechischen, arabischen und indischen Ursprungs, welche den Slaven durch bulgarische Uebersetzungen bekannt wurden; so z. B. die Alexandersage, die ja auch im occidentalen Europa Verbreitung fand. Aus Bulgarien kam die Alexandersage nach Serbien, von dort ungefähr im fünfzehnten Jahrhundert einerseits nach Russland, andererseits ins adriatische Küstenland, wo sie im dortigen Dialecte umgearbeitet wurde. „Dem Einflusse der Litteratur ist es zu danken, dass der Name Alexanders des Gr. dem bulgar. Volke jetzt so gut bekannt ist, wie der K. Marko's." Aehnlich war die trojanische Sage allgemein verbreitet; mit naïver Impertinenz setzte im dreizehnten Jahrhundert ein fränkischer Ritter — Gesandter der lateinischen Constantinopolitaner — dem Könige der Bulgaren den trojanischen Ursprung der Franken auseinander, deren Nachkommen das Recht hätten, an den Griechen Revanche zu nehmen [1]).

Ich denke, dass auch der Name Traians in solcher Weise und nicht in anderer bei den Bulgaren populär geworden ist, von denen er sowol zu den Rumunen — deren ganze mittelalterliche Entwicklung eben durch die Bulgaren bestimmt ward — als zu den anderen Slaven gekommen ist [2]).

Traians Name kommt nemlich auch in den Apokryphen Westeuropa's vor, z. B. in der deutschen Kaiserchronik. Darin wird vermeldet, dass S. Gregorius den K. Traian von den Qualen der Hölle losgebeten und derselbe in der That vör Gott Gnade gefunden habe, weil er, obwol Heide, ein so weiser Richter gewesen sei u. s. w. [3]). Auch in spanischen Romanzen ward Traian

[1]) Vgl. Hopf, Chroniques Gréco-Romanes p. 79 f.

[2]) Es ist in dieser Hinsicht beachtenswert, dass wenn der Geschichtschreiber der Gothen Cassiodor (Jordanis) die Herrschaft derselben pragmatisch mit denen der Vorgänger bis zurück auf die Scythen verfolgt, er das auch nur als gelehrter Compilator, nicht nach der Anschauung des Volkes zu thun unternahm. Wattenbach, Gesch. Qu. I, 59.

[3]) Näheres bei Massmann, Kaiserchronik III. 758.

wegen seiner Gerechtigkeit und Milde gepriesen. — Bei den Slaven begegnet er häufig in ähnliche Apokryphen hineininterpolirt.

Damit fallen nun aber die Consequenzen, die zuletzt Jireček aus dem Vorkommen Traians in den Sagen und Legenden der Slaven gezogen hat.

Wenn Traian darin sogar den slavischen Göttern beigezählt wird, wenn er in der serbischen Volkssage dreiköpfig mit Wachsflügeln erscheint und was derlei mythologische Züge mehr sind, so zeigt das eben nur, dass seine Gestalt mit anderen zusammenwuchs; wie wir Analogien z. B. in der deutschen Sage genug haben. Mit Recht bemerkt hiezu einmal Roesler: „Wie manches ist auch mythisch im Liede, das man für historisch hält, die Gestalt heisst Karl der Grosse oder Friedrich Rothbart und ist eigentlich der alte Himmelsgott Wodan“ [1]).

Ein Beweis dafür, dass im Reiche des Decebalus Slaven sassen, diese üherhaupt schon in so früher Zeit in nähere Berührung mit den Römern kamen, lässt sich daraus nicht ableiten und überhaupt nicht erbringen [2]).

Man hat dafür ausser den Volksliedern und Sagen der Slaven und Walachen auch noch andere Momente vorgebracht; namentlich nach Schafariks Vorgange [3]) einige Ortsnamen ins Feld geführt, die in römischer Zeit genannt werden und als slavische erklärt wurden. Der Plattensee sollte „lacus Pelso“ genannt worden sein vom slav. pleso, d. h. See; die Stadt Tsierna, am heutigen Flusse

[1]) Rom. Studien S. 283. In unserem Fall ist noch hervorzuheben der litterarische Schwindel, der seit dem Wiedererwachen der klassischen Studien, schon im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, mit dem Namen Traians in Siebenbürgen getrieben wurde: sofort hat man ihm zu Ehren Inschriften gefälscht. Vgl. C. I. L. III. p. 6* ff. Auch nannte man römische Ruinen überhaupt Traianskigrad (Traiansstadt), wie z. B. jene bei Burnum in Dalmatien (C. I. L. III. p. 367), welche von den Italienern „archi Romani“ benannt sind.

[2]) Bezüglich der angeblichen Erwähnnng des Zusammenstosses von Wlachen, d. h. Römern mit den Slaven bei Nestor vgl. Roesler, Rom. Stud. S. 80. Die Reception des Wortes „Calendae“ in alle slavischen Sprachen (Jireček S. 76) beweist wol ebenso wenig. Dasselbe wird im Zeitalter der Karolinger durch die lateinischen Priester zu den Slovenen gekommen, von diesen zu den Bulgaren und so weiter verbreitet worden sein. Vgl. Miklosich, Die slav. Elemente im Magyarischen. Denkscriften d. Wiener Akad. 1871. S. 2 f.

[3]) Vgl. Jireček, S. 74. Massmann, Libellus aurarius, 118.

Černa unweit der walachisch-ungarischen Grenze wurde bezüglich der Stammsilbe mit dem slav. čern, schwarz in Verbindung gebracht. Schafarik that diesbezüglich den Ausspruch: „Da die Lage des Ortes über alle Zweifel erhaben, so ist Tsierna der Angelpunkt aller slavischen erdkundlichen Etymologie“ [1]) ein Auspruch, den wir völlig zu unterschreiben bereit sind.

Es hat nun aber ein anderer berühmter Slavist einmal ein Wort geäussert, das ich mir ebenfalls zu citiren erlaube. Es lautet: „Bei gutem Willen kann man ohne viel Scharfsinn selbst Mekka und Medina für slavisch erklären“ [2]). Dies Wort scheint mir wirklich hier zur Sache zu gehören und die Wahrheit zu präcisiren.

Tsierna, wie es auf einer Inschrift heisst, oder Zerna, (bei Ulpian) oder Διέρνα (bei Ptolemaeus), Tierna (auf der Peutinger'schen Tafel) ward schon durch Traian römische Colonie [3]). Der Ort Zernetz in Engadin hat einen ähnlichen Stamm und ein scheinbar slavisches Suffix, obwol an Slaven in jener Gegend nicht leicht Jemand denken wird [4]). Jedenfalls haben die Versuche, demselben mit anderem Sprachschlüssel beizukommen, mindestens die gleiche Berechtigung; wenn sie auch nur zeigen sollten, wie sehr in diesen Dingen das Rathen über dem Wissen bei den Forschern zu überwiegen scheint. Jenes Zernetz leitete nemlich Steub bald nach Massmann, aber ohne von dessen Ansicht Kunde zu haben, vom raetischen Carunutusa ab [5]). — Das scheinbar

1) Schafarik, Abkunft der Slaven. 1828. S. 177.

2) Vgl. Miklosich, die slavischen Ortsnamen aus Appellativen. (Denkschriften der Wiener Akad. XXI. 1872) S. 77. Uebrigens spricht sich auch Jireček S. 67 ff. entschieden gegen die Phantasien slavischer Gelehrter aus, die auf Grund willkürlich gedeuteter Ortsnamen die alten Illyro-Thraker für Slaven erklärten.

3) Vgl. C. I. L. III. p. 248.

4) Massmann, Libellus aurarius S. 118 hat es allerdings gethan. Auch Bidermann hat in seinem Aufsatze »Slavenreste in Tirol« (aus den »Slavischen Blättern« abgedruckt von der »Dorflinde«, Wochenblatt f. tirol. Belletristik. 1866. N. 1. 2. 3) Dinge behauptet, die ich nicht verantworten möchte: sämmtliche Veitskirchlein in Tirol und selbst Vorarlberg nimmt er direct für Gott Suantevit in Beschlag, obwol S. Veit auch Patron der deutschen Bergknappen war; in Wälschtirol werden slavisch-communistische Einflüsse gewittert, die Trachten herangezogen u. dgl. m.

5) Vgl. Steub, über die Urbewohner Raetiens. 1843. S. 184. Zur Rhaet.

slavische Suffix aber kommt ebenfalls in raeto-romanischen Ortsnamen oft genug vor. So wurde z. B. aus der römischen Station unweit des Ursprunges der Isar, Scarbia: Scarantia, Scharanz, Scharnitz, wie Kostnitz aus Constanz; das man deshalb doch nicht für eine slavische Ansiedlung halten darf [1]).

Was aber den „lacus Pelso“ betrifft, so würde derselbe, wenn Pelso das slav. „See“ ist, der See „See“ heissen; was am Ende nicht unmöglich wäre, da solche Umwandlungen von Appellativen u. s. w. in Eigennamen auch sonst in zweisprachigen Gegenden erfolgt sind [2]). Aber es spricht gegen eine Deutung des Namens aus dem Slavischen nicht weniger als Alles. Der „lacus Pelso“ kommt bereits bei Plinius vor und als dessen Anwohner erscheinen die keltischen Boier. Iu der Nähe des Plattensees ist ein römisches Militärdiplom aus der Zeit des Antoninus Pius gefunden, welches einem Mann vom pannonischen Stamme der Azaler angehörte [3]). Alles Fingerzeige, dass die damalige ethnographische Gestaltung der Umgegend nicht eine slavische war, der Name „Pelso“ mit „pleso“ nichts zu thun hat.

Und das hat auch seinen guten Grund. Zwischen Römern und Slaven sassen in jenen früheren Zeiten noch die germanischen und andere Völkerstämme (wie z. B. die freigebliebenen Daker) und hinderten einen unmittelbaren Verkehr zwischen jenen; erst in dem Maasse als die Germanen gegen Westen zogen, drangen die Slaven nach der Donau und der Balcanhalbinsel vor,

Ethnologie S. 158 und 187. Vgl. auch Namen wie Ardez in Engadin, Lugnez am Vorderrhein, Vigniz, Seitenthal der Paznaun u. s. w.

[1]) Es hat allerdings nicht an Anläufen dazu gefehlt, Scharnitz für einen slavischen Namen zu erklären; Prof. Bidermann wollte a. a. O. damit sogar in Verbindung bringen, dass Kloster Innichen im (damals slavischen) Pusterthale von Scharnitz aus mit Mönchen versehen wurde. Der ganzen Annahme fehlt die rechte Begründung: das Pusterthal ist jedenfalls nicht von slavischen, sondern von deutschen Mönchen germanisirt worden. Uebrigens vgl. man was Miklosich über das auch im Albanesischen und Neugriechischen vorkommende Suffix itza sagt; es hat auch hier mit dem Slavischen nichts zu thun, obwol man es für einen Beweis der Slavisirung des Griechischen mitunter angeführt hat. „Die slav. Elemente im Neugriechischen“ S. 536.

[2]) Z. B. Schnapfenkeller in Tirol; Schnapfen, scheint das alte canaba, „Keller“ zu sein. Steub, Rh. Ethnol. S. 109. Anderer Beispiele gibt es genug.

[3]) C. I. L. III. p. 523. Vgl. oben S. 59.

um im sechsten und siebenten Jahrhundert die ethnische Wandelung derselben von Grund aus zu bewirken [1]).

Damals war Dacien das Durchzugsland der slavischen Horden, die Griechenland bis zu seiner südlichsten Spitze hinab mit neuem Blute erfüllten: wie hier der Graecismus hat dort der Romanismus sich erhalten und sich das fremde Element assimilirt.

So war die Lage der Dinge, als die ungarische Regierung im zwölften Jahrhundert das wichtige Bergland von Dacien in Besitz nahm und colonisirte. Eines der interessantesten Kapitel mittelalterlicher Colonisationsgeschichte, an das sich gleichfalls allerlei Hypothesen und Irrthümer knüpfen bezüglich der Geschichte der Walachen oder Rumänen.

Siebenbürgen, einst in römischer Zeit die blühendste der Landschaften an der Donau, war während der folgenden achthundert Jahre völlig in Barbarei versunken gewesen. Alle möglichen Völker hatten sich hier herumgetummelt: erst während der Völkerwanderung Germanen, dann die verschiedenen Turkstämme, die aus der südrussischen Steppenplatte hervorgebrochen waren: die Begründung eines neuen Zeitalters der Cultur war von keinem derselben ausgegangen. Die Bewohner hielt man in strenger Knechtschaft, sie waren die Heloten der Eroberer. In ärmlichen Hütten wohnten sie, theils mit Ackerbau beschäftigt, theils als Nomaden mit ihren Heerden herumziehend. Die Bevölkerung war unter diesen Umständen ziemlich dünn, das Land rauh und mit Wäldern bedeckt.

War es doch in Pannonien damals nicht viel anders. Dort sassen seit dem Ausgange des neunten Jahrhunderts die Magya-

[1]) Man vgl. bezüglich der ganzen Frage, um die es sich hiebei handelt, die Abhandlung von Roesler „Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau.“ Sitzungsber. d. W. Akad. LXXIII. S. 77 ff. Bei der kritischen Bestimmung jenes Zeitpunktes wird dabei vielleicht über das Ziel hinausgeschossen: das „argumentum ex silentio“ und „ad hominem“ über ethnographische Fragen des Mittelalters ist viel vorsichtiger anzuwenden, als es Roesler (a. a. O. S. 108 f.) zu thun pflegt. Aber den Ausführungen über die Lage der Dinge in den früheren Jahrhunderten der röm. Kaiserzeit, S. 77—83, wird man beistimmen und gegen die Einwanderungsthese von Drinov, die Jireček wiedergibt, geltend machen müssen. Auch Büdingers Ausführungen, Oest. Gesch. I. 71 ff. scheinen mir durchaus zutreffend zu sein.

ren, ein finnisches Reitervolk, als der Adel unter slavischen Knechten; das Land selbst unter der Herrschaft des arbeitsscheuen Stammes, der nur Krieg Jagd und Fischerei als seiner würdig erkannte, vernachlässigt und verwildert [1]).

Noch im zwölften Jahrhundert wohnten die Magyaren hier unter Zelten und verabscheuten städtisches Leben.

Da machte die Consolidation des deutschen Reiches im Westen, des byzantinischen im Süden den Plünderzügen ein Ende, die sie bis dahin in alle umliegenden Landschaften unternommen hatten, um sich jenen Comfort zu verschaffen, den durch eigene Arbeit zu erzielen sie zu faul waren. Da ihnen zugleich durch die Turkstämme im Osten der Rückzug dahin versperrt war, erfolgte denn nothgedrungen und eingezwängt nach allen Seiten, wie man war, durch einige gewaltige Fürsten die Einfügung des Magyarenreiches in die Reihe der Halbculturstaaten der damaligen civilisirten Welt, durch die Annahme der Religion und der Verfassungsformen des germanisch-römischen Europa's.

Dieses aber war damals wesentlich bestimmt durch die imponirende Machtstellung, die Deutschland und das Kaiserreich deutscher Nation einnahmen.

Um Pannonien selbst in der Hand zu haben muss man auch Siebenbürgen besitzen. Noch im Laufe des eilften Jahrhunders ward die Eroberung realisirt. Hierauf colonisirte man die wichtigsten Punkte des Landes erst durch magyarische Ansiedler, die sog. „Grenzwächter“ oder Szekler; und als man sah, dass die Kraft des eigenen Volkes nicht hinreichte, beschlossen die ungarischen Könige Ansiedler „aus allen Theilen der Welt“, wie einst Traian, hieher zu verpflanzen. Diese „Welt“ war nun aber nicht ungarisch, wie sie einst römisch gewesen war, sondern vorzugsweise deutsch; und so pactirte die Regierung mit den Colonisten, die ihrem Rufe folgten [2]); dafür, dass sie den exponirten Posten

[1]) Vgl. Regino M. G. SS. I. 600 über die Ungarn: „Et primo quidem Pannoniorum et Avarum solitudines pererrantes, venatu et piscatione victum cottidianum quaeritant.“

[2]) Es waren hauptsächlich „flandrische“ oder „sächsische“ Ansiedler, d. h. zumeist Leute vom Niederrhein, die hieherzogen aus der übervölkerten und sonst durch Unglück beschädigten Heimat. Ein merkwürdiges Beispiel, worauf Wattenbach zuerst aufmerksam gemacht hat, ist hiefür, dass im J. 1103 Anselm, ein voll-

zu halten und zu schützen unternahmen, wurden sie mit Privilegien bedacht, welche ihnen die ausgedehnteste Autonomie zusicherten.

So erfolgte die deutsche Colonisation Ungarns und Siebenbürgens, wodurch diese Länder erst wieder der Cultur zugeführt wurden; denn diese hängt auf das innigste zusammen mit dem städtischen Leben, mit der Entwicklung bürgerlicher Freiheit und Behäbigkeit; Begriffe, die seitdem die Römer hier vertrieben oder vernichtet worden waren, unbekannt geblieben sind, bis die „Schwaben“, die „Flander“, die „Sachsen“ sie neuerdings begründeten. Zwischen dem magyarischen Adel, der am liebsten nichts that, und den geknechteten früheren Bewohnern, die als Parias behandelt wurden, bildete sich so ein Mittelstand, der Arbeit und Freiheit zu gleicher Zeit auf die Fahne geschrieben hatte und die Cultur in Wahrheit nach dem Osten trug [1]).

Die ungarische Geschichte ist die Geschichte des Verhältnisses, in dem diese drei Factoren der Bevölkerung des Reiches zu einander gestanden sind und wie zugleich das Königtum jeweilig dazu sich gestellt hat.

Zunächst sehen wir nur König, Adel und das deutsche Bauern-

freier Mann aus dem Ardennerwalde, den Entschluss fasste, sein Lehen (er trug bis dahin den Zehnten der Kirche zu Bras unweit Kloster Stablo zu Lehen) zurückzugeben und mit den dafür erhaltenen 12 ½ Mark Silber nach Ungarn zu gehen, dort wie viele andere sein Glück zu suchen. Maurer, Die Besitzergreifung Siebenbürgens S. 38. Ueber den Collectivbegriff »Flandrer« ebenda S. 72 ff. Wattenbach, Die Germanisirung der östl. Grenzmarken S. 406.

[1]) Merkwürdig ist die in dem ungarischen Gesetzbuche (»Corpus Juris Ungarici Tripartitum«) vorkommende Stelle einer Schrift Stefan's, ersten Königs von Ungarn an seinen Sohn Emmerich (c. 6: »de acceptatione Exterorum et nutrimento Hospitum«), wo er seine Ansicht über die Colonisation und Berufung von Einwanderern fremder Volksstämme ausspricht: »In hospitibus et adventiciis viris tanta inest utilitas, ut digne sexto in loco Regalis dignitatis possit haberi.«

§. 1. »Unde imprimis Romanum crevit Imperium, Romanique Reges sublimati fuerunt et gloriosi? nisi quod multi nobiles et sapientes ex diversis illuc confluebant partibus. Roma vero usque hodie esset ancilla, nisi Aeneades ipsam fecissent liberam. §. 2. Sicut enim ex diversis partibus provinciarum veniunt hospites, ita diversas linguas et consuetudines, diversaque documenta et arma secum ducunt, quae omnia Regiam ornant et magnificant aulam et perterritant exterorum arrogantiam. §. 3. Nam unius linguae uniusque moris Regnum imbecille et fragile est.« — Vgl. Czoernig, Ethnographie der österr. Monarchie I. Vorr. XII.

und Bürgertum auf dem Plane: die geknechtete frühere Bevölkerung ward ignorirt und hatte keinerlei Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten.

Wie in Ungarn, so auch in Siebenbürgen. Wie ein Keil war im zwölften Jahrhundert hier die magyarisch-deutsche Colonisation eingedrungen in das Territorium der Walachen. Die einzelnen Glieder jener Colonisation: die sächsischen Ansiedler, die Szekler, der magyarische Adel theilten sich zugleich in die Herrschaft des Landes als kraft des Rechtes der Eroberung ausschliesslich und allein berechtigte „Nationen"; wärend die Walachen nichts waren, als die dienende rechtslose Masse. Es war hier wie anderswo in den Coloniallanden der Deutschen, und aller anderen Völker der alten wie der neueren Zeiten.

D. h. darum dreht sich eben die Controverse. Roesler behauptete nemlich, dass die Walachen deshalb von den privilegirten Ständen ausgeschlossen worden seien, weil sie bei der Theilung des Landes zu spät kamen. Er stützt diese These damit, dass in den ersten Urkunden, die den Besitzstand der Sachsen und der eine zeitlang hier gegen die Kumanen kämpfenden Deutschordensritter bestätigten, das Land als „wüst und unbewohnt" bezeichnet werde. Um 1200 würden die Walachen noch in einer Urkunde nicht genannt; im J. 1222 erscheinen sie in einer solchen: kein Zweifel, meint Roesler, dass sie inzwischen erst hier eingewandert seien.

Der Beweis scheint wirklich schlagend zu sein und wer die Dinge so abstract nimmt, wie sie hingestellt werden, mag sich immerhin davon überzeugen lassen. Indess man muss nur wieder die Verhältnisse anderer Landschaften zur Vergleichung heranziehen, um zu einem ganz anderen Resultate zu kommen.

Wenn nemlich in den Urkunden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts die Gegend, in der die Siebenbürger Sachsen angesiedelt wurden, als „Wüstenei" (desertum) bezeichnet wird, so beweist das für den damaligen ethnographischen Character Altdaciens so wenig, als ganz und gar ähnliche Ausdrücke in den Gründungsurkunden der Klöster, durch die die Germanisation in den westlichen, theils romanischen, theils slavischen Colonisationsgebieten der Deutschen vor allem vollbracht ward, für völlige Abwesenheit dort romanischen hier slavischen Bauernvolkes und

die damalige Verödung ganz Tirols oder Steiermarks oder Schlesiens ins Feld geführt werden dürften und könnten [1]). Denn weitere Urkunden oder sonstige Nachrichten. die uns zu Gebote stehen, beweisen eben das Gegentheil und zeigen, dass jene „Wüsteneien“ und „Einöden“ sehr „cum grano salis“ zu nehmen seien. Es sind rhetorische Floskeln, auf die wenigstens für ethnographische Forschung irgend wie ein Gewicht nicht gelegt werden darf. Mitunter macht sich die Manier fast komisch, wenn es z. B. in der Stiftungsurkunde der Propstei Neustift vom J. 1142 — in der herlichen Gegend von Brixen — in einem Athemzuge heisst, das Kloster sei gegründet „an einem schauerlichen und öden Orte, am Zusammenflusse aller Strassen; in der Umgebung von Landhäusern und Nachbarn“ [2]).

Als Ausgangs des achten Jahrhunderts der baierische Herzog Tassilo zur Bekehrung der Slaven das Kloster Innichen im Pusterthale gründete, wird auch hier die Gegend bezeichnet als „von jeher öde und unbewohnt“ [3]), obwol häufige romanische Ortsnamen darthun, dass die Gegend damals ganz gut bebaut war. — So auch in Graubündten. Dort wanderten im dreizehnten Jahrhundert die Walliser ins Thal Davos ein. „Dass dies Thal nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, eine unbewohnte Wüstenei gewesen, geht schon aus den vielen romanischen Ortsnamen hervor, welche doch gefunden werden und die jedenfalls vor dieser Einwanderung schon vorhanden waren“ [4]). — Ganz dieselbe Wahr-

[1]) Der Sprachgebrauch der römischen Zeit war ähnlich. In der „Boierwüste“ sassen, wie die Inschriften darthun, noch in der Kaiserzeit Boier, obwol Schriftsteller deren frühere Ausrottung durch die Daker vermelden. C. I. L. III. p. 525. Bei Strabo ist zu lesen, dass die illyrischen Dassareten von keltischen Scordiskern der Art aufgerieben worden seien, dass ihr Land mit unermesslichen Wäldern sich überzog. Hahn hat aber eine Inschrift entdeckt, welche beweist, dass auch die Dassareten diese Gegenden noch in der Kaiserzeit bewohnten. Jireček, G. d. Bulgaren 61.

[2]) „in loco horrendo et inculto — in capite omnium platearum — adiacentibus villis et vicinis.“ — Neustifter Urkundenb. Font. rer. Aust. dipl. XXXIV. p. 2. Vgl. Steub, in dem Aufsatze über „die Entwicklung der deutschen Alpendörfer“ Augsb. „Allg. Ztg.“ Beil. 1875. Sept. 15. — Inama hat Beil. z. „Allg. Ztg.“ 29. Okt. 1875 einige Folgerungen Steub's in wirthschaftlicher Hinsicht modificirt; in Bezug auf die Ethnographie hat Steub Recht behalten.

[3]) „ab antiquo tempore inanis atque inhabitabilis.“ Meichelbeck. hist. Frising. II. n. 532. Vgl. Steub. a. a. O.

[4]) Vgl. Steub, Kl. Schriften III. 152.

nehmung machen wir in den slavischen Grenzmarken des deutschen Reiches [1]). Da ward z. B. im J. 1175 wenige Meilen unterhalb Bresslau das Kloster Leubus gegründet. In wenigen Jahrzehnten war durch den Fleiss der Klosterleute die dortige Gegend wie gänzlich umgewandelt, so dass ein alter Mönch schon für nöthig hielt, seinen Genossen den Zustand der ersten Stiftung ins Gedächtnis zu rufen; er that es in einem Gedicht. Darin heisst es: „Das Land war von Wald bedeckt und ohne Bebauer; das polnische Volk arm und faul. Es pflügte den sandigen Boden mit krummen Hölzern und verstand nur mit zwei Kühen zu ackern. Im ganzen Land war keine Stadt, kein Flecken, sondern nur bei den Burgen ein offener Marktplatz und eine Kapelle. Kein Salz, kein Eisen, keine Münze und kein Metall hatte das Volk, auch keine guten Kleider; nur seine Heerden weidete es. Solche Herrlichkeiten fanden die ersten Mönche; durch sie aber ist das Land mit allen diesen Dingen erfüllt, weil sie diejenigen hereinbrachten, durch welche alles dieses aufgefunden wurde. Durch ihre Arbeit leben wir nun so frei, aber nie sollen wir glauben, dass wir es durch uns selbst haben.“

So der alte Mönch [2]). Seine Ausserungen sind sehr charakteristisch für die Anschauungsweise und das Selbstgefühl der deutschen Colonisten in den Landen des Ostens und für den Sprachgebrauch der Zeit. Dieser wörtlich genommen würde voll Uebertreibungen sein, wie auch Wattenbach bemerkt. Denn schon in den ältesten Nachrichten kommen recht ansehnliche Tribute vor, welche die Slaven zahlen mussten, wenn sie im Kriege besiegt waren, wie z. B. Kasimir von Polen im J. 1054 sich gegen die Rückgabe von Schlesien zu einem jährlichen Tribut von 500 Mark Silber uud 50 Mark Gold an den Herzog von Böhmen verstand, was denn doch beweist, dass das Metall hier nicht so unbekannt war, wie der Mönch schreibt; Gold ward schon in polnischer Zeit gewonnen; auch Abgaben der Bauern an Geld in ihren eigenen Ländern werden nicht selten erwähnt. Und die Redensart: „das Land war von Wald bedeckt und ohne Bebauer;

[1]) Vgl. Wattenbach „Die Germanisirung der östlichen Grenzmarken des deutschen Reiches.“ Hist. Zeitschr. IX, 386—417.

[2]) Wattenbach a. a. O. 404. (Monum. Lubensia. 14).

das polnische Volk arm und faul" hebt eigentlich im zweiten Satz auf, was im ersten gesagt ist. Es zeigt das eben nur neuerdings, wie die Floskel von der „Wüstenei" in den Gründungsberichten der deutschen Colonien jener Zeit überall aufgefasst wurde und welches Gewicht wir darauf zu legen haben. „Der schlechte Anbau des Landes, der elende Zustand des polnischen Bauers ist unzweifelhaft und wenn man jene Schilderung auf dic unterdrückte Bevölkerung des Leubuser Kreises beschränkt, mag sie wol der Wahrheit nahe kommen" [1]).

Beispiele, die sich leicht vermehren liesen, wenn es darauf ankäme, z. B. aus den Urkunden die sich auf die Colonisation der kärntischen Marken beziehen; ich will aber nur noch an eine Analogie erinnern, weil dieselbe mit der Colonisation Siebenbürgens völlig übereinstimmt, sowol zeitlich als auch was die Ansiedler betrifft. Ich meine nemlich die Colonisation Wagriens durch den Grafen Adolf von Holstein, worüber der Chronist Helmold, der Pfarrer zu Bosau am Ploener See und Zeitgenosse Heinrichs des Löwen, ausführlich berichtet. Nachdem Helmold die Unterwerfung des Landes Wagrien durch den genannten Grafen erwähnt hat, fährt er dann (I, 57) fort: „Weil aber das Land menschenleer war, so sandte er Boten in alle Lande, nach Flandern und Holland, nach Utrecht, Westfalen und Friesland, und lies alle die, welche um Land verlegen wären, auffordern, mit ihren Familien hinzukommen: sie würden dort ein vortreffliches Land erhalten, ein geräumiges, fruchtbares Land u. s. w." Zahlreiches Volk folgte dem Rufe und nahm Besitz von dem Gebotenen.

„Das Ploener Land war noch unbewohnt."

Von Ploen eben heisst es aber später (83): „der Graf baute die Ploener Burg wieder auf und gründete daselbst eine Stadt und einen Markt. Die Slaven aber, die in den umliegenden Ortschaften wohnten, zogen sich zurück und es kamen Sachsen und wohnten daselbst. Und die Slaven verschwanden allmählig aus dem Lande."

So wurden damals auch die sächsischen Marken germanisirt. Man sieht aber aus Helmold's obigem Berichte wieder, wie das

1) Wattenbach a. a. O. 405.

Ploener Land erst als „unbewohnt“ bezeichnet wird, während gleich darauf „die Slaven, die in den um die Ploener Burg liegenden Ortschaften wohnten“, erwähnt werden.

Nun, demselben Sprachgebrauch begegnen wir eben auch in den Nachrichten, die uns über die Colonisation Siebenbürgens erhalten sind. Da erscheint z. B. in einer Urkunde von 1211 „das Burzenland jenseits des Waldes gegen die Kumanen zu als verödet und unbewohnt“ [1]). Wie das zu nehmen ist, beweist eine zweite Urkunde vom J. 1222, worin die von 1211 bestätigt und erweitert wird; auch hier ist, u. z. mit denselben Worten „das Burzenland jenseits des Waldes gegen die Kumanen zu als verödet und unbewohnt“ genannt; aber als angrenzend „Szeklerland“ und „Walachenland“ erwähnt [2]). Und von da an erscheinen Walachen und Petschenegen in den Urkunden des Landes, worin die Rechte der einzelnen Volksstämme und Ansiedlergruppen näher bestimmt werden, z. B. im grossen Freiheitsbrief der Sachsen von 1224 [3]), immer wieder genannt.

Jene gedrückte Stellung der Walachen im ungarischen Staate hat eben bis ins vorige, ja bis in unser Jahrhundert herein sich erhalten, wo dann wie bei den südslavischen und sonstigen unter türkischer Herrschaft stehenden Völkern auch hier die Emancipationsbestrebungen begannen. Die österreichische Regierung, mit den Ungarn häufig in Conflict, suchte sich auf die anderen Nationalitäten des Landes zu stützen und beförderte deren Cultivirung durch deutsche Beamten und Schulen [4]). Im J. 1774 hat

[1]) Die Urkunde nennt „terram Borza nomine ultra silvas versus Cumanos licet desertam et inhabitatam.“ Siebenbürg. Urkundenb. p. 9.

[2]) Siebenbürg. Urkundenb. p. 12.

[3]) „preter supradicta silvam Blacorum et Bissenorum cum aquis, usus communes exercendo cum predictis sc. Blacis et Bissenis, eisdem contulimus.“ Siebenb. Urkundenb. S. 28. ff.

[4]) K. Joseph II gab sich alle Mühe, die Gehässigkeiten zwischen Romanen und anderen Nationalitäten auszugleichen, welche, genährt durch die Religionsverschiedenheit, seit lange eingewurzelt waren, und in dem siebenbürgisch-walachischen Aufstande unter Hora und Kloschka, auf so auffallende Weise sich kundgaben; Toleranz und Unterricht sollten die bessere Verständigung nach dem Wunsche des Monarchen anbahnen. In der Instruction an die königlichen Kreiskommissäre in Ungarn heisst es: „die Walachen sind noch sehr der Unterdrückung und einer sclavischen Behandlung gewohnt gewesen, dass ihnen auch ihre Wohnörter ganz gleich-

Thunmann in seinen Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker zuerst wieder die Aufmerksamkeit des Occidents wie auf die Albanesen, so auch auf die Walachen, gelenkt. Dann erschien Sulzer's Buch, angehaucht von dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, dem Geiste Voltaire's, den der Verfasser häufig citirt, und Joseph's II, von dessen Reformen er das Beste für die Hebung des walachischen Volkes erwartete. Und so gieng es fort [1]). Dem ernstlichen Streben secundirte, da die Regierung oft genug die Zügel verlor und ihr System nicht mit Ausdauer, Energie und Intelligenz fortzuführen verstand, der Schwindel und die Ueberhebung der Nationalität: man träumte von einem daco-romanischen Reich und von der Vertreibung der Colonisten des Mittelalters von dem geheiligten Boden der Römer und Rumunen.

Die Magyaren stürmen gleichzeitig in blindem Chauvinismus gegen die Sachsen an, da diese einst gegen sie zur österreichischen Regierung gehalten hatten. Und mitten in diesem Treiben droht die Lösung der orientalischen Frage, welche all' diese Lande der slavischen Raçe vindiciren will. Dem gegenüber thäte Einigkeit noth, wenn nicht alle gemeinsam verderben sollen: mehr wie je ist jetzt wieder Siebenbürgen das Bollwerk des Reiches, das den Landweg nach Konstantinopel sperrt, dessen Geschicke zu allen Zeiten auf jene der Donauländer entscheidend eingewirkt haben.

giltig und sie also zur Unbeständigkeit, zum Wechsel und allen Ausschweifungen sehr geneigt sind. Bei diesen müssen sowol Schulen eingeführt, als ihre Geistlichkeit besser belehrt werden; endlich muss auch eine menschlichere Behandlung von ihren Grundherren und Obrigkeiten vor sich gehen, um sie zu bessern und sie an den Grund und Boden zu heften, auf welchem sie sind.« — »Ich glaube mich nicht zu irren, dass an Orten, wo diese Leute unter dem Deckmantel der Leibeigenschaft dem Viehe gleich gehalten wurden, sie nicht anders, als wie sie seynd, beschaffen sein können und sich auf derlei Leute und Unterthanen, in so lange die gänzliche Unterdrückung fortdauert, nie verlassen werden möge. Würde man sie aber menschlich und christlich halten, so würde man hoffen können, aus ihnen Menschen und Christen, mithin staffelweise katholische Christen zu machen und zugleich zum Behufe des Staates selbige, wie anderswo, anwenden können.« Bei Czoernig, Oest. Ethnographie III. 153 f.

[1]) Ueber diese modernen Verhältnisse wird Prof. H. J. Bidermann in dem Werke über »Bedeutung und Verbreitung der Romanen in Oesterreich« ausführlich handeln.

Mitten in die nationalen Angelegenheiten der Walachen und Walchen gegenüber Ungarn und Deutschen spielt noch eine andere Frage hinein, die damit scheinbar nichts zu thun hat und gleichwol von der grössten Bedeutung für die Zukunft ist, nemlich die sociale Frage.

Das Schwergewicht der socialen Verhältnisse unter einem Volke ist in der Regel dem der nationalen Existenz desselben complimentär. Nationales Selbstgefühl ist nemlich nothwendig bedingt durch eine gewisse Wolhabenheit des betreffenden Individuums, des gesammten Volkstammes: darauf beruht zugleich die politische Macht desselben. Grosser Reichtum und gänzliche Armuth tragen hingegen ein cosmopolitisches Gepräge. Der Millionär kann sein Geld überall anlegen, wird in aller Welt ein angesehener Mann sein, ohne Ansehen der Nationalität. Das Proletariat sieht nur darauf, wie es sich nähre und mehre; es hat nicht Zeit, um höhere Interessen sich zu kümmern, es hat kein Nationalgefühl und steht jedem zu Gebote, der es bezahlt und seine Zustände bessert oder auch nur zu bessern verspricht.

Mit diesen Umständen hängt nun die Volksvermehrung in sofern zusammen, als sie von den verschiedenen Ständen verschieden geregelt wird. Das Proletariat gehorcht dem blinden Triebe, weil es andere Genüsse sich nicht zu verschaffen weiss. Der verständige Mittelstand pflegt mit vernünftiger Mässigung vorzugehen und zur Begründung oder Mehrung des Hauswesens nur zu schreiten, wenn seine Mittel es erlauben; der Wolstand der Familie hängt davon ab, dass die Zahl ihrer Mitglieder nicht zu gross sei: jedes derselben soll durch das gemeinsame Vermögen so weit gebracht werden, bis es die Volljährigkeit und damit die Möglichkeit, sich eine selbständige Existenz zu schaffen, erreicht hat.

Die obersten Stände, wie der Adel, beschränken die Zahl der Kinder, um das ererbte Vermögen ungetheilt auf die Nachkommen zu bringen und den Glanz der Familie zu erhalten [1]).

Wirthschaftliche Grundsätze, die in den romanisch-germanischen Gegenden der einstigen Donauprovinzen von weitgehenden Folgen waren und noch sind.

[1]) Die neueren Theorien über Bevölkerung, Volksvermehrung im allgemeinen, sowie die Gegentendenzen der Volksvermehrung, die seit dem epochemachenden Auftreten von Malthus entwickelt wurden, sind behandelt in Roscher's System der Volkswirthschaft Bd. I. B. 5. c. 1. § 238—243.

Zunächst in Siebenbürgen. Hier bildeten in Mittelalter und bis auf unsere Zeiten die ungarisch-deutschen Ansiedler, die sog. „herrschenden Nationen" der Ungarn, Sachsen, Szekler gleichsam den Adel gegenüber der von ihnen beherrschten romanischen Raçe. Jene, voll nationalen Selbstgefühles, stützten ihre Herrschaft zugleich auf ihren Wolstand gegenüber der Masse des walachischen Proletariates. Die letzteren vermehren sich, um den Ausdruck ihres Gegenparts zu gebrauchen, „wie die Schweine"; die Magyaren vergleichen sich mit den Löwen, die nur ein, höchstens zwei Junge zu erzeugen die Gepflogenheit haben; die Sachsen huldigen dem „Zweikindersystem" [1]). Die Folge davon ist, dass die Zahl der Magyaren und der Sachsen in ein immer grösseres Missverhältnis zu jener der Romänen geräth, dass sie in Gefahr sind mit der Zeit von diesen erdrückt zu werden. Es erheben sich gegen den alten Brauch nun allerdings patriotische Stimmen, um den Rückgang der Population aufzuhalten, so lange es noch Zeit ist; verständige Geistliche, wie sie namentlich die Sachsen besitzen, eifern gegen das Zweikindersystem, das in seinem Gefolge Abtreibung der Leibesfrucht, oft genug auch das Aussterben einer ganzen Familie hat; aber in solchen Dingen dringt die Vernunft immer nur langsam durch und der Kampf gegen das Zweikindersystem erfordert jetzt nicht geringere Anstrengung, als einst dessen Einführung gekostet haben muss, die von patriotischen Männern für nothwendig gehalten wurde, um im verwilderten Lande auf dem einmal angewiesenen und allein durch Privilegien beschützten [2]) Boden Wolstand zugleich und Nationalität zu bewahren: so gross ist die Kraft der Trägheit in der Geschichte [3]).

[1]) Vgl. darüber Näheres in Ch. Boner's „Siebenbürgen" oder auch in Wattenbach's Schrift über „die Siebenbürger Sachsen."

[2]) Im Gegensatz zur römischen Zeit, wo der Diffusion der Bevölkerung keine ähnliche Schranke entgegenstand. Wenn damals die „unzählige Menge von Ansiedlern" auch nur eine halbe Million stark gewesen ist, so dürfte die Bevölkerung in 150 Jahren nach einem in Colonialländern, z. B. den Vereinigten Staaten (Roscher I[4]. S. 484), nicht ungewöhnlichen Vermehrungsverhältnisse sich verdreifacht haben.

[3]) Ueber die Volksbewegung im Hermannstädter Stuhl und demnach über den gegenwärtigen Stand dieser Dinge überhaupt während des J. 1875 gibt das „Siebenbürgisch-Deutsche Tagblatt" vom 16. August 1876 folgende Daten: das Verhältnis der Todesfälle zu den Geburten ist relativ günstiger für die Deutschen und

Indem nun aber diese Verhältnisse in Siebenbürgen seit Jahrhunderten wirken, können wir daraus Schlüsse auf die Vergangenheit thun, wo uns ausführliche statistische Belege fehlen. Aus der verschiedenen Fortpflanzungsmethode der Nationalitäten Siebenbürgens erklärt sich, wie gegenwärtig die Walachen den anderen an Zahl so sehr überlegen werden konnten. Wenn zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in Siebenbürgen zweimal hunderttausend Walachen sassen, so konnte das grosse und von Natur fruchtbare Land, das somit höchstens zweihundert Menschen auf einer Geviertmeile hatte — diese noch dazu grossentheils nomadisirende Hirten — gewiss „menschenleer" und „wüst" genannt werden [1]. Es kamen hiezu im Laufe des Säculums der Colonisation etwa eine halbe Million „Flandrer" oder „Sachsen" [2]; dann einige hunderttausend „Szekler" und andere „Ungarn."

stellt sich noch bedeutend günstiger, wenn nur die Bekenner der evangelisch-lutherischen Confession, also die Sachsen, gegenübergestellt werden den Bekennern der beiden griechischen Confessionen. Nach der Volkszählung im J. 1870 hatte der Hermannstädter Stuhl 25126 Einwohner evangelisch-lutherischer Confession und 54787 griechisch-orientalischer oder griechisch-katholischer Religion. Auf 899 Geburten unter den erstern entfallen blos 681 Todesfälle, also übersteigt die Anzahl der Geburten jene der Todfälle hier um 218, während bei einer mehr als doppelten Anzahl der Geburten unter den Romänen die Todesfälle so häufig vorkommen, dass die Ziffer der Geburten jene der Todfälle um 293 übersteigt, also nur um 75 mehr als bei den Sachsen. Die Ursache wird wol in der Lebensweise und schlechteren Gesundheitspflege der Romänen zu suchen sein. — Unter den deutschen Stuhlgemeinden sind es die mit „Landlern" colonisirten Gemeinden Neppendorf und Grossau, welche den grössten Bevölkerungszuwachs mit 48 und 41 Köpfen erfahren haben. Diese Landler sind nicht eigentliche „Sachsen", sondern Oberdeutsche aus Baden, Breisgau, Schwaben, Salzburg, Steiermark, Kärnten, die erst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert hier eingewandert sind.

[1]) Warum die Population in den früheren rohen Zeiten, wo die Naturkräfte nur auf occupatorischem Wege benutzt wurden, nicht wol höher gewesen sein kann, die Gründe, welche deren Anwachsen verhinderten, mögen aus der Erörternng bei Roscher, a. a. O. I. B. 5. § 244 ersehen werden. In Folge der Rechtsunsicherheit, der die Unterthanen barbarischer Herren immer ausgesetzt sind, ward jede höhere, mehr Unterhaltsmittel gewährende Cultur unmöglich gemacht: Hungersnoth, Seuchen decimirten die überschüssige Bevölkerung und erhielten dieselbe, unbedeutende Schwankungen in sehr guten oder sehr schlechten Jahren abgerechnet, immer auf dem gleichen Niveau. Das änderte sich erst bei Verbesserung der begleitenden Umstände, als welche die ungarische Herrschaft immerhin angesehen werden kann.

[2]) Vgl. Maurer, Die Besitzergreifung Siebenbürgens durch die das Land jetzt bewohnenden Nationen, S. 80. Die Berechnung beruht auf Schlüssen aus den

Nun war die Lage, wie das Schicksal dieser einzelnen Bevölkerungselemente eine verschiedene. Die Zahl der „Szekler" und der „Ungarn" — so dürfen wir wol annehmen — wird ziemlich stationär geblieben sein, da das Mutterland in der Nähe war und mit der „Grenzwacht" am oberen Alt stets nationale Fühlung zu erhalten vermochte. Menschenverluste in den Grenzkriegen der folgenden Zeit liessen sich demnach ziemlich leicht wiederersetzen, so weit eben das Bedürfnis es erheischte. Gegenwärtig sind die magyarischen Elemente in Siebenbürgen eine halbe Million stark.

Anders ergieng es den „Sachsen." Während der Türkenkriege erlitten sie starke Verluste. Dann aber ist namentlich zu bemerken, dass diese deutschen Ansiedler mit dem Mutterlande nicht unmittelbar zusammenhiengen, also ein Ersatz für die Verluste in dieser Weise nicht geboten wurde [1]). Zu alle dem gesellte sich seit dem vierzehnten Jahrhundert die nationale Reaction

Leistungen, welche dem Hermanstädter Gau im J. 1224 von K. Andreas II auferlegt wurden: 500 Mark Silbers als jährliche Reichssteuer; 500 Mann zum Heere, wenn der König innerhalb des Reiches das Heer führt, 100 Mann, wenn das Heer ausserhalb des Reiches kämpfen soll; 50 Mann, wenn nur ein Grosser das Heer führt. Danach würden sich für den Hermannstädter Gau in jener Zeit 50000 Höfe, und danach zwischen 2—300000 deutsche Einwohner ergeben. „Rechnet man dazu die Colonisten im Kronstädter und Bistrizer District, die deutschen Gemeinden am oberen Mieresch (Maros), die zu Grunde gegangenen Deutschen im Norden des Mieresch, in den Orten, die noch durch die Zusammensetzung mit „Nemethi" und „Szasz" als einst von Deutschen bewohnt gekennzeichnet sind, sowie jene im Erzgebirge und von Rodna, so wird es nicht zu hoch gegriffen sein, wenn die Zahl der um das J. 1200 in Siebenbürgen angesiedelten Deutschen auf etwa ein halbe Million festgesetzt wird."

[1]) Anders wären die Dinge wol gegangen, wenn der deutsche Ritterorden sich im Burzenland behauptet und den Plan ausgeführt hätte, auch die Walachei bis ans schwarze Meer hin in Besitz zu nehmen und zu colonisiren; wie er nachher Preussen occupirte und germanisirt hat. Die ganze Geschichte der Donaulandschaften würde damit eine andere Wendung genommen haben und eine Lösung der orientalischen Frage erfolgt sein, indem die seefahrenden Nationen des Mittelmeeres die Küsten, die Deutschen aber den Handel auf der Donau hinab nach Byzanz in die Hände bekommen hätten: im Innern der Balcanhalbinsel mochten dann die übrigen Völkerschaften ihrer Freiheit geniessen. Die Eifersucht der ungarischen Könige vereitelte, was die Schlaffheit polnischer Regenten geschehen lies. Vgl. Maurer, die Besitzergreifung Siebenbürgens u. s. w. S. 68.

des herrschenden Stammes der Magyaren gegen die fremden Ansiedler, die nunmehr auch der König oft im Stiche lies. Das hatte einen Rückgang im Bestande der Nation zur Folge [1]); eine Reihe von Ortschaften gieng, theilweise durch den Ehrgeiz vornehmerer Sachsen, die sich dem ungarischen Adel anschlossen und ihre Landsleute verliessen, verloren. Gegenwärtig sind die „Sachsen“ nur mehr zweihunderttausend Seelen stark.

Unter all diesen Wechselfällen mehrte sich die in Stumpfheit und Unterthänigkeit dahinlebende Masse der walachischen Bewohner des Landes in geometrischer Progression weiter [2]), indem sie in Befolgung des Gebotes der Schrift „Crescite et multiplicamini“ ihre einzige Befriedigung fand, während die „Nationen“, um zu besitzen und zu herrschen, in dieser Beziehung sich sehr reservirt verhielten [3]). Dann ist zu beachten, dass auch die Walachen mit ihren Stammesgenossen ausserhalb Siebenbürgens zusammenhiengen und dass bei der nomadisirenden Lebensweise eines grossen Theiles dieses Volkes der Menschenverlust hier und

[1]) Nach der im J. 1787 vorgenommenen Volkszählung betrug die sächsische Bevölkerung 302,204 Seelen; jetzt sind mehr als hunderttausend weniger. Vgl. Boner, Siebenbürgen. S. 288.

[2]) Wenn ihre Zahl um 1200 nur zweihunderttausend betrug und sich seither in jedem Saeculum durchschnittlich um hunderttausend Köpfe mehrte, so wären um das J. 1800 in Siebenbürgen neunhunderttausend Walachen gesessen; seitdem hätte sich die Zahl in Folge ihrer Emancipation verdoppelt. Die beiläufigen Angaben darüber aus dem Beginne unseres Jahrhunderts ergeben nemlich eine solche Verdoppelung seit jener Zeit: nach Sulzer, III. 350, der sich dabei auf Büsching stützt, machten die Walachen in Siebenbürgen im J. 1761, ohne die im Kronstädter oder Burzenländerdistrikte, beinahe 600000 Köpfe aus. Hingegen berechnete man die Zahl der Einwohner der Moldau und Walachei auf nur 500000 Seelen. Sulzer handelt dann ausführlich „über die Bevölkerung dieser Länder, als Wirkung und Ursache von ihrer Finanzeinrichtung und den fürstlichen Einkünften betrachtet.“

[3]) Die Römer haben sich während ihrer Herrschaft keine solche Reserve auferlegt, sondern der Propagation, wie sie namentlich das römische Militär beförderte, in jeder Weise Vorschub geleistet. Möglich, dass die Walachen das von ihren Stammvätern ererbten. Die Walachinnen wenigstens haben, wie Sulzer II. 358 aus dem russisch-türkischen Kriege seiner Zeit mittheilt, eine solche Vorliebe für das Militär, „dass damals ein jeder russischer Soldat sowie der Offizier seine Mätresse hatte; und Mädchen, Weiber und Wittwen vom Bauern- und Bürgerstande sowol als vom Adel ihre Männer, Eltern und Kinder verliessen, um diesen Bezwingern der Türken auf ihren Märschen nachzufolgen.“ — Die Russen sollen in ihrem brusquen Vorgehen und in der Manier zu colonisiren viel von den alten Römern haben.

dort durch Zuwanderungen sich auszugleichen vermochte. So ist es gekommen, dass gegenwärtig die Walachen in Siebenbürgen doppelt so stark sind, als Magyaren, Szekler und Sachsen, die einst alleinberechtigten Nationen des Landes, zusammengenommen.

Aehnlich wie in Siebenbürgen bilden die angegebenen Momente der Bevölkerungspolitik auch in Tirol Anlass, darauf bei ethnographischer Beschreibung des Landes einzugehen.

Die deutschen Bauern daselbst halten darauf, dass Niemand unter ihnen sich verheirathe, der nicht seinen eigenen Hof besitzt: blossen Arbeitsleuten, die in ihrem Alter der Gemeinde zur Last fallen würden, gestatten sie das Connubium nicht. Dadurch wird wie das Erstehen eines bäuerlichen Proletariats, so auch die Vermehrung der Population überhaupt hintangehalten [1]). In Kärnten ist ein grosser Procentsatz unehelicher Kinder die Folge solcher Ehehindernisse; in Tirol ist dies nicht der Fall; der Volksgeist hält hier unentwegt wie in Siebenbürgen an dem einmal acceptirten System fest [2]). Was nun in früheren Zeiten sehr gerechtfertigt und demnach zu billigen war, bringt gegenwärtig verschiedene Uebelstände mit sich. In Folge des gesteigerten Verkehrs, wie er namentlich durch den Bau der Eisenbahnen im Lande bedingt wurde, fanden rührige Hände leicht

[1]) Vgl. über diese Abnahme der Bevölkerung in vielen Orten auf dem Lande den „Boten für Tirol und Vorarlberg“ vom 21. Sept. 1876, wo dies blos in einigen Beispielen aus der Nähe von Innsbruck illustrirt wurde, obwol das Gleiche überhaupt constatirt werden könnte. Das Thal Selrain zählte im J. 1843 (nach Staffler's Topographie) 1529 Einwohner, jetzt hat es nur mehr 1316. Absam besass damals eine Bevölkerung von 1385 Seelen, jetzt nur noch 1255; Weerberg damals 1024, jetzt 941; das Duxer Thal damals 1041, jetzt 870 (!); das Thal Schmirn früher ungefähr 600, jetzt 480 Seelen. Das Achenthal wird im J. 1842 mit 1071 Einwohnern aufgeführt, jetzt zählt es nach dem ganz verlässlichen Diöcesan-Schematismus nur mehr 940. Sehr bedeutend ist die Abnahme der Bevölkerung auch in manchen Strichen und Seitenthälern vom Oberinnthal, Wippthal, Pusterthal. Dagegen haben allerdings einzelne Ortschaften, z. B. Hötting und Wilten bei Innsbruck, sowie die Landeshauptstadt selbst, eine bedeutende Zuname erfahren; viele verlassen nemlich ihre ländliche Heimat und ziehen nach Innsbruck und in andere grössere Ortschaften, dort leichter ihr Unterkommen zu finden.

[2]) Ueber ähnliche Präventivmassregeln anderswo, z. B. in früheren Zeiten in Norwegen, wodurch die Bevölkerung daselbst immer auf der gleichen Höhe erhalten wurde, vgl. Roscher a. a. O. § 247.

Beschäftigung; namentlich Burschen, die beim Militär gewesen waren und sich in der Welt umgesehen hatten, fanden als Bahnwächter u. s. w. Unterkunft, Andere als Holzarbeiter u. dgl. mehr. Daraus resultirte Mangel an Arbeitskräften bei den Bauern, die an dem alten Präventivsystem gegen drohende Uebervölkerung festhielten; Erhöhung der Löhne für die „Ehehaften“ war die weitere Folge. Reiche Bauern wurden durch ihre Dienstboten oder weil sie in Ermanglung derselben genöthigt waren, mehr extensive als intensive Wirthschaft zu treiben [1]), arm, arme, aber mit Kindern reichlich gesegnete, wurden reich [2]).

Zugleich erfolgte, da einheimische Knechte und Taglöhner völlig rar geworden waren, die Zuwanderung wälscher Elemente: auch hier haben die Romanen ein anderes System acceptirt, als die Deutschen. Zum Bau der Eisenbahn, zum Betrieb der Bergwerke [3]), als Strassenarbeiter, als Maurer beim Hausbau werden fast überall Italiener beschäftigt, die billig und zu solchen Arbeiten geschickter sind, als die Deutschen: so zunächst in den Durchzugsländern dieser südlichen Wandervogel, in Tirol und der Schweiz, aber bekanntlich auch schon darüber hinaus.

Doch ist es dabei bemerkenswert, dass diese Wälschen sich nicht ansiedeln, sondern abgeschlossen für sich bleiben und mit ihrem Verdienst meist wieder in ihre Heimat zurückwandern. Bauern zu werden haben sie keine Lust: sie haben in ihrer Heimat nicht gelernt, so intensive Landwirthschaft zu treiben, wie die Deutschen, da bereits in Wälschtirol der Bauer meist nicht Eigentümer sondern blos Pächter des Grundstückes ist, das er versieht; als Colone seines Patron's hat er diesem jährlich ein Drittheil des Ernteerträgnisses abzuliefern: das verleidet ihm die Lust, allzu viel zu thun, da doch der volle Gewinn nicht sein ist und er verlässt sich auf die Zufälligkeiten des Wetters und die Gunst

1) Fälle davon wurden mir in Passeyer mitgetheilt.

2) Dies war z. B. buchstäblich der Fall zu Völs in Südtirol am Fusse des Schlern, wo in den letzten zehn Jahren die Bevölkerung wegen des rigoros verweigerten Eheconsenses um 200 Seelen zurückgegangen sein soll. Jetzt werden dort Fassaner und Fassanerinnen in Arbeit genommen, die den reichlichen Lohn exportiren.

3) Z. B. auf dem Schneeberg, zwischen Sterzing und Passeyer, sind der grössere Theil der Knappen Wälsche, da Deutsche in genügender Anzahl nicht aufzutreiben sind.

des Jahres: ist dies gut, so nimmt er viel ein, ist es schlecht, wenig und hat den Trost, das es dem Herrn nicht besser ergangen ist.

So ist eigentlich für den Rückgang des deutschen Elementes in Südtirol weniger zu fürchten, als mitunter wol geschieht. Nur in den sumpfigen Niederungen an der Etsch, die hoffentlich durch die Regulirung des Flussbettes sich bessern werden, drang das italienische Idiom vor, da die Deutschen jenen Uebelstand weniger ertrugen: auf den Höhen zu beiden Seiten der Etsch blieb alles deutsch.

Auch sind die (gothischen?) Stämme der Passeirer, Sarnthaler, Burggrafenämtler so kernhafte Germanen, dass eine Rückwirkung des socialen Uebels, eine Verwälschung der sesshaften und im ganzen wolhabenden Bevölkerung durchwegs ausgeschlossen ist. Der Mangel an Arbeitskräften wird wol durch zeitgemässe Modificirung der bisherigen Bevölkerungspolitik nach und nach wieder sich heben und sollte das „Regno d'Italia“ die Hand nach der Brennergrenze ausstrecken und so zweihunderttausend Deutsche annectiren wollen, so sind diese immerhin noch so bereit, den wälschen Erbfeind niederzuschlagen, wie im Jahre Neun ruhmvollen Andenkens, wo sie den Kern der Volkserhebung bildeten und Andreas Hofer, der Oberkommandant von Tirol, aus ihrer Mitte hervorgieng.

Das Verhältnis zwischen Ladinern und Deutschen hat sich in dieser Hinsicht etwas anders gestaltet, als das zwischen Italienern und Deutschen. In Groeden hat seit dem Ausgange des siebenzehnten Jahrhunderts der Ueberfluss der Bevölkerung, wie das ähnlich auch in einigen deutschen Thälern, wie z. B. im Lechthal, Zillerthal u. s. w. geschehen ist, sich durch Entwicklung einer eigentümlichen Industrie einen Erwerbszweig zu schaffen gewusst; das einsame Thal ward dadurch reich und hat in seinem Hauptorte S. Ulrich (Urtisei) so stattliche Häuser aufzuweisen, wie nicht leicht anderswo im Lande. Die Bündtner gehen bekanntlich als Zuckerbäcker nach aller Herren Länder; man trifft deren in Berlin wie in Florenz, während die Groedner ihre Sachen sogar bis nach America versenden und in allen Hauptstädten Europa's Niederlagen unterhalten.

Die Enneberger haben nichts dergleichen adoptirt, finden aber

gleichwol ihr Auskommen. Zu Hunderten ziehen sie als Knechte und Mägde ins Pusterthal oder ins Eisakthal und lernen dabei deutsch, das sie in Folge dessen alle kennen — denn einmal geht Jeder und Jede — bis auf die alten Weiber und die kleinen Kinder. Ein bescheidenes Völkchen, das nicht viel Wesens aus sich macht. Heirathet z. B. ein solches ennebergisches Mädchen einen deutschen Mann, wie das mitunter vorkommt, — denn hier herrscht, im Gegensatz zu Siebenbürgen, seit jeher Connubium der Raçen vor — so erzieht sie ihre Kinder deutsch und schämt sich wol gar in ihrer Naivität des heimatlichen Idioms [1]: auf diese Art vollzieht sich der Process der Germanisirung.

Vorgänge, die in früheren Jahrhunderten gewiss in ähnlicher Weise sich abgespielt haben. Denn nichts neues gibt's unter dem Monde; um die Vergangenheit zu verstehen, muss man vor allem die Gegenwart studiren, die den lebendigen Commentar bildet zu den ärmlichen Notizen, die die Entwicklung jener früherer Jahrhunderte uns höchstens anzudeuten aber nimmermehr zu schildern im Stande sind.

[1] Ich lernte heuer eine Ennebergerin in solchen Verhältnissen zu Theiss kennen, einem Dorfe im Eisakthal am Eingang ins Villnöss. Ihr Mann, bei dem sie früher Magd gewesen war, hatte sie geheirathet, »weil er sich nicht traute, eine Andere anzureden.« (Ein Seitenstück zu »Hermann und Dorothea«). Sie selbst wollte von ihrer »schiechen« Muttersprache nichts mehr wissen: man kann die Superiorität der deutschen Raçe gegenüber der ladinischen nicht nachdrücklicher anerkennen, als dieses Weib that.

IX. Bihar'sche Excurse.

1. Die Romänen im Bihargebiete.

Bisher sind nur im Bihargebiete an der Grenze von Ungarn und Siebenbürgen Untersuchungen über Land und Leute auch auf die Ortsnamen der Romänen ausgedehnt worden. Wir verdanken dies den Naturforschern, die im J. 1858 und nachher, von dem ungarischen Gouvernement beauftragt und unterstützt, das Bihargebirge und seine Umgebungen bereisten und durchforschten. Die Herren Prof. A. Kerner, d. Z. in Innsbruck, K. Peters, d. Z. in Graz, A. Schmidl, gest. 1863 als Professor in Pest, schrieben darüber werthvolle Publicationen. Vor allem ist zu nennen A. Schmidl's Buch „Das Bihargebirge." Wien 1863.

Es gibt dies Buch zu allerlei Bemerkungen Anlass, die sich gegen Roesler's Wanderungsthese zuzuspitzen scheinen. „Es ist das erste Werk in Osterreich, in welchem bei einer grösseren Anzahl topographischer Namen die richtige romanische Schreibweise mit lateinischen Lettern durchgeführt ist [1])."

Das Bihargebiet hat nemlich eine Nomenclatur, die zum grösseren Theile romanisch, zum kleineren slavisch ist oder anderem Idiom angehört.

[1]) Schmidl a. a. O. S. 406. Der Name Bihar selbst wird von Einigen mit dem slav. hora (Berg) in Verbindung gebracht. Schmidl S. 2. Hier wird zugleich behauptet, dass Bihor gesprochen würde (magyar. Bihar). Prof. Kerner bemerkt mir aber, dass er die Walachen stets Bihár (mit reinem a) sprechen hörte. Deshalb schreiben auch die Geographen Bielz und Söllner Bihár. Dann wäre die Ableitung von hora doch zweifelhaft.

Schmidl äussert sich [1]) über diesen Punkt folgendermassen: „Dass die Romanen Siebenbürgen vor den Magyaren bewohnten, beweist schon der Umstand, dass die meisten Landschaften und Berge nur ròmanische [2]) Namen führen. Auch der eigentümliche romanische Namen für Siebenbürgen, Ardélu, soll nicht etwa eine Umänderung des ungarischen Names Erdély sein [3]). Nicht minder bezeichnend ist der Reichtum individueller topographischer Namen, was interessante Vergleichungen mit den deutschen Alpenländern darbietet. Die topographischen Benennungen der Romanen sind fast durchaus wie in den Alpenländern zwar zunächst Gattungsnamen, Vervu Gipfel, Vertopu Sumpf, Poiéna Ebene, Lazur Rodung, Geräuth, Pescere'a Höhle, Dealu Hügel, Rücken etc. und sie kommen hier wie dort auch ohne individuelle Beinamen vor, sehr häufig aber sind es auch eigentümliche, bestimmte Namen."

Roesler hat dieser Stelle von Schmidl's Buch eine eigene

[1]) Das Bihargebirge, S. 116.

[2]) Romanisch ist bei Schmidl wie bei Czoernig gleich Romänisch; weil damals officiell die Walachen als Romanen bezeichnet wurden. Ueberhaupt darf der Leser durch die wechselnde Bezeichnung Rumunen — die eigentlich von den Walachen gebrauchte — Romanen, deren officielle Uebersetzung; Romänen, wie Roesler will; Rumänen, was die Extreme vereinigt u. s. w. sich nicht beirren lassen. Es ist nun einmal keine Einigung bis jetzt erzielt.

[3]) Söllner, das Grossfürstentum Siebenbürgen (Hermannstadt 1856), I. 151 und nach ihm Andere halten nemlich in der That Ardélu (Ardealu) für das ungarische Erdély. Auch Krones acceptirt diese Ansicht II, 66; er meint, dass demnach „der eingewanderte Rumäne den Landesnamen dem Magyaren, seinem ältern sesshaften Grundherrn, abborgte." Söllner hatte a. a. O. eine andere Schlussfolgerung aus dem Factum gezogen: „Dies ist um so merkwürdiger, da die Walachen Siebenbürgen vor der Ankunft der Ungarn bewohnten. Der Mangel einer selbständig nationalen Bezeichnung ist um so auffallender, da die meisten Berge und viele Landschaften nur die Namen führen, die ihnen die Walachen gegeben haben. Man sieht, dass die Walachen wol Berge und Thäler innehatten, aber nicht Herren des Landes waren." Man muss entschieden den Erklärungsversuch Söllner's jenem von Krones vorziehen. Dass die Romänen keinen Namen für das Land hatten, findet eine Analogie an den Ladinern Tirols, die auch während des Mittelalters „wol Berge und Thäler innehatten, aber nicht Herren des Landes waren." Dies hiess bei den baierischen Herren „im Gebirge", wie nachher Siebenbürgen bei den Ungarn Erdély oder das „Waldland." — Krones thut Unrecht, wie ich glaube, wenn er meine Parallelstellung von Tirol und Transsilvanien gleichsam als verfehlte Speculation ansieht. In seinem Buche wären die einschlägigen Verhältnisse beider Länder viel präciser dargelegt, wenn er dieselbe Methode befolgt haben würde.

Anmerkung in seinen „Romänischen Studien" gewidmet, allerdings nicht in dem Artikel über „die Wohnsitze der Romänen im Mittelalter", wo man eine eingehende Würdigung derselben hätte erwarten können, sondern zu Ende der Abhandlung über „die Anfänge der Ungarn und den anonymen Notar" [1]). Er meint dort: „Der Reichtum individueller topographischer Namen, welche die Romänen Siebenbürgens sollen verbreitet haben [2]), beweist bei näherem Betrachte nichts (gegen die Wanderungshypothese), weil er zu weit grösserem Theil aus slavischen Wortstämmen sich zusammensetzt." Vervu, Vertopu, Poiéna sind slavischen Ursprungs; ebenso magura, iezere, izbucu, izvoru, pestere, prislopu, stina, die häufig vorkommen. Dealu und ebenso Codru erklärt Roesler für alt-bulgarisch [3]). Daneben bleiben dann romanische Appellative genug übrig, wie cîmp, dosu, fîntînă, munte, muntel, piatra, vale, wie Roesler selbst zugibt; und namentlich die vier letzten Namen kommen gewiss hundertmal vor [4]).

Wenn dieser Umstand nun auch von vorn herein nicht gegen die Wanderungshypothese spricht, so wird man ihn auch für dieselbe nicht ins Feld führen können. Es ist höchstens das eine ersichtlich, dass die Gegend am Bihargebirge von Alters her durch Slavo-Romanen d. i. Walachen bewohnt gewesen ist. Dabei ist es immerhin möglich, dass Romanen schon Jahrhunderte vor den Slaven hier sassen [5]); sei es, dass die Landschaft schon zur

[1]) Rom. Stud. S. 230.

[2]) Warum denn „sollen", wenn es thatsächlich so ist?

[3]) Vgl. Rom. Stud. S. 254.

[4]) Man vgl. darüber unten das Verzeichnis romänischer Ortsnamen aus jenen Gegenden. Bemerkenswerth ist übrigens was Schmidl a. a. O. S. 117 constatirt; dass nemlich im Gegensatz zu den Alpenländern, wo man nicht leicht einen Bauer trifft, der nicht mit den Bergnamen vertraut wäre und selbst ziemlich entfernte zu nennen wüsste, im Bihar der Reisende stets mit der Unwissenheit der Führer zu kämpfen hätte; dies selbst bei Hirten, die Jahr aus Jahr ein dieselbe Bergweide besuchen. „Diese Unwissenheit ist jedenfalls ein Produkt des Indifferentismus, der Gleichgiltigkeit gegen den eigenen heimatlichen Boden und insofern ein Ausdruck mangelnden nationalen Selbstgefühles, als dadurch auch das nationale Bewusstsein im Individuum abgeschwächt wurde."

[5]) Da für „Rodung" das slavische Wort Lazur gebraucht wird, wäre jedenfalls auch durch die Slaven neues Land cultivirt worden. Möglicher Weise gehen aber den slavischen Rodungen romanische vorauf, wie in den Alpenländern „runcare" älter ist als „reuten." Prof. Kerner wusste darüber nicht Auskunft zu ertheilen.

Zeit der Römer bevölkert wurde, sei es dass sie nach dem Sturze ihrer Herrschaft durch die in den Bergen sich zusammendrängenden Flüchtlinge sich bevölkerte — wie z. B. in Bergraetien geschehen ist; es wäre aber auch möglich, dass die Bihargegend erst in der späteren Zeit des Mittelalters, seit dem dreizehnten Jahrhundert besiedelt worden ist. In dem letzteren Falle — und in diesem allein — würde die Wanderungshypothese damit in Einklang gebracht werden können.

Krones hat dies in der That eingesehen. Doch als Anhänger Roesler's weiss er sich zu helfen. Er behauptet, erst — was nicht richtig ist — dass die rumänischen Berg- und Gegendnamen im ganzen Umkreise Siebenbürgens und dessen Nachbarschaft an Masse hinter den slavischen und magyarischen weit zurückständen; dann fährt er fort: „und wo die rumänischen Namen dominiren, beweist dies nur, dass Rumänen als die ersten mittelalterlichen Besiedler der Gebirgslandschaft aufzufassen sind“ [1]).

Ueber die Art und Weise, in der das Bihargebirge besiedelt worden ist — gleichviel wann — geben uns die Forschungen der schon genannten Naturhistoriker einige Anhaltspunkte an die Hand. Und zwar hat sich am eingehendsten darüber Prof. Kerner ausgesprochen [2]). „Ueber die höchsten Rücken des Biharia zieht ein Netz von Saumpfaden, welche aus dem Thale der schwarzen Körös in die Thäler des siebenbürgischen Nachbarlandes hinüberführen. Man würde aber sehr fehlen, wenn man hier nach der Analogie mit anderen Gebirgen schliessen, und die höchsten Punkte

[1]) Handbuch der österr. Gesch. II. 63 f. Ueber den eigentlichen Sachverhalt gibt Schmidl a. a. O. Auskunft. „Uebrigens haben sich nur die topographischen Namen des Gebirges rein romanisch erhalten, selbst von diesen nicht alle, die Namen der Ortschaften aber sind bereits seit lange fast ausnahmslos magyarisirt, oder die Dörfer haben vollständig magyarische Namen erhalten, häufig nur Uebersetzungen der ursprünglichen romanischen Benennungen. Die magyarischen Namen sind denn auch seither officiell geworden, indess die romanischen im Munde des Volkes bleiben, welches jene sogar manchmal kaum kennt, wie z. B. Farkas Patak, welches gemeinhin auf romanisch Lupoe heisst.“ (Aehnlich sind in Siebenbürgen ungarische Ortsnamen ins Romänische übersetzt worden. Oesterr. Revue 1866. XII. 230).

[2]) Kerner, das Pflanzenleben der Donauländer S. 108. Vgl. Schmidl, das Bihargebirge S. 139 f. Peters, die Rumänen im Bihargebirge. Oesterr. Revue 1863 V. 304 ff.

dieser Uebergänge für die tiefsten Einsattlungen des Gebirgswalles ansehen wollte. Im Gegentheil kann es als allgemeine Regel gelten, dass die Saumwege die höchsten Rücken aufsuchen und mit diesen sich hebend und senkend, oft im weiten Bogen herumlaufen, statt einen kurzen Uebergang zu wählen. Dass die ersten Ansiedler sich diese Wege über die waldlosen am leichtesten gangbaren Kämme des Gebirges wählten, von wo aus sie den besten Ueberblick über das Gewirre von Bergen und walderfüllten Thälern gewannen und sich am besten zu orientiren vermochten, ist wol natürlich. Gewiss aber würde jedes andere Volk nachträglich einen mit leichter Mühe herzustellenden Weg, der durch die gelichteten Thäler und über die niedersten Einsattlungen des Gebirgswalles setzt, sich ausgemittelt und hergestellt haben. Die hiesigen Romanen aber, die Mühe einer solchen Arbeit scheuend, reiten noch heute auf ihren Saumwegen, die sich in stundenlangen Umwegen auf vielfach gewundenen Bergrücken fortschlängeln, gerade so wie ihre Urahnen und es ist keine Seltenheit, dass ein Weg, welcher zwei Orte mit einander verbindet, von denen der eine diesseits, der andere jenseits des Hauptgebirgsrückens liegt, nicht über die niedrigsten 3000 Fuss hohen Einsattlungen, sondern über die gegen 6000 Fuss ansteigenden höchsten Kuppen und Kämme führt."

So Kerner. Es scheint aber aus den angeführten Thatsachen hervorzugehen, dass die ersten Ansiedlungen am Bihar in einer Zeit erfolgten, da die Leute kein Interesse an guten Wegen fanden. Sie scheinen sich in ihren Bergen sicherer gefühlt zu haben, wenn diese möglichst unzugänglich waren. Ist dies doch noch heutzutage so. Das Bihargebirge steigt an der Westseite, Ungarn zu, ziemlich steil empor, auf der östlichen, der siebenbürgischen Seite ist der Abfall mässiger [1]). Der Kamm des Gebirges lässt sich leicht vertheidigen. Im J. 1848 warfen die Walachen dort Schanzen auf und der kräftige Stamm der „Mozen" — so heissen die Romanen auf der siebenbürgischen Seite des Gebirges — drang sogar herüber und verbreitete Schrecken unter den diesseitigen

[1]) Vgl. Kerner a. a. O. S. 110.

Stammesgenossen, die unter magyarischer Knechtschaft muthlos dahinlebten, und unter den Ungarn, gegen welche die Mozen die grössten Grausamkeiten verübten [1]).

So mögen es aber schon ihre Uhranen gehalten haben. In jenen abgelegenen Gebirgsthälern lebten die Romanen in ziemlicher Freiheit und Wolhabenheit. Es wird kaum zu bezweifeln sein, dass sie diese Thäler zu einer Zeit erfüllten, wo die besseren Gegenden des Landes eben geknechtet waren und ihnen keine Sicherheit boten. Mitunter freilich sind die „schiechsten“ Oerter deshalb sogar früher bewohnt gewesen, als die besseren [2]).

Im dreizehnten Jahrhundert muss das Bihargebiet, nach dem, was Schmidl mittheilt, ziemlich bevölkert gewesen sein. Schmidl schildert nemlich in seinem Buche [3]) das eigentümliche Volksfest, den Mädchenmarkt (Tergul de Datu oder T. de fete) auf dem Bihar, der am griechischen Festtage der heiligen Peter und Paul stattzufinden pflegte. Dieser Mädchenmarkt hiess auch der Biharer-Jocu, nach dem Tanze, der dabei üblich war. „Der Ursprung des Festes soll aus der Mongolenzeit herrühren, deren Horden hier in der Gegend alles verwüsteten. Da schlossen die ungarischen und siebenbürgischen Romanen ein Bündnis; die Rézbányer trieben die Mongolen auf den Bihar hinauf, wo die Siebenbürger sie erwarteten und niedermachten, um das J. 1242 oder 1246.“ Zum Andenken daran sollen jährlich die beiderseitigen Anwohner des Gebirges auf dessem Kamme wieder zusammengekommen sein zu Spiel und Tanz, wobei die Burschen über die Mädchen Brautschau zu halten pflegten. Erst in unserem Jahrhundert hat die Polizei diese Festlichkeit wegen der mancherlei Missbräuche, die mit unterliefen, unterdrückt.

Danach wäre also das Bihargebiet schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts bevölkert gewesen u. z. von Ro-

[1]) Es sind z. B. Pfählungen u. dgl. vorgekommen. Vgl. Peters a. a. O. S. 304 ff. Schmidl a. a. O. S. 112 ff. Herrn Prof. Kerner verdanke ich mündliche Mittheilungen.

[2]) Eine Ansicht, die bekanntlich der americanische Nationalöconom Carey weitläufiger ausgeführt hat. Vgl. oben S. 163. Was das Bihargebirge speciell betrifft, so ist dasselbe so abgelegen von den grossen Heer- und Völkerstrassen, die der Donau entlang und in Siebenbürgen durch die südwestlichen Pässe führen, dass es als Zufluchtsort in gefahrvoller Zeit stets verwendet worden sein wird.

[3]) A. a. O. S. 145.

manen. Wären sie erst in jenem Säculum eingewandert, so würden sie im „menschenleeren“ Lande wol bessere Wohnsitze gefunden haben, als die rauhen Biharberge.

Dass dies Gebiet aber von Anfang an ein Zufluchtsört und fester Stützpunkt der romanischen Bevölkerung gegen die Ungarn gewesen sein muss, dass es zwischen beiden Volksstämmen dort sogleich zu Reibungen kam und diese noch lange fortwährten scheint mir aus der Darstellung des sog. anonymen Notar's K. Bela's über die Anfänge der Magyaren in Ungarn hervorzugehen.

Ich bitte, nicht darüber stützig zu werden, dass ich den verrufenen Notar hier anführe, der über die Anfänge der Ungarn so spät und nicht nach den Quellen, noch nach der unverfälschten Sage schrieb und deshalb historisch für die Geschichte des neunten Jahrhunderts nicht im Betracht kommt. Wenn aber der Notarius auch nicht jene früheren Zeiten richtig dargestellt hat, so ist er nichts desto weniger für die Anschauungen der Zeit, in der er schrieb, eine Quelle und insofern zu beachten.

Nach der Ansicht eines der besten Kenner der älteren Geschichte Oesterreich-Ungarns — ich meine M. Büdinger — ist die Arbeit des Notars „eine Schrift von bestimmter politischer Absicht aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts“ [1]). Diese „bestimmte politische Absicht“ wird nach Dümmler's Ausspruch bedingt durch den „lächerlichen Nationalstolz des Autors“, in Folge dessen er die Geschichte fälschte und verdrehte. [2])

In diesem Sinne schrieb der „Notar“ über die Niederlassung der Magyaren in ihren gegenwärtigen Gebieten; wie dabei die Slaven und Romänen unterjocht wurden.

Wozu er dabei die Romänen auch genannt hätte, wenn diese zu seiner Zeit als Einwanderer des 13. Jahrhunderts gegolten

[1]) Büdinger, Oesterr. Gesch. I, 212. A. 1. vgl. S. 215. A. 2. S. 416 A. 1.

[2]) Dümmler, Gesch. des ostfränkischen Reiches II. 451. A. 51. Roesler hat in der Abhandlung über „die Anfänge der Ungarn und den anonymen Notar“ (seine Erstlingsarbeit „zur Kritik älterer ungarischer Geschichte“, Troppauer Gymnasialprogramm von 1860, überarbeitet und den Rom. Studien S. 147—231 einverleibt) die kritischen Resultate von Schlözer, Büdinger, Dümmler durch den Erweis mancher Uebertragungen aus späterer Zeit vervollständigt, aber über Umstände und Zweck des Entstehens, was viel wichtiger zu wissen wäre, keine genügende Aufklärung gewonnen. Vgl. Dümmler in der Rec. der Rom. Studien. Hist. Zeitschrift. Bd, XXVII. (1872) S. 475—479. Im Uebrigen Krones, Handbuch der österr. Gesch. II. 54—57.

hätten — und Traditionen aus früheren Zeiten lebten ja unter den Magyaren fort und wurden gerade damals von dem Chronisten Kéza, dem Zeitgenossen K. Ladislaus IV. (gest. 1290), aufgezeichnet — ist nicht abzusehen. Der magyarische Nationalstolz hätte sich so gut damit begnügt, die Herrschaft über die späteren Einwanderer mit dieser Verspätung zu motiviren [1]), wenn etwas daran gewesen wäre, wie es neuerdings die sächsischen Schriftsteller in Siebenbürgen thun. Aber nichts davon. Die Magyaren des dreizehnten Jahrhunderts pragmatisirten anders, zu einer Zeit, wo sie nicht auf Worte ihre Herrschaft stützten und nichts zu verhehlen hatten. Der „Notar" schrieb in der Tendenz, die Magyaren zu erheben, und darin fälschte er die Tradition; den Romänen gegenüber hatte er keine Absicht, er wird hierin der wahren Ueberlieferung, wie sie zu seiner Zeit gäng und gäbe gewesen ist, Ausdruck gegeben haben [2]).

Nach diesem Anonymus stand bei Ankunft der Magyaren in Ungarn die Gegend von Bihar unter dem Chazarenherzog Menumorout, und Siebenbürgen, wo die „feigsten aller Menschen", Slaven oder Wlachen hausten, unter dem Fürsten Gelou [3]).

Ich lege auf die weiteren Ausführungen des Notars kein Gewicht. Alles Detail ist dabei Fabel und verdient nicht mehr Glauben als jeder andere historische Roman. Aber es geht im Allgemeinen doch hervor, dass schon im dreizehnten Jahrhundert Niemand daran dachte, die norddanubischen Walachen für spätere Eindringlinge zu halten und dass das Bihargebiet damals

[1]) Theilweise Ab- und Zuwanderungen sind auch im Bihargebiete vorgekomen und werden von Niemandem geläugnet. Vgl. oben S. 248 und 249.

[2]) Denn man wird doch nicht annehmen wollen, dass ein Fälscher so dumm war, mehr zu fälschen, als zu seinem Zwecke unumgänglich nöthig war? Die Grundsätze, nach denen Urkundenfälschungen im M. A. zu kritisiren sind, hat eben J. Ficker in seinen „Beiträgen zur Urkundenlehre" Innsbruck 1877 entwickelt. Fälschungen von anderen histor. Denkmalen sind nach mannigfach analogen Gesichtspunkten zu beurteilen. Der „Notar" über die Romänen z. B. nach denen bei Benützung echter Vorlagen (hier die Ueberlieferung) für „Fälschungen angeblich gleicher Entstehung." Ficker § 10.

[3]) Dux vero Arpad legatos misit in castrum Byhor ad ducem Menumorout. Anonymus ed. Endlicher c. 19. ferner c. 20, 51, 53. Vgl. Schmidl S. 2. Krones II. 55.

schon seit Menschengedenken für bewohnt galt. In gewissen Dingen sind bekanntlich auch historische Romane glaubwürdig [1]).

Wir haben früher das Leben und Treiben der Romanen in den raetischen Bergen zu schildern, über die Population und die Entwicklung der Alpendörfer an der Hand der Ortsnamen Aufschluss zu erlangen gesucht. Für die Ostromanen sind diese Forschungen, wie bereits bemerkt, erst in den Anfängen begriffen. Dennoch bieten die Verhältnisse von hier zu dort so viele und so bemerkenswerte Analogien, dass es wol erlaubt sein mag, hierauf etwas näher einzugehen, gestützt auch hier auf die Publicationen von Schmidl und Peters, vor allem aber den freundlichen Rath von Prof. Kerner.

Ein Gebirge, dessen Kammhöhe mehr als 4700 Fuss, dessen Gipfelhöhe 5840 Fuss beträgt, wie der Biharia [2]) in seinem südlichen Abschnitt und dessen nördlicher Theil als ein grosser beinahe ebenflächiger Felsstock bis zur Seehöhe von mehr als 5000 Fuss emporsteigt, ein Gebirge von dieser geographischen Breite und diesen Vegetationsverhältnissen, bedingt in seinem Bereiche eine der „Almwirthschaft“ ähnliche Entwicklungsform der Viehzucht [3]).

In der That gibt es am Biharia eine Almwirthschaft, wenn auch nicht ganz in der Weise, welche die Viehwirthschaft in unseren Alpen zu einem wirthschaftlich eben so wichtigen, wie in landschaftlicher Beziehung reizvollen Objekt macht. Die zwei wesentlichsten Momente derselben, die Hochgebirgsweide und die

[1]) Czoernig II. 79 ff. und Bidermann sind in ihrer Ausnutzung des Notars für ethnographische Zwecke zu weit gegangen, indem sie ihn wie ein den Ereignissen gleichzeitiges Actenstück ansahen; die Neueren, indem sie ihn gar nicht benutzten. Vgl. Krones II, 63. Es sind aber die Fälschungen wichtige Quellen für die Geschichte des Mittelalters: z. B. die gefälschten österr. Privilegien für die Bestrebungen H. Rudolphs IV; die Lorcher Falsificate für die Tendenzen der Passauer Bischöfe u. s. w., ebenso der Anonymus für gewisse ungarische Aspirationen im 13. Jahrhunderts — wie man sieht, trotz aller Verlogenheit eine Quelle für die Ethnographie jener Zeit und ein Prüfstein neuerer Theorien.

[2]) Biharia ist der walachische Name für magyarisch Bihár und wird von Kerner und Peters gebraucht, während Schmidl Bihar schreibt. Um den Leser auf die Unsicherheit in diesen Dingen aufmerksam zu erhalten, führe ich keine Schreibung consequent durch.

[3]) Vgl. über das folgende Schmidl S. 163—167. Peters 309 ff.

Käserei, hat er mit ihr gemein. Dieser Character des Gebirges konnte auf das Wesen seiner Bewohner nicht ohne Einfluss bleiben. Die Almen und Bergweiden erheben den ungarischen Berg-Rumänen über den Wald, d. h. über seine sonstige, auf Waldverwüstung begründete Gewerbthätigkeit nnd machen ihn zum Viehzüchter. Der Bursche verlebt einige Sommer im Hochgebirge und wenn er auch die guten Eigenschaften des deutschen Aelplers bisher nicht völlig aus sich entwickelte, so hat die Bevölkerung in Folge der harten aber lohnenden und erheiternden Arbeit an Ernst, poetischem Sinn und an Energie wesentlich gewonnen. Sie unterscheidet sich in allen diesen Dingen sehr zu ihrem Vortheil von den Bewohnern des ferneren Hügellandes, die weder an den Almen noch an der Pusztenweide Antheil haben.

Die Almhütten führen den Namen Stâna oder Sténa (spr. Stina mit eigentümlich tiefem i, fast wie ia). Doch ist sehr bemerkenswerth, dass man manchmal auch Casa hört, ähnlich wie in den Alpen, wo ja das Wort „Kaser“ nichts anderes ist, als das dem Deutschen mundgerechte Casa [1]).

Die Alphütte des Rumänen ist der Wohnung des deutschen und slavischen Aelplers viel ähnlicher, wie sein Haus den steiermärkischen und oberkrainer Bauernhäusern; und ebenso darf man die walachischen Käser und Hirtenjungen mit unseren Sennen recht wol vergleichen, trotz dem gewaltigen Unterschiede zwischen dem rumänischen Volke im Ganzen und den Stämmen unserer Alpenländer.

Steigen wir durch den Fichtenwald des Biharkammes hinan bis zu den schmalen Simsen über der Waldgrenze, die in der Regel durch treffliche Quellen ausgezeichnet sind, oder kommen wir nach Uebersteigung eines kleinen Kalksteingrats aus dem Nadelurwald in einen der gerodeten von frischen Bächlein durchströmten Kessel des Petrosser Hochgebirgs, so gewahren wir mitten im üppigsten Grün ein oder zwei mit Baumrinde gedeckte Blokhäuschen. Sie sind an der vom Winde geschützten Seite angelegt und entbehren deshalb auch der in den Alpen gebräuch-

[1]) „Stâna di Piétra anf dem Batrinaplateau hörte ich auch Casa di Piétra nennen. Auf einer alten Revierkarte fand ich diesen Punkt gleichfalls als Casa di Piétra verzeichnet.“ Kerner.

lichen Steinbeschwerung ihres nur allzuleichten Daches. Um sie herum finden wir ganz dieselbe Flora, bemerkt Kerner [1]), „dieselben saftig grünen Gebüsche des Alpenampfers, dieselbe Art Gänsefuss, die gleichen Senezionen und dunkeln Eisenhutgebüsche", wie wir sie aus der nächsten Umgebung unserer Almhütten kennen. Der Käser im russgrauen Leinenhemd und seiner von der Gatya durch viel geringere Weite abweichenden noch dunkleren Hose sieht beinahe so aus wie ein Pinzgauer Senn; sein Gruss, seine Bereitwilligkeit, uns mit Milch und Brinza (frischem Schafkäse) zu versorgen, erinnert an die Gastlichkeit der Almhütten. Der Bube draussen am Gehänge, der durch einen langgezogenen, im Tonfall dem Jauchzen nicht ganz unähnlichen Ruf die ihm anvertrauten Ochsen zusammenhält, ist eine eigentümliches Mittelgeschöpf zwischen dem bekannten Alpenjungen und dem „Hirtenknaben aus der Romagna", für den manche deutsche Maler eine so warme Vorliebe haben [2]).

Selbst eine Art „Schnaderhüpfeln" kommen vor, Stegreifverse meist erotischen Inhalts, zugleich satyrische Anspielungen auf die Anwesenden enthaltend, die Decantece genannt und zum Tanze gesungen werden. Wenn auch im allgemeinen der mehr indolente Volkscharakter das fröhliche Almleben, wie es in unseren Alpengegenden sich entwickelt hat, nicht hat aufkommen lassen; so zeigen doch wieder die Volksfeste, die am Biharsattel und an der Gaina abgehalten werden und den Gebräuchen in unseren Alpen ähnlich sind, von der Liebe des Rumänen zu seinem Gebirge und bringen hier wie dort Abwechselung ins eintönige Leben des Volkes.

„Mit einem Worte, die Natur und die Menschen gemahnen uns im Bihargebirge lebhaft an die eigentümliche Culturform, die sich seit mehr als einem Jahrtausend in unserem mitteleuropäischen Hochgebirge entwickelt hat" [2]).

[1]) Pflanzenleben der Donauländer S. 136.

[2]) Peters a. a. O. S. 310. Aehnlich, wie die Romänen im Bihar, leben, wie es scheint, die Jurucken (Macedowlachen) im Rhodopegebirge, dessen Plateau mit weiten Weideflächen bedeckt ist. Zahllose Heerden von Hornvieh, Schafen, Pferden werden hier im Sommer von den Walachen aufgetrieben, während sie im Winter die Küsten des ägeischen

So das Leben auf den Almen der Rumänen. Steigen wir hernieder in die hinteren Thäler des Aranyos, wo es nach Prof. Kerner ähnlich aussieht wie in unserem Dux, so finden wir, dass hier, wie in den Alpen [1]), die einzelnen Gehöfte nach den alten Besitzern ihre „Hausnamen“ schöpften: so z. B. Sed da Nicolai, Matie Todor, Niog Görge, Pitrose Petru, Perca Basili u. s. w. [2]).

In den Längenthälern des Aranyos, auch am Szamös haben sich, wie in den Alpen, auf der Alluvialsohle und bis hoch hinauf an den sanften Gehängen, und bis in die innersten Thalwinkel auf Meilenweite zerstreute Gehöfte gebildet. Während die Rumänen auf der ungarischen Seite des Gebirges ärmliche, mit Stroh gedeckte Hütten bewohnen, haben die „Mozen“ Siebenbürgens stattliche, häufig stockhohe Häuser, massiv aus Holz, auf einem steinernen, weiss getünchten Unterbau. An der Langseite des Hauses zieht sich eine hölzerne Gallerie am Stockwerke hin, zu der eine Stiege hinaufführt, wie in den Alpen. Alles Holzwerk — ausser an ganz neuen Häusern — hat die dunkelbraune Farbe, welche den Holzbau so malerisch macht.

Was aber die siebenbürgischen Häuser besonders charakterisirt, das ist der Baustyl derselben. Die Häuser der Mozen tragen im buchstäblichen Sinn einen Baustyl zur Schau und zwar haben diese siebenbürgischen Romanen wirklich den r o m a n i s c h e n Rundbogenstyl aus uralter Ueberlieferung erhalten!? Hausthüre und Fenster, selbst das Geländer der Gallerie am Oberstock, ist im Rundbogen ausgezimmert, ja selbst die kleineren Holzverzierungen bis zu den niederen Gittern vor den Thüren sind im Rundbogen geschnitten. Es ist kaum zu sagen,

Meeres aufsuchen. »Mit Weib, Kind und allem Vieh ziehen sie im Juni hinauf auf die Berge, wo sie gemeinschaftlich in förmlichen Dörfern von Rindenhütten wohnen.« W. v. Berg, Thrac. Reisescizzen IX. »Wiener Abendpost« B. vom 26. Mai 1876.

[1]) Bei den Ladinern wie bei den Deutschen sind in dieser, wie in anderer Beziehung die Verhältnisse völlig analog. Zu S. Leonhardt in Abtei sah ich die Aufschreibungen der Wirtin durch, die Schuldigkeiten der Zecher enthaltend. Da stand verzeichnet »Osop de Mene dala vila« d. i. Joseph (der Sohn) des Dominicus von (dem Dorfe) Stern« »zeirt« so und so viel. Ferner »Sepl de tita de tone«, d. i. »Josephus (filius) Johannis (filius) Antonii.« In Deutschtirol wird die Filiation ganz ähnlich angegeben; z. B. Gorl-Luisens-Christl, d. i. Christoph, der Sohn des Alois, des Sohnes Gregors.

[2]) Nach Prof. Kerner.

wie anmuthig überraschend auf den Wanderer, der vom Hochgebirge herab kommt, der Anblick dieser Häuser wirkt, deren pittoresker Charakter noch dadurch erhöht wird, dass in den weitgedehnten Alpendörfern Haus für Haus, mehr weniger isolirt, mit seinen Nebengebäuden ein malerisches Objekt für sich bildet."

So Schmidl[1]). Sehen wir uns weiter in der Gegend um. Da sehen wir einen Berg, Cornu, das Horn oder „Hörndl" genannt, wie bei uns das „Kitzbüchler Horn." Die Gipfel anderer Berge heissen „Vervul" (slav. vrъch); sie sind nicht selten nach Pflanzen benannt, z. B. Vervul Fericea nach dem Farne, Vervul ceresilor nach der Kirsche, Vervul coronului nach der Eiche. Was wir in den deutschen Alpen Bühel, Anhöhe, Rücken nennen würden, heisst hier Dealul und ist gleichfalls oft nach Pflanzen, aber auch nach Thieren beigenannt; also: Dealul ursului (Bärenbühel), Dealul boului (Ochsenbühel), Dealul vultiucluiului (Geierklauenbühel). Für felsige Abstürze oder Gipfel gilt der Ausdruck: Piétra, der sehr oft vorkommt. Z. B. Piétra lunga, Piétra alba, Piétra greitori (Echo-Felsen), Piétra Talhariului, Piétra tritestilor u. s. w. Manche Berge haben einfache Namen, z. B. Cucurbeta, Ruginosa; besonders interessant sind die Bergnamen Tataroéa und Vulcan. „Sie weisen entschieden auf die Continuität der Bevölkerung hin, d. h. sie sprechen dafür, dass die Gebirgswalachen die zurückgebliebenen romanisirten Daker sind. Im Mittelalter eingewanderte Walachen würden die Berge nicht mehr so benannt haben." Für Felsenenge, Klamm gebrauchen die Rumänen das Wort Stragia; für Almboden, kleines Plateau, Plan aber Plaiul; z. B. Plaiul cucurbetèi. Einen Erdabriss ähnlich wie der reisende Ranggen bei Innsbruck nennen sie Ripa. Der Verbindungsknoten mehrerer Bergzüge östlich von Pétrosa heisst Carligata; ein Felsenthor im Aranyosthal Porta Juaneti.

Ein quellenreiches Kar, Grube, („Grund" im Zillerthal) wird als „Fundul" bezeichnet, z. B. Fundul isvorului. Für Thal gebraucht man das Wort Valea; z. B. Valea Alunu, Valea négra, Valea Gorlata, Valea Gropili, Valea Cepei, Valea Odincutia, Valea carului; die genannten sind durchwegs Hochgebirgsthäler: ferner Valea séca, Valea pétrilor u. s. w.

[1]) S. 123 ff. seines Buches.

Eine Quelle heisst Fontana rece (fons recens). Bächenamen sind: Rîul micu (kleiner Bach, rivulus), Rîul mare (grosser Bach), Rîul alb (weisser Bach) u. s. w. Ein kleiner Wasserfall bei Vidra heisst Pisioria, d. i. „Pissoir.“

Ortsnamen sind nicht selten nach Gehölzen gebildet, so Carpinetu nach Carpinus, Hainbuche. Auch Ortsnamen wie Campu, Campeni, in welchen Campus anklingt, sind nicht selten. Ferner spielt der Bär in den Namen häufig eine Rolle: Ursadu u. dgl., ebenso der Fuchs in Vulpitor u. s. w. Der dacische Drache „Dracu“ aber lebt noch fort in den Sagen der Biharrumänen [1]).

Magyarische Berg- und Thalnamen fehlen im Hochgebirge. Rézbánya (d. i. Kupferbergwerk) und Vaskóh (d. i. Eisenhammer) im Thale der schwarzen Körös sind wegen ihrer Montanwerke eben von Fremden besiedelt und officiell magyarisch benannt. Was sonst an magyarischen Ortsnamen auf den Karten oder auf den Tafeln am Eingang der Dörfer steht, hat bei der rumänischen Bevölkerung keinen Eingang gefunden.

Deutsche Worte wurden im Bihargebirge nur wenige von den Rumänen aufgenommen: „Grumpini“, wie die Kartoffel oder der Erdäpfel bei ihnen heisst, ist offenbar die „Grundbirne“ der Siebenbürger Sachsen, dem walachischem Idiom mundgerecht gemacht. — Der Ausdruck „Mussein“ wird angewendet, wenn eine Leistung im höheren Auftrag vollzogen werden muss. „Wenn wir Vorspannpferde wöllten und die Bauern weigerten sich, sie zu liefern, so donnerte der Vorsteher ein „Mussein“ unter die obstinaten Leute, was sicher und rasch wirkte.“

Neben den oben verzeichneten romanischen Flur- und Ortsnamen finden sich zahlreiche slavische Namen, sowol auf der ungarischen als auf der siebenbürgischen Seite des Bihargebirges

[1]) „Dracu“ ist übrigens jetzt gleichbedeutend mit „Teufel“, aber nicht mit dem biblischen, der vielmehr Diavolu und Dimonu (Daemon) genannt wird. Der „Dracu“ hat mächtigen Einfluss auf Menschen und Thiere und was die Hauptsache, er ist weder an Zeit noch an Ort gebunden. Die zweite nächst niedere Rangstufe gehört dem Balaur, der als eine ungeheure Schlange mit sieben Köpfen dargestellt wird. Die dritte Klasse sind die Smei, zwar durch ungeheure Körperkraft ausgezeichnet, sonst aber ein harmloses fröhliches Völkchen, von dessen Festlichkeiten und Vergnügungen in unterirdischen, mit unerhörter Zauberpracht ausgestatteten Palästen manches erzählt wird. Auch nach den Smei sind Oertlichkeiten benannt. Schmidl, S. 148 f.

und zwar nicht gruppenweise, sondern durch das ganze Gebiet zerstreut z. B. Valea Netitze, Tamitza, Dregitza, Dobrasca, Dobrina, Sortize, Slatina u. s. w.

Hieher ist ferner zu rechnen Isbucu und Isvor [1]), womit sumpfige nasse kalte Gründe bezeichnet werden; desgleichen wol auch Ponora, eine Mulde, Girda ein Bachrinnsall; Magura, ein Grenzberg oder Scheiderücken, Boiéna, die Ebene, Vertopu der Sumpf. Viele Flurnamen mögen gleichfalls slavisch sein; von einigen äusserte der verstorbene Schulrath K. Halder, ein Kenner dieser Dinge und zugleich des slavischen Idioms mächtig, zu Prof. Kerner, er halte sie weder für romanisch noch slavisch [2]).

Diese ganze Ausführung über die Orts- und Flurnamen des Bihargebietes beruht auf den Mittheilungen von Herrn Prof. Kerner. Aus dem Umstande, dass die slavischen Namen sich „im ganzen Gebiete gleichmässig zwischen den romanischen zerstreut" finden, ist der geehrte Gewährsmann zur subjectiven Ansicht gelangt, „dass die nicht zu verkennenden slavischen Anklänge, welche viele Flurnamen auch im Hochgebirge haben, nicht erst nach der Romanisirung aufgekommen sein werden." Denn genannten Umstand müsste man in diesem Falle dahin erklären, dass die Slaven welche sich zwischen den zurückgebliebenen romanisirten Dakern ansiedelten, über alle Thäler und Thälchen sich ausbreiteten und gleichmässig durch das ganze Gebiet vertheilten. Das sei an und für sich sehr unwahrscheinlich. „Ich kann mir zudem nicht denken, dass in den Aranyosthälern, wo nur zerstreute Höfe zu finden sind und daher der Verkehr nur ein sehr beschränkter ist, der Einfluss der später gekommenen Slaven (die sich ja doch auch wieder in Einzelhöfen ansiedeln mussten) auf die schon vorhandenen Romanen so intensiv gewesen sein sollte, dass von den Romanen die von den Slaven gegebenen neuen Namen für Berge und Thäler angenommen wurden. Mir ist es viel wahrscheinlicher, dass die von den Römern bezwungenen Daker Slaven waren. Der Einfluss der Römer mochte gewaltig genug gewesen sein, diese Slaven zu romanisiren.

Zur Zeit der Bezwingung der Daker durch die Römer war

[1]) Vgl. Roesler Rom. Stud. 230. A. 1.

[2]) Vgl. Roesler a. a. O. und oben S. 285.

das Bihargebiet wahrscheinlich nur spärlich oder gar nicht bewohnt [1]). Durch den Bergbau (im Aranyosthale) nistete sich allmählig mehr und mehr Volk dort ein. Dass die Leute, welche mit dem Bergbau zu thun hatten, der Mehrzahl nach lateinisch sprachen oder es doch erlernten, steht ausser Zweifel. Ich denke hiebei insbesonders auch an die Bauern, welche sich damals in der Umgebung der Bergbau treibenden Orte ansiedelten und die Bergleute mit Lebensmitteln versorgten. Das besiedelte Land, Thäler, Orte, Berge wurden theils mit lateinischen, theils mit dakischen (beziehungsweise slavischen) Namen belegt und diese Namen haben sich auch bei dem im Gebirge (nach dem Abzug der Römer) zurückgebliebenen Volke erhalten, — erhalten bis auf den heutigen Tag."

Absichtlich habe ich die ganze Stelle, wie sie mir Prof. Kerner niederschrieb, hier wörtlich wiedergegeben. Die hierin ausgesprochene Ansicht ist nemlich dieselbe, welche neuestens von den slavischen Gelehrten Marin Drinov und K. Jos. Jireček ausgesprochen worden ist; nur dass natürlich unter „Dakern" nicht der herrschende Stamm im dacischen Reiche gemeint ist, der unzweifelhaft thrakischer Nationalität war, sondern die den Dakern unterworfenen Völker, die in ihrer Unterwürfigkeit damals ebenso

[1]) Aus dem gegenwärtigen Bestande der Wälder und Culturen, deren Abnützung gewissen Gesetzen unterliegt, ferner aus der Bebauung mit gewissen Pflanzen, glaubt Prof. Kerner den Schluss ziehen zu dürfen, dass das Bihargebirge jedenfalls über tausend Jahre bewohnt sei. Peters hat eine ähnliche Ansicht geäussert. Vgl. Kerner „die Vegetationsverhältnisse des mittleren und östlichen Ungarns und des angrenzenden Siebenbürgens." Innsbruck, 1875. S. 77 z. B. ist constatirt dass Linum usitatissimum, das im mittelungarischen Berglande und im Tieflande nur selten ist, dagegen häufig im Bihargebirge gebaut wird. „Die höchst gelegenen Leinfelder im Gebiete des Aranyos bei den Mozenhöfen nächst der Eishöhle bei Scariscóso und bei den obersten Häusern von Vidra gegen den Dealul boului. 950—1200 Meter." Bis aber die Cultur so intensiv wurde, erforderte es lange Zeit. Ebenso liegt die höchstgelegene beobachtete Culturstätte von Cucurbita Pepo in dem von Kerner behandelten Gebiete bei den obersten Mozengehöften unter dem Dealul boului: 1188 Meter. A. a. O. S. 168. Prunus domestica L. findet sich gepflanzt in den Gärten des Bihargebietes, wo Kerner die höchstgelegenen Culturstätten der Zwetschkenbäume, die Mozenhöfe ober Vidra, 1188 Meter und jene nächst der Eishöhle von Scasióra, 1185 Meter notirte, während im waldlosen Steppengebiete der Tiefebene Prunus domestica nicht gedeihen will und schon an der Grenze des Waldgebietes die Bäume ein kümmerndes Aussehen zeigen. Ebenda S. 137.

wenig in der officiellen Benennung des Reiches eine Rolle spielten, wie jetzt die Walachen in derjenigen von Oesterreich-Ungarn oder in dem langen Dunkel des Mittelalters.

Ich habe oben die Begründung dieser Ansicht durch Drinov, soweit sie auf einige Ortsnamen sich stützte, zu widerlegen gesucht.

Auch gegen Prof. Kerner's Ansicht möchte ich mir einiges zu bemerken erlauben. Es ist freilich eigentümlich, dass slavische und romanische Nomenclatur so durcheinander gewürfelt ist. Aber dasselbe ist eben überhaupt mit der Sprache der Romänen der Fall, nicht nur im alten Dakien, sondern auch auf der Balcanhalbinsel bis hinab nach Thrakien. Und hier dürften doch — wie auch Jireček zugesteht — vor dem Ausgang des fünften Jahrhunderts keine Slaven gesessen haben.

Eine Durchsprenkelung der Namen fand und findet wol in allen Ländern statt, wo auf den Grundlagen einer älteren Culturepoche eine neue sich erhebt: die älteren Elemente sterben ab und indem sie von jüngeren ersetzt werden, die mit jenen wenig Commerz pflegen, bildet sich die neue Nomenclatur; wo ein solcher Commerz länger anwährte und demnach ein Uebergang statthatte bleiben wol in der Regel, aber nicht immer die alten Namen. Dafür gibt es Beispiele genug in Hellas, in Tirol, in den deutsch-slavischen Colonialländern und sogar in America [1]. So mag es

[1]) Aus der „Kölner Zeitung“, wenn ich nicht irre, habe ich vor Kurzem eine Notiz entnommen, die hier ihren Platz finden mag: „Wie die Indianer Nordamerica's bald selbst zu den Geschöpfen gehören werden, die der Vergangenheit angehören, so sind auch die meisten der Namen verloren gegangen, mit denen sie die Hauptpunkte ihrer Heimat bezeichneten; nur in Californien hat man solche Bezeichnungen möglichst gewissenschaft bewahrt, wo nicht durch die spanische Colonisation dieselben den Heiligen des Kalenders weichen mussten. — Im Innern des Landes waren es zum Theil französische Canadier, welche dort die ersten Entdeckungsreisen unternahmen, entweder die Urbezeichnung französirten, oder, wie die mormonischen Colonisten, nach Namen des alten und neuen Testaments griffen, so dass im Ganzen wenige von den ursprünglichen Indianernamen auf die neuen Ansiedlungen übergiengen.“ In Californien wurden in neuerer Zeit den Niederlassungen die Namen der ersten Ansiedler oder von Naturereignissen gegeben, wo nicht spanische Bezeichnungen schon vorhanden waren. Namen von Staatsmännern und Städten Europa's wurden ebenfalls angewandt. — Daraus entstand im Westen von den Vereinigten Staaten eine sehr gesprenkelte Nomenclatur der dortigen Gegenden.

immerhin auch in Dakien gewesen sein, als hier Romanen und Slaven jene merkwürdige Mischung eingiengen, der die Romänen ihre Entstehung verdanken [1]).

2. Romänische Ortsnamen in magyarischer Förm.

Die Magyaren sind ein stolzes Volk, das inmitten ihm stammfremder Nationen sitzend, diese zu beherrschen und ihnen das Gepräge ihrer Nationalität aufzudrücken unternahm und unternimmt. Nicht ohne, dass dabei selbst die Wissenschaft leiden muss. Z. B. bei Volkszählungen sucht man die Zahl der Magyaren grösser hinzustellen, als sie wirklich ist u. dgl. m. Auf den Landkarten aber sollen alle Namen magyarisch wenigstens scheinen, wenn sie es auch nicht sind: so erhält die romänische Nomenclatur einen derartigen officiel ungarischen Anstrich, dass unter dieser Hülle nicht leicht Jemand den wahren Kern ausfindig zu machen vermöchte [2]).

Prof. A. Kerner und seine Freunde richteten bei ihren naturwissenschaftlichen Streifzügen ihr Augenwerk auch auf diesen Punkt. Dadurch sollte für die Publicationen eine richtige Namenschreibung erzielt werden.

[1]) Wenn man Mischung von Römern mit früher angesessenen Slaven annehmen würde, käme man schliesslich auf die gleiche Erklärung desselben Resultats hinaus: Durchsprenkelung slavischer Nomenclatur mit romanischer, nur dass diese überwog.

[2]) Schmidl macht hierüber S. 405 folgende Bemerkungen: „Bei diesen Gelegenheiten konnte ich mich nur zu oft überzeugen, wie ohne genaue Kenntnis der Landessprachen die fehlerhafteste Schreibart der vulgären Namen entstehen muss. Man sieht es den Ortsnamen auf den Landkarten recht gut an, ob es ein Deutscher, ein Magyare oder ein Slave gewesen, der die Namen nach dem Gehör auffasste uud niederschrieb, wie er sie geschrieben hätte, wären es Namen seiner Sprache — und sie daher fast immer falsch schrieb. Viele Unrichtigkeiten selbst der amtlichen Publicationen sind auf diese Art zu erklären. Im Bihargebiet ist die weitaus überwiegende Mehrzahl der Benennungen romanischen Ursprungs, aber alle romanischen topographischen Namen werden von altersher auf magyarische Art geschrieben, wie der Magyare sie eben nach seiner Aussprache geschrieben hat. Das sind übrigens Uebelstände, die unter ähnlichen Umständen sich überall finden; man darf nur auf die orientalischen Ortsnamen verweisen, wie verschieden diese von Franzosen und Engländern geschrieben werden.“

Schmidl hat in seinem Werke die so hergestellte Nomenclatur wirklich angewandt [1]). Doch wird mir bemerkt, dass er dabei um den magyarischen Chauvinismus nicht herauszufordern und in Pest unmöglich zu werden, sich mancherlei Reserve habe auferlegen müssen.

Es ist diese Kenntnisnahme der modernen Verhältnisse nicht unwichtig für die Beurteilung der mittelalterlichen Zustände. Roesler argumentirte nemlich in den Rom. Stud. S. 130 f. also: „Die (siebenbürgischen) Urkunden des zwölften Jahrhunderts sind voll Ortsnamen, Namen von Bergen, Thälern, Bächen, Fluren und Gehöften. Wenn die Romänen als mehrhundertjährige Einwohner das Land bebaut haben, so müssen diese Benennungen doch hier und da die romänische Sprache erkennen lassen. Allein die Namen sind nicht romänisch, sie zeigen weder romänische Stämme noch Formen." Also sassen zur Zeit der ungarisch-deutschen Colonisation hier keine Romänen! „Man kann nur die Möglichkeit zugestehen, dass es vor Beginn der westlichen Einwanderung von Ungarn her wenigstens nur romänische Hirten gegeben habe."

Ich habe dagegen schon in der Schrift über die „Anfänge der Romänen" S. 70 f. mich ausgesprochen. Von den Ortsnamen, die in den ältesten siebenbürgischen Urkunden vorkommen, zeigt sich ein grosser Theil als slavisch; möglich, dass der Romanismus den Slavismus damals noch weniger verdaut hatte. Dann aber sehen wir, ganz wie heutzutage, die Magyaren die Nomenclatur jener Gegenden sich mundgerecht machen. Nehmen wir das siebenbürgische Urkundenbuch zur Hand, so betrifft gleich Reg. n. 1 vom J. 1075 eine Schenkung K. Geisa's an die Benedictinerabtei im Granthal; darunter ist genannt „tributum in loco, qui dicitur hungarice Aranyas, latine autem aureus."

Reg. n. 4 vom J. 1138 führt die siebenbürgischen Besitzungen der Pröpste der hl. Margaretha von Demes an und gibt dabei

[1]) In dem „topographischen Register", das er seinem Werke S. 408 ff. angefügt hat. Zur Rectificirung der Namenschreibung war unseren Expeditionsmitgliedern Herr A. Roman, damals Prof. der romän. Sprache in Pest, behilflich. Doch sind in Schmidls Buch die romänischen Ortsnamen aus Opportunitätsgründen vielfach anders behandelt, als in Prof. Kerner's Aufzeichnungen von Roman's Hand. Vgl. darüber Schmidl selbst S. 406.

interessante Aufschlüsse über die dortigen Culturzustände: die eigenen Leute hatten jährlich 20 Marderfelle, 100 Riemen, 2 Bärenfelle und ein Auerochsenhorn zu leisten. Die ganze Stelle lautet: „in ultrasilvanis partibus sunt mansiones, qui sal dare debent, sc. viginti quattuor millia salis. Nomina mansionum sunt: Vosas, Martin, Kinis, Besedi, Senin, Sokol, Lesen, Ginon, Tuglidi, Both, Kosu, Hamudi, Satadi, Uza, Kulengen, Vir, Emis, Viusti, Habisa, Ellu, Vendi, Ogsan, Cesti, Orsti, Sonnig, Simeon, Vasil, Isak, Uttos, Sima.“

Die Nomenclatur dieser Urkunde ist auf den ersten Blick als nicht slavisch zu erkennen, da eben slavische Ortsnamen im Laufe der Jahrhunderte den wenigsten Modificationen unterliegen, die meisten einfach und uncomponirt sind, die Wirkung des Accents gering ist. Vgl. Miklosich, „die slav. Ortsnamen aus Appellativen.“ Denkschriften der Wiener Akad. XXI (1872) S. 77.

Hingegen unterliegen die romänischen Ortsnamen solchen Aenderungen und es ist zu vermuthen, dass in den Urkunden deren vorkommen unter der Nomenclatur, die weder slavisch, noch deutsch noch ungarisch ist[1]).

In welcher Weise aber das Romänische magyarisirt wird, mögen vorläufig die folgenden Zusammenstellungen von Ortsnamen aus dem Bihargebiete zeigen.

Ungarische Schreibung.	Romänischer Name.
Vlagyasza	Vladésa
Atsuva	Aciuva
Grosz	Grosi
Lyasza	Leasa
Tysza	Tîsa
Czermore	Tièrmure
Bogyesd	Bodesci
Mermesd	Mermesci
Magulitza	Maguritia

[1]) Auch setzten die magyarischen Urkundenschreiber bei Namen, die sie nicht verstanden, wol „locus qui vocatur.“ Vgl. „Anfänge der Romänen“ S. 71 A. 2. Der magyarisirte romänische Name wurde dann erst noch latinisirt. Und das magyarische Latein ist ja berühmt.

Ungarische Schreibung.	Romänischer Name.
Guravoj	Gura-Voiu
Pleskutza	Plescutia
Atsutza	Aciutia
Talats	Talaciu
Csuts	Ciuci
Kallinyasza	Calinésa
Valea riunik	Valea-Rimnicu
Nyárszég	Mersîgu
Halmágy	Almagiu
Körösbánya	Baia-de-Crisiu
Mezes	Mediesiu
Krayko	Craicu
Czoresty	Cioresci
Dolyo	Dôliu
Valea Lenky	Valea Lenchi
Tycserea Dosculuj	Ticerea-Doscului
Glavoja (Globoje)	Glavoia
Valea Bestere	Valea-Pèscere
Rotondo	Rotundu
Valea Lunksora	Valea-Luncsióra
Tyeyusul	Teiusiul
Nemesaszka	Nemesiésca
Galistja Czutsenylor	Galistea-Ciucenilor
Valea Csutsy	Valea-Ciucii.

3. Romänische Ortsnamen aus dem Bihargebiete.

Herr Roman fertigte für Prof. Kerner ein Verzeichnis der Ortsnamen im Bihargebiete an, indem dabei die magyarisirte Nomenclatur der ungarischen Comitatskarten, die auch Schmidl in seiner Karte meist beibehalten hat, auf das ursprüngliche Romänisch reducirt ward.

Die betreffenden Karten wurden in kleine Segmente von Nord nach Süd, von West nach Ost abgetheilt, und dieselben durch Zahlen unterschieden. Es schien passend, diese beizubehalten,

da danach auf jeder grösseren Karte es sich leichter orientiren läst [1]).

Einige der Hauptorte sind mit gesperrter Schrift gegeben. Wie die Magyaren und (in Siebenbürgen) die Deutschen zu den Romänen stehen, wird ein unbefangenes Eingehen auf die romänische Namenforschung nicht so bald zu erwarten sein. Die Romänen selbst aber werden vorläufig auch nicht Zeit finden, mit diesen Dingen sich zu beschäftigen. So wird es gerechtfertigt sein, dies Verzeichnis hier abzudrucken, da es vielleicht dem Sprachforscher von Nutzen sein kann; sollte dies nicht zutreffen, so ist der Schaden gering, es hier zu finden.

Comitatul Bihariei.

I. 1. Mierleu. 2. Usopa.

II. 1. Gepisiu. 2. Decanesci. 3. Lásuri. 4. Gurlungu. 5. Carandu-mare. 6. Carandu-micu. 7. Bicaciu.

III. 1. Stracosiu. 2. Dragesci. 3. Topesci. 4. Coteletu. 5. Buciumu. 6. Ceca. 7. Cesóra. 8. Topa inf. 9. Corbesci.

IV. 1. Topa sup. 2. Bulsu. 3. Govoresci. 4. Dobresci. 5. M(unte) Magura.

V. 1. Dámosiu.

VI. 1. M(unte) Senea.

VII. 1. Osiandu. 2. Gepisiu Rom. 3. Husaseu. 4. Furnasiu.

VIII. 1. Jencesci. 2. Dusiesci. 3. Carpesci-mari. 4. Carpesci-mici. 5. Forosîgu. 6. Hodîsiu. 7. Nan-Idîsielu. 8. Crancesci. 9. Sîtani. 10. Lunca-Sprìa. 11. Rosìa. 12. Campeni sup. 13. Turburesci.

IX. 1. Veràtecul. 2. Fontanele.

X. 1. Gurbedîu. 2. Tînca. 3. Ripa. 4. Valea-mare. 5. Mociaru.

XI. 1. Lupóea. 2. Sambasiagu. 3. Dumbravitia. 4. Rogosu. 5. Holodu. 6. Vinteri. 7. Copaceni. 8. Varasieni. 9. Osesci. 10. Rotaresci.

XII. 1. Albesci. 2. Hidisiu. 3. Spinusiu. 4. Campeni inf. 5. Cosideni. 6. Gurbesci. 7. Valeni. 8. Cabesci. 9. Lásuri. 10. Sohodoru. 11. Cornu Salisului. M(unte).

[1]) Auch das „topographische Register“ in Schmidl's Buche bietet erwünschte Beihilfe, die aber gleichwol nicht immer ausreicht.

XIII. 1. Belfirea. 2. Cociuba. 3. Locusior. 4. Crisiu Negru. 5. Ginta ung.

XIV. 1. Ginta rom. 2. Capela. 3. Saldabagiu. 4. C. Maliciu. 5. Preséca M. 6. Rabagani.

XV. 1. Maliciu C. 2. Salisce. 3. Saucani. 4. Dragoteni. 5. Remetea. 6. Gurbesci. 7. Mediadu.

XVI. 1. Beinsiele. 2. Balincele M. 3. Tunsure M. 4. Pétra Babei.

XVII. 1. Olcea. 2. Caraseu. 3. Petîdu. 4. Ursadu.

XVIII. 1. Seplacu. 2. San-Nicóra. 3. Sioimu. 4. Urvinisiu. 5. Geosani (Soldusalisce). 6. Preséca. 7. Locunou.

XIX. 1. Valeni. 2. Petrani. 3. Finirisiu. 4. Pocola. 5. Siuncuiusiu. 6. San-Martînu. 7. Delani. 8. Petrasi. 9. Curatiele. 10. Nimoesci.

XX. 1. Pociovelisce. 2. Cresuia. 3. Burda. 4. Carbunari. 5. Budurésa. 6. Vervul Poienei. 7. Vervul Botiesei.

XXI. 1. Ucurisiu. 2. Bodîu. 3. Hodîsielu. 4. Ciuntasa. 5. Poclusia. 6. Borsu. 7. Dumbravitia de Codru.

XXII. 1. Ivanisiu. 2. Salcetu. 3. Finisiu. 4. Tarcaia. 5. Negru. 6. Beinsiu (Belényes). 7. Mediesi. 8. Talpe. 9. Draganesci. 10. Tiganesci. 11. Balageni. 12. Séca 13. Sodu. 14. Fericea. 15. Cumanacelu. 16. Riul somesiu. 17. Salisce.

XXIII. 1. Siadu. 2. Rogosu. 3. Marisielu. 4. Marisiu-mare. 5. Craiova. 6. Cetatea Beli. 7. Magura. 8. Tarcaitia. 9. Miragu.

XXIV. 1. Tatareni. 2. Balaleni. 3. Paganesci. 4. Làsuri 5 Inchirisiu. 6. Cusenisiu. 7. Cacaceni. 8. Sudrisiu. 9. Rieni. 10. Valea-Négra inf. 11. Dumbravani. 12. Brósce. 13. Poiene sup. 14. Gurani. 15. Poiene inf. 16. Lelesci. 17. Buntesci. 18. Cociuba. 19. Petrósa. 20. Bradetu. 21. Cohumicu.

XXV. 1. Varasióea. 2. Pétra-Boghì. 3. Pèscerea. 4. Stana de Pétra. 5. Mâgura-Vêneta. 6. Balaciana. 7. Betrana.

XXVI. 1. Locumicu. 2. Bandarésa. 3. Bochìa. 4 Benesci. 5. Megisiu. 6. Cumanesci. 7. Agrisiu. 8. Botfeiu. 9. Urvinisiu. 10. Clitu. 11. Cepariu. 12. Plesi M(unte).

XXVII. 1. Poncoiu M. 2 Brieni. 3.[a] Dîdîsieni. 3.[b] Voeni. 4. Màr-

gini. 5. Lunca-Urdiesci. 6. Scei. 7. Petrileni. 8. Savoieni. 9. Sadesci. 10. Erdiesci. 11. Campeni inf. 12. Campeni sup. 13. Sadescelu. 14. Fenatie. 15. Serbesci od. Folesci. 16. Valea négra sup. 17. Magura. 18. Culmediusiu. 19. Calinésa.

XXVIII. 1. Belu. 2. Sîcu. 3. Arcosi. 4. Nermedîu. 5. Carandu. 6. Chiertîsiu. 7. Grosi. 8. Barsesci. 9. Susani. 10. Nadalbesci. 11. Ignesci.

XXIX. 1. Ésuri. M. 2. Monésa. 3. Négra. 4. Miniadu. 5. Slàtîna. 6. Cicera Ursului M. 7. Colesci. 8. Campu. 9. Cohu. 10. Sustu. 11. Baresci.

XXX. 1. Verdiari inf. 2. Verdiari sup. 3. Carpinetu. 4. Sohodoru. 5. Calùgari. 6. Leheceni. 7. Poiéna. 8. Salisce. 9. Criscioru inf. 10. Criscioru sup. 11. Muntele Bihariei (Culmea = *Gipfel*) Cucùrbeta.

XXXI. 1. Desna. 2. Desna vechia. 3. Brusturesci. 4. Poiéna. 5. M. Moma. 6. Aciuva. 7. Grosi.

Comitatul Aradului.

I. 1. Arcosi, 2. Nermedîu, 3. Sîcu, 4. Carandu, 5.[a] Grosi, 5.[b] Barsesci, 6. Ésuri, 7. Susani, 8. Nadalbesci, 9. Négra, 10. Monésa, 11. Colesci, 12. Campul, 13. Sustu, 14. Cicera Ursului, 15. Baresci, 16. Cohu, 17. Carpinetu.

II. 1. Albesci, 2. Chiertîsiu, 3. Boani, 4. Ignesci, 5. Miniadu, 6. Slàtîna, 7. Desna, 8. Ravna, 9. Rescirata, 10. Sohodoru, 11. Calùgâri, 12. Criscioru inf.

III. 1. Grosi, 2. Làsuri, 3. Aciuva, 4. Poiéna, 5. M Moma, 6. Brusturesci, 7. Sîmbru, 8. Dulcele, 9. Sugâu, 10. Desna vechia, 11. Lasu, 12. Donceni, 13. Prediesci, 14. Selagiani, 15. Rosìa, 16. Govosdîa, 17. Sabisiu, 18. Bêrsa.

IV. 1. Vidra, 2. Plescutia, 3. Guravâii, 4. Valea Mare, 5. Finisiu, 6. Crocna, 7. Dîeci, 8. Revetîsiu, 9. C. Semerdu, 10. Berindîa, 11. Cociuba, 12. Buteni.

V. 1. Talacia, 2. Aciutia, 3. Dumbrava, 4. Rostociu, 5. Battele, 6. Gurahontiu, 7. Iosasielu, 8. Iosasiu, 9. Bontiesci, 10. Cilu, 11. Almasiu, 12. Bodesci, 13. Cacarèu.

VI. 1. Hontisióra, 2. Saturèu, 3. Verdiari, 4. Secacea, 5. Mustesci.

VII. 1. Ciungani, 2. Codru Vasî, M., 3. Dealul Puicului, 4. Buciava inf., 5. Buciava sup., 6. Madrisesci, 7. Drocea M.

VIII. 1. Casanesci, 2. Obersìa, 3. Dealul Fontanei, 4. Pétra Alba, 5. Mihalésa, M., 6. Vervul Càrpini, 7. Capu Musa, 8. Slatîna.

4. Romänische Pflanzennamen.

Schliesslich stellt Prof. Kerner den Romanisten seine Sammlung romänischer Pflanzennamen zur Verfügung, die, wie er glaubt, einem botanischen Werke einverleibt, ihrer Aufmerksamkeit leichter entgehen könnte, als in einem Buche, das über „Römer und Romanen in den Donauländern" handelt.

Nicht leicht in anderen Dingen ist die Energie, mit der der römische Sprachgenius auf altdacischem Gebiet sich pflanzte und durch mehr als anderthalb Jahrtausende dann forterhielt, so zu erkennen und zu bewundern, als in dieser Aenderung und Fortpflanzung der Nomenclatur der gewöhnlichsten Pflanzen in romanischer Form bis auf unsere Tage. Auch hierin sind wir noch immer die Epigonen der gewaltigen Epoche der römischen Kaiser.

Doch sind auch hierin einige räthselhafte Namen zu bemerken, z. B. die Bezeichnung „Balchen" für Ahorn, der weder mit romanischem noch mit slavischem Schlüssel beizukommen ist. Und dabei ist der Ahorn den Rumänen ebenso ein heiliger, durch Sagen und Märchen verherrlichter Baum, wie etwa den Slaven die Linde.

Es sind im Folgenden die technische Bezeichnung, die vulgäre und die schriftmässige romänische Namensform der betreffenden Pflanzen zusammengestellt.

Technischer Name.	Vulgarromänisch.	Schriftromänisch.
Rumex alpinus	Stjevie	Scevea
Viola (species)	Keruschelje	Carusiele
Heracleum	Drjets	
Juniperus nanna	Ginapan	Juneaperu

Technischer Name.	Vulgarromänisch.	Schriftromänisch.
Betula alba	Mestiakan	Mesteacanu
Origanum Majorana	Majoran	
Fragaria vesca	Frasch	Frage
Dieranum (species)	Muscht	Musci
Fagus sylvatica	Fag, Faga	Fagu
Astrantia major Leonurus cardiaca	Erba (Jerpa) niagre	Érba négra
Taxus baccata	Gyissa	Tîsîa
Ulmus campestris	Ulmu	
Abies excelsa	Molydja	Molidîa
Abies pectinata	Bradu	
Acer pseudoplatanus	Balchen	Paltînu
Fraxinus excelsior	Fraccin	Frasînu
Quercus Robur	Goronu	
Salix Caprea	Mucesore	Mucisióra
Salix fragilis	Salka	Salce
Sambucus nigra	Sok	Socu
Carpinus Betulus	Carpinu	
Corylus Avellana		Alunu (Tufa, Tufetu *Gebüsch*)
Cucumis sativus	Krestavetz	Crastaveti
Cucurbita Pepo	Kukurbeta	Cucùrbeta
Cucumis Melo	Pepine	
Citrullus vulgaris	Lepenitza	Lebenitia, Pepene mustosu
Panicum	Malai?	Malaiu
Lactuca sativa	Salata	Laptuca
Papaver somniferum	Mak, Roschor	Macu, Rosioru
Urtica dioica	Ursica	Urtica
Cornus mas	Cornu	
Rubus Idaeus	Smior, Mori	Smeuri
Rubus fructicosus		Mure
Rosa canina	Rugu	
Aspidium filix mas	Ferice	
Pyrus communis		Pêru
Pyrus Malus	Mor	Mâru
Prunus domestica	Prunū	

Technischer Name	Vulgarromänisch.	Schriftromänisch.
Juglans regia	Nucu	
Phaseolus vulgaris		Fasóle
Pisum sativum	Màsere	
Ervum Lens		Linte
Solanum tuberosum	Grumpini	Crumpini
Zea Mays		Cucurudiu. Porumbu
Avena sativa		Ovesu
Hordeum vulg.		Ordiu
Secale cereale		Secara
Linum usitatissimum		Jinu
Ribes rubrum		Ribise
Ribes Grossularia		Acricei
Tilia grandifolia	Djiei Tphei?	Teiu
Populus tremula	Plopu	
Sorbus aucuparia	Skurus	Scorusie, Sorbu
Cannabis sativa		Cânepa
Vitis vinifera		Viia, Vitia
Carum carvi		Cuminu
Castania vesca		Castanu
Prunus Cerasus	Visinu	
Prunus Avium	Cerasiu	
Dipsacus fullonum		Scaiu
Polygononum fagopyrum		Hirisca
Vicia faba	Bobu	
Levisticum		Leuscianu
Tanacetum Balsam.	Carpa	
Nasturtium Armoracia		Ereanu
Artemisia Abrotannum	Lemnulu Domnului	(Pelinu = Absynt)
Mentha crispa		Érba Crétia
Tanacetum vulgare	Vetrice	
Raphanus sativus		Radichia
Hedera Helix	Hiedjere	Édera.

BERICHTIGUNGEN UND NACHTRÄGE.

Wo nur Buchstabenfehler vorliegen, die leider zahlreich sind, bitte ich den Leser, das selbst zu berichtigen.

S. 3 Z. 17 v. unten l. Pannonien st. Pannien.

Zu S. 22 ff. Cap. 2 und 3. Ueber das Finanz- und Militärwesen der römischen Kaiserzeit gibt reichlichere Aufschlüsse der inzwischen erschienene zweite Band von J. Marquardt's »Römischer Staatsverwaltung.« Leipzig 1876.

S. 65 Z. 4 v. oben l. den gall. Landschaften st. der gall. Landschaften.

S. 74 Z. 10 v. unten l. Raetiens st. Raetius.

Zu S. 101. Neuerdings sind auch in Pompeii den siebenbürgischen vollkommen ähnliche Wachstafeln zu Tage gekommen. Vgl. »Le tavolette cerate di Pompei rinvenute a' 3 e 5 Luglio 1875.« Memoria del prof. Giulio de Petra. Napoli 1877.

Zu S. 148. Für die Intensität römischen Wesens in unseren Landen zeugen namentlich die zum Theil bewundernswerten »Römischen Bildwerke einheimischen Fundorts in Oesterreich«, die Conze publicirt hat. Vgl. Denkschriften der Wiener Akad. XXII. 1873. 1 ff. Der ebenda genannte Palast Diocletians bei Salonae wird jetzt einer umfassenden Restauration unterzogen.

S. 176 A. 2 l. Strabo 5, 1, 18 st. Strabo 5. 18.

Zu S. 178 ist zu bemerken, dass zwar nicht römische (italische) Touristen sich auf Bergbesteigungen verlegten, wol aber im Laufe der Zeit die Romanen am Rhein und wol auch an der Donau. Salvian wirft de gub. dei VI. 2 seinen Zeitgenossen rohe Schaulust vor: »adeuntur loca abdita, lustrantur invii saltus, peragrantur silvae inexplicabiles, conscenduntur nubiferae Alpes, penetrantur inforae (so die beste Leseart; eine andere Handschrift hat niviferae vgl. Halm. Sitzungsber. d. Münch. Akad. 1876. I. 6. S. 398) valles.

Zu S. 215. Der Walchengau (»Walhogoi«) von dem hier die Rede geht, ist nichts anderes als das heutige Wallgau südlich vom Walchensee. »Gau« hat hier wie in zahlreichen anderen Fällen, z. B. in Ammergau u. s. w. die Bedeutung von »Gemarkung«; (daher wol die Redensart »ins Gäu gehen«); auf welche Auffassung schon der urkundliche Zusatz: »cum lacu subjacente« (dem Warmsee) hinweist. Vgl. in den Brixner Urkunden des eilften Jahrhunderts bei Sinnacher II. 604 ff.: »pa-

gus Varna, pagus Buch, pagus Nuzdorf, pagus Tuveres, pagus Fonopensis, pagus Entholz« u. s. w. Vgl. darüber die auch sonst beachtenswerten Bemerkungen von Riezler in der Hist. Zeitschrift Bd. XXXVI. (1876) S. 493; besonders auch über die Einwanderuug der Baiern nach Donauraetien. Es sei wahrscheinlich, dass die Baiuvaren ihr Land bei der ersten Ansiedlung nur in vier Gaue getheilt haben: Sundergau, Westergau, Nordgau, Ostergau, die bis auf den drittgenannten später mehrfach getheilt wurden. Der Sundergau habe noch „Prichsnatalia«, das Brixenthal, in sich gefasst; während „die baierische Einwanderung in's Oberinnthal und über die Tauern erst später, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts erfolgte.«

Zu S. 240 f. In die Liste aus dem Altertum erhaltener daco-romanischer Ortsnamen ist fernerhin aufzunehmen: Ssidowin, benannt nach Sidovia, einer römischen Station im h. Temeser Banat. Schwicker, „Allg. Zeitung« B. vom 3. Dezember 1876.

Prof. J. H. Schwicker, Verfasser der „Statistik des Königreichs Ungarn« (Stuttgart 1877), veröffentlichte a. a. O. einen Artikel „zur Frage über die Herkunft der Rumänen« zu Gunsten Roesler's gegen A, Ficker's Aufsatz „Noch einmal der Ursprung der Ostromanen nordwärts der Donau« ebenda, 8. Nov. 1876, worin den Resultaten meiner „Anfänge der Romänen« beigestimmt worden war. Schwicker stützt sich namentlich auf die eben erst erschienene „Ethnographie von Ungarn« des durch seine linguistisch-historischen Arbeiten rühmlichst bekannten ungarischen Akademikers P. Hunfalvy, die Schwicker übersetzt und mit selbständigen Anmerkungen versehen hat, mir aber erst in letzter Stunde zugekommen ist.

Viel neues ist darin, wie ich ersehe, nicht zu Tage gefördert. Gleich anfangs wird nach der alten Weise das Wesen der römischen Colonisation — — der Cardinalpunkt in der ganzen Frage — falsch aufgefasst und in Folge dessen auch weiterhin falsch raisonnirt. „Dacien bot in dieser (d. i. römischer) Zeit ungefähr das Bild wie Ungarn vor fünfzig Jahren. Hier wurde desgleichen die Gesetzgebung, die Verwaltung und Rechtspflege in lateinischer Sprache geführt. Die Gebildeten verkehrten mündlich und schriftlich in diesem Idiom, die Lehrer an den mittleren und höheren Bildungsanstalten unterrichteten darin, und die Gelehrten schrieben ihre Werke lateinisch. Wer Ungarn aus diesen Thatsachen allein ethnographisch beurteilen wollte, der müsste daraus folgern, dass Ungarns gesammte Bevölkerung eine einheitliche und zwar lateinisch sprechende gewesen sei.« In derselben falschen Weise ziehe man wol aus den lateinisch geschriebenen Inschriften den Schluss, dass die (aus asiatischen u. s. w. Elementen) gemischte Bevölkerung Daciens sämmtlich lateinisch gesprochen habe. Vgl. Hunfalvy S. 342.

Diesem Versuche gegenüber, den „Orbis Romanus« mit dem „ungarischen Globus« zu vergleichen, der auf einem völligen Verkennen der römischen Staatsmaximen beruht, verweise ich auf meine Ausführungen, worin eben der gründliche Unterschied beider Epochen in der Geschichte der Donauländer, der römischen und der ungarischen, in Bezug auf die Behandlung der Nationalitäten dargethan wird.

Und so geht es fort. Die Daker seien der Hauptsache nach gar nicht romanisirt worden (dafür desto stärker die süddanubischen Gegenden!?); Thrako-Walachen und Daco-Romänen seien sich völlig ähnlich, und demnach wäre es nicht möglich, dass vom

3.—12. Jahrhundert da und dort gleiche Verhältnisse obgewaltet hätten. (Möglich ist es schon! Uebrigens dürften bei eingehenderem Studium noch Verschiedenheiten neben den Aehnlichkeiten wol constatirt werden. Die Jurucken werden von des nördlichen Rumunisch kundigen Leuten nicht verstanden. Vgl. oben S. 209). Dann kamen die Stürme der Völkerwanderung; Gothen, Hunnen, Gepiden, Slaven, Magyaren; „all diese Völker brachen herein mit Brand und Mord, von ihrer Grausamkeit erzählen morgen- und abendländische Historiker auf jedem Blatt und all diese Stürme haben das Volk der „Daco-Romanen" unberührt gelassen!" (So gut als die Schindereien der Magyaren und anderer Ungarn im Mittelalter und bis herab zum Jahre 1848! Auf der Balcanhalbinsel waren die Zeiten kaum besser). Gegen die Parallelstellung der Ladiner und Rumunen wendet Hunfalvy S. 346 ein, „dass die Ladiner nördliche Nachbarn der Lombarden, somit von den übrigen Romanen durchaus nicht so abgeschieden gewesen seien, wie dies bei den Walachen der Fall." (Am Balcan nicht weniger, als in Dacien).

Dann wird auch von Hunfalvy und Schwicker auf das topographische und sprachliche Moment Gewicht gelegt. „Dr. Jung blickt etwas verächtlich auf dies topographische Element herab. Das ist bei Historikern allerdings keine seltene Erscheinung, bleibt aber nichts desto weniger unberechtigt." Ich lege im Gegentheil auf das topographische Element ein sehr grosses Gewicht (vgl. Einleitung S. XIII f.) und glaube, das dasselbe, wie die Dinge jetzt stehen, mehr gegen als für Roesler spricht. Eher ist von diesem und seinen Anhängern das topographische Element zu leicht genommen worden.

Bezüglich des sprachlichen Momentes, erlaube ich mir zu bemerken, dass man besser thun wird, zu warten, bis die Romanisten auf Grundlage viel eingehenderer Studien uns ihre Resultate vortragen als bisher geschehen ist. Ich berufe mich dabei auf Diez. Dieser kannte Roesler's Aufsatz über „Dacier und Romänen"; gleichwol behandelte er in der dritten Auflage der Grammatik (1870. Bd. I. S. 135—143) die Frage von den mittelalterlichen Wohnsitzen der Romänen für controvers. Er beklagt zugleich a. a. O. S. 142 den Mangel eines befriedigenden Wörterbuches, worin von der walachischen Sprache ausgegangen würde: „Urkunden des Landes aus dem Mittelalter (slavische versteht sich) würden die Geschichte der Sprache, wenn auch nur aus Eigennamen, weiter zurückzuführen erlauben und manches Verhältnis aufklären. Ihren Mangel hat die Forschung schwer zu empfinden." — Dass im Romänischen gothische Elemente fehlen, hat, wenn auch nicht Hr. Schwicker, doch Diez sich wol zu erklären gewusst. Vgl. die Einleitung und oben S. 103. Nebenbei bemerkt, hält auch Hunfalvy S. 63 f. und S. 344 Illyrier und Thraker für sehr nahe Verwandte.

Aus dem Urteil von Diez und den wiederspruchsvollen Angaben der anderen Sprachforscher scheint hervorzugehen, dass das entscheidende Urteil vorläufig von den Linguisten abgelehnt und den Historikern zugeschoben wird. Wenn daher die Freunde und Anhänger Roesler's, wie Hr. Schwicker betont, „aus persönlichen Gründen" an Roesler's diesbezüglich mit grosser Zuversicht aufgestellten Behauptungen festhalten, so ist dabei mehr die Freundschaft als die wissenschaftliche Tendenz zu loben.

Aus Herrn Schwicker's Auslassungen ist ferner zu entnehmen, dass die Roes-

ler'sche These bei den Ungarn der Jetztzeit bereits desselben Ansehens sich erfreut, wie Anfangs dieses Jahrhunderts, z. B. in den Werken von Engel, der anonyme Notar. Man lässt durchblicken, als ob durch die entgegengesetzten Annahmen dacoromanischen Zukunftsplänen vorgearbeitet würde. Es sei dabei allerdings „eine eigentümliche Ironie, dass gerade die Gegner des Roesler'schen Standpunkts die reinromanische Grundlage des Walachentums, worauf doch die Rumänen so überaus stolz sind, verläugnen, indem sie diese für „romanisirte Dacier" oder „Dacoromanen" erklären." Es ist sehr gleichgiltig, ob Hr. Schwicker hierin eine „eigentümliche Ironie" findet, wie auch das Urteil der Rumänen selbst nicht Jedermann kümmert. Es werden in diesem Buche über Walachen und Walachinnen Dinge gesagt, die dem Verfasser schwerlich einen rumänischen Orden eintragen werden.

Von allen Argumenten, die Hr. Schwicker vorgebracht hat, ist nur eines, dessen Gewicht Niemand verkennen wird. Ein Mann wie Roesler habe eine Reihe arbeitsvoller Jahre daran gesetzt, die romänischen Origenes zu studiren: „mit steigendem Interesse und grossem Beifall folgte man diesen resultatreichen Studien"; und jetzt wolle ein Privatdocent wieder alles in Frage stellen. Das ist widersinnig, unmöglich, und von vorn herein anzunehmen absurd!

Zu S. 278. Die statistischen Ausführungen, die hier gegeben sind, beruhen auf dem unvollkommenen Material, das für frühere Zeiten uns zu Gebote steht. In Schwartner's „Statistik des Königreichs Ungarn" Pest 1798, finde ich darüber noch folgende Daten. Um das J. 1780 schätzten die besten einheimischen und nach ihnen die auswärtigen Geographen und Statistiker die Volksmenge Ungares auf 3,200000 Seelen. „Wie auffallend mag es für ihre Leser, wol auch für Europa also gewesen sein, als Schlözer bald darauf den Beweis führte, dass in Ungarn (mit Slavonien und ungarisch Kroatien und Dalmatien, aber ohne Siebenbürgen) 7 Millionen Menschen gefunden worden sind." A. a. O. S. 70.

Danach werden Sulzer's Angaben, z. B. über die Volkszahl in der Moldau-Walachei, mit einiger Vorsicht aufzunehmen sein. Dann würde auch die Zahl der Walachen, die Anfangs des zwölften Jahrhunderts in Transsilvanien vorhanden gewesen sein dürften, eher etwas höher gegriffen werden können. Die Angabe Sulzer's, dass zu seiner Zeit nur 500000 Menschen in der Moldau-Walachei wohnten, bestimmte jenen Ansatz. Unter Karl VI. rechnete man nach Schwartner S. 100 f. auf Siebenbürgen 135.000 der Contribution unterliegende Familien, unter diesen sollen 85000 walachische gewesen sein. Im J. 1791 gaben die Walachen in der Schrift „Repraesentatio et humillimae preces universae in Transsilvania Valachicae Nationis se pro regnicolari Natione qualis fuit auctoritate regia declarari — — supplicantis", ihre Zahl in Siebenbürgen auf beinahe eine Million an. „Das ist wol übertrieben, aber mehr als die Hälfte der sämmtlichen Volksmenge (1,200000) machen sie in Siebenbürgen doch ganz gewiss aus. In Ungarn bewohnen sie an den Grenzen der Walachei und Siebenbürgens 1024 Dörfer, und sind durch ihr schnelles Wachstum den Rasciern, wo sie sich mit ihnen zu vermischen anfangen, eben so gefährlich, als es (in anderen Gegenden) die Slaven für die Deutschen und Ungarn sind."

Interessant sind auch die Daten, die Schwartner S. 81—87 über die Volksmenge in Ungarn gibt, die zu heben im achtzehnten Jahrhundert die Regierung so

sehr bemüht war. »War doch vor 60 Jahren beinahe der ganze Bekescher Comitat (in der pusztenreichen Theissebene) nur eine fortlaufende Viehtrift und auf der fruchtbaren Fläche, auf welcher jetzt Marktflecken von 500 bis 1000 Häusern blühen und mehr als 60000 wolhabende Menschen den König und ihren Grundherrn segnen, stand noch vor zwei Menschenaltern nur hie und da eine halbverfallene Hirtenhütte oder ein armenischer Meierhof und vielleicht, dass kaum 100 Nomaden mit ihren Heerden auf einer Quadratmeile herumgraseten.«

Ein Seitenstück zu Transsilvanien vor dessen Colonisation! Nur dass dies seine schützenden Berge voraus hatte, und daher etwas dichtere Bevölkerung gehabt haben wird. Wie dünn diese aber in den ersten Zeiten der ungarischen Herrschaft gewesen sein muss, geht daraus hervor, dass die Magyaren bei ihrer Einwanderung nur eine halbe Million, mit ihren Verbündeten im Ganzen 800000 Seelen stark waren. Krones II. 58 nach der ungarischen Tradition bei Kéza, wonach das magyarische Lager aus 210.000 Kriegern bestand: Ungarn und Siebenbürgen waren damals in Wahrheit »wüst und leer.«

Unter günstigen Umständen, durch Hebung der Industrie und Landwirthschaft etc. »müsste in fünfzig Jahren Ungarns Bevölkerung auch ohne Hilfe der Pfälzer und Schwaben sich verdoppeln, haben sich doch die alten Israeliten im Mutterlande der Pestilenz und unter der Peitsche aegyptischer Vögte alle dreissig Jahre dupplirt und haben doch die Nordamerikaner nach Franklin's Zeugnis nicht einmal so viele Zeit — nur zwanzig Jahre — zu ihrer Verdoppelung nöthig gehabt.«

Es freut mich, mit dem alten Schwartner so ziemlich übereinstimmen zu können. Vgl. oben S. 275 A. 2. Man braucht nur die sozialöconomischen Principien, die im achtzehnten Jahrhundert wirksam waren, auch für die römische Epoche gelten zu lassen, um die Anfänge der Romänen keineswegs räthselhaft zu finden.

Zu S. 300 ff. Was ich hier über die Magyarisirung von Ortsnamen in den Urkunden des Mittelalters gesagt habe, wird bestätigt durch Hunfalvy, Ethnographie von Ungarn S. 284 f. »Unbegründet ist die Ansicht [einiger Magyaronen], dass die ursprünglichen Einwohner der Zips Magyaren gewesen seien, weil die Zipser Urkunden zahlreiche magyarische Namen und Wörter aufweisen. Vor der Niederlassung der Deutschen fanden sich ohne Zweifel überall einige Bewohner; — dennoch muss man jede Gegend, wo neue Einwohner ohne Verdrängung einer früheren Bevölkerung sich niederlassen konnten, als eine leere, unbevölkerte betrachten. Von einer solchen Verdrängung findet man in der Zeit der Arpadenkönige nirgends auch nur die leiseste Spur. [Theilweise weil sie selbstverständlich ist]. Die Anwesenheit der ungarischen Namen und Wörter in den Zipser Urkunden erklärt sich (unter anderem) ganz ungezwungen dadurch, dass überall magyarische Beamte vorhanden waren, dann insbesondere durch den Umstand, dass die Verfasser der Urkunden, die königlichen Notare, die Ortsnamen und andere Benennungen in magyarischer Uebersetzung ausdrückten, weil ihnen das Magyarische besser geläufig war als das Deutsche.« — Eine Ansicht, die gewiss richtig ist.

Das Buch Hunfalvy's gibt auch sonst nicht wenige Aufschlüsse über einzelne Punkte, die ich nur vorübergehend berührte. Ueber die Besiedlung der Marmaros wird S. 353 gehandelt; auch hier seien nach der grossen Slavenfluht die ersten Ansiedler Magyaren gewesen, dann seien Deutsche, zuletzt erst Ruthenen und Wa-

lachen hergekommen. Was aus den Ortsnamen zu zeigen gesucht wird: ein sehr gewagter Versuch, der nur bei gänzlicher Vernachlässigung der romänischen Nomenclatur gelingen kann. Vgl. oben S. 241. Im J. 1213 heisst es in einer Urkunde, dass irgend Jemand „in refrigerium animarum suarum progenitorumque suorum, qui lucem Evangelii et veritatis in Christo Domino nostro amplexi sunt“ ein Grundstück der Kirche von Bihar verleiht; daraus gehe deutlich die Neuheit des Christentums in dieser Gegend hervor. Was ich nicht finden kann.

Auf S. 354 f. behandelt Hunfalvy die Stellung der walachischen Knese im Mittelalter. Bei einem Bauernaufstand im J. 1437 verlangten die Walachen, „man möge sie im Genusse ihrer von den heiligen Königen (d. h. Stephan und Ladislaus) ihnen verliehenen Freiheiten belassen und ihre Nacken aus dem Joche der unerträglichen Knechtschaft befreien.“ S. 223 und 351 f. Eine typische Formel, die aber doch schwerlich für die Einwanderungthese spricht.

Es stellt sich übrigens heraus, dass diese noch älter ist als Sulzer. Sie ist schon dem Josef Benkö eingefallen. „Denke nicht“ — schreibt Benkö, Transsilvania, Wien 1778 — „dass alle Walachen von den Römern Trajan's abstammen. In Moesien und Bulgarien lebten sie unter den östlichen Kaisern verborgen und verbreiteten sich von dort allmählig nach Podolien, Russland und Siebenbürgen, indem sie mehr von Viehzucht als von Ackerbau lebten. Es ist ein derart fruchtbares Volk, dass es mit der Abnahme der Magyaren in Siebenbürgen und in den nahen Theilen Ungarns an deren Stelle trat, ja seine Schaaren auch nach der Walachei und Moldau entsendete.“

All' diesen Annahmen liegt der Glaube zu Grunde, dass die Magyaren die ältesten Bewohner von Ungarn seien. Auf dies Resultat, das, wie schon bemerkt, nicht ohne politische Tendenz betont wird, kommt schliesslich auch Hunfalvy hinaus. S. 378. Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen, wie dies bezüglich der slavischen Bevölkeruug Ungarns durchgeführt wird. Unseren Widerspruch gegen die romänische Einwanderungsthese halten wir auch gegen das bedeutendste Erzeugnis aufrecht, mit dem in neuerer Zeit die magyarische Wissenschaft uns beschenkt hat, gegen die „Ethnographie von Ungarn“ des P. Hunfalvy.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

INHALT.

Einleitung: Die Bedeutung der römischen Epoche für die Donaulandschaften. Die Quellen ihrer Geschichte. Ethnographische Probleme S. V—XLIV

I. Die Eroberung durch die Römer » 1— 21

II. Römische Provinzialverwaltung » 22— 39

III. Militärwesen der römischen Kaiserzeit » 40— 55

IV. Die Gauverfassung der Barbaren und das Städtewesen der Italiker in den Donauländern » 56—107

Die Provinz Dacien » 88—107

V. Verkehr und Handel, Religion und Litteratur. Martyreracten und Heiligenleben als Geschichtsquellen » 108—141

VI. Sociale Verhältnisse. Leben und Treiben der Donau-Romanen im IV. und V. Jahrhundert n. Chr. » 142—178

VII. Die Völkerwanderung. Romanen und Germanen an der Donau in ihrem Wechselverhältniss zu einander » 179—205

VIII. »Ladiner« oder »Walchen«, »Rumunen« oder »Walachen« und deren Schicksale im Mittelalter » 206—282

IX. Bihar'sche Excurse » 282—310

1. Die Romänen im Bihargebiete.
2. Romänische Ortsnamen in magyarischer Form.
3. Romänische Ortsnamen aus dem Bihargebiete.
4. Romänische Pflanzennamen.

Berichtigungen und Nachträge » 310—315

Verlag der
WAGNER'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck.

Bidermann, Dr. H. J. **Die ungarischen Ruthenen, ihr Wohngebiet, ihr Erwerb und ihre Geschichte.** I. Theil und II. Theil. 1. Hälfte. 1862. 1867. fl. 3. 80. ö. W.

— „ — **Die Italiäner im tirolischen Provinzial-Verbande.** 1874. fl. 2. 50. ö. W.

Busson, Arnold. **Zur Geschichte des Landfriedensbundes** deutscher Städte 1254. 1874. fl. —. 90. ö. W.

— „ — **Die florentinische Geschichte der Malespini** und deren Benützung durch Dante. 1869. fl. —. 80. ö. W.

Egger, Dr. Josef, **Geschichte Tirols** von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit. I., II. und III. Bd. 1. Lieferung. 1870—1876. fl. 6. 60. ö. W.

Jäger, Dr. A., **Der Streit des Cardinals Nikolaus von Cusa mit dem Herzog Sigmund von Oesterreich** als Grafen von Tirol. Ein Bruchstück aus den Kämpfen der weltlichen und kirchlichen Gewalt nach dem Concilium von Basel. 1862. 2 Bände. fl. 3. ö. W.

Inama-Sternegg, Dr. Carl Th., **Untersuchungen über das Hofsystem im Mittelalter** mit besonderer Beziehung auf deutsches Alpenland. 1872. fl. 1. 72. ö. W.

Jung, Dr. Julius, **Zur Geschichte der Gegenreformation in Tirol.** 1874. fl. —. 40. ö. W.

Krones, Dr. F. X., **Umrisse des Geschichtslebens der deutsch-österreichischen Ländergruppe** in seinen staatlichen Grundlagen vom 10. bis 16. Jahrhundert. 1863. fl. 4. ö. W.

Maximilians I. vertraulicher Briefwechsel mit Sigmund Prüschenk Freiherrn zu Stettenberg. Nebst einer Anzahl zeitgenössischer, das Leben am Hofe beleuchtender Briefe. Herausgegeben von Victor von Kraus. 1875. fl. 1. 60. ö. W.

Mühlbacher, Dr. E., **Die streitige Pabstwahl** des Jahres 1130. 1876. fl. 2. 80. ö. W.

Die Römer in Vorarlberg von **John Sh. Douglass,** **und bauliche Ueberreste von Brigantium** von **S. Jenny.** Mit 3 lith. Tafeln. 1872. fl. 1. 20. ö. W.

Schönherr, Dr. D. **Ueber die Lage der angeblich verschütteten Römerstadt Maja.** 1873. 25 kr. ö. W.

Sonklar, K. A. E. v. **Abhandlung über die Heeresverwaltung der alten Römer im Frieden und Krieg.** 1874. fl. 1. 6. ö. W.

Verlag der

WAGNER'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck.

Werke von

Dr. Julius Ficker,

k. k. Hofrath und Professor an der Universität zu Innsbruck.

Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens.

4 Bände. 1868—1874. Preis fl. 23. 50. ö. W.

Der IV. Band auch einzeln unter dem Titel:

Urkunden zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens.

Preis fl. 8. ö. W.

Ueber die Entstehungszeit des Sachsenspiegels und die Ableitung des Schwabenspiegels aus dem Deutschenspiegel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Rechtsquellen. 1859. fl. 1. 8. ö. W.

Vom Reichsfürstenstande. Forschungen zur Geschichte der Reichsverfassung zunächst im 12. und 13. Jahrhundert. I. Band. 1861. fl. 4. ö. W.

Vom Heerschilde. Ein Beitrag zur deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. 1862. fl. 2. 20. ö. W.

Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen. 2. Aufl. 1862. fl. 1. 20. ö. W.

Deutsches Königthum und Kaiserthum. Zur Entgegnung auf die Abhandlung Heinrichs von Sybel: Die deutsche Nation und das Kaiserreich. 1862. fl. —. 70. ö. W.

Urkunden zur Geschichte des Römerzuges Ludwig des Bayern und der italienischen Verhältnisse seiner Zeit. 1865. fl. 3. ö. W.

Spiegel deutscher Leute. Textabdruck der Innsbrucker Handschrift 1859. fl. 2. 20. ö. W.

Godefridi Viterbiensis Carmen de gestis Friderici primi imperatoris in Italia. Ad fidem Codicis bibliothecae Monacensis edidit Dr. Jul. Ficker. 1853. fl. —. 64. ö. W.

Geschichte der Grafen von Andechs

von

Edmund Freiherrn von Oefele,

k. b. Archivsekretär.

1877. Preis fl. 3. 80. ö. W.

Verlag der
WAGNER'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck.

Aus Joh. Fr. Böhmer's Nachlass:

Die Regesten

des Kaiserreichs unter Kaiser Carl IV.

1346—1378.

(Böhmer's Regesta imperii VIII.)

Herausgegeben und ergänzt von

Alfons Huber,

o. ö. Professor an der k. k. Universität zu Innsbruck.

Lieferung 1 bis 4. 1874—1876. Preis fl. 11. 25. ö. W.

Lieferung 5 (Schluss) erscheint demnächst.

Additamentum III ad regesta imperii inde ab anno 1314 usque ad annum 1347. Drittes Ergänzungsheft zu den Regesten Kaiser **Ludwigs des Baiern** und seiner Zeit 1313 —1347. (Von Dr. Julius Ficker.) 1865. fl. 2. 25. ö. W.

Acta imperii selecta. Urkunden deutscher Könige und Kaiser mit einem Anhange von Reichssachen. (Von Dr. Julius Ficker.) 1870. fl. 15. ö. W.

Monumenta Blidenstatensia saec. IX, X et XI. Quellen zur Geschichte des Klosters Bleidenstat, mit Ergänzungen nach Druckwerken und Mittheilungen aus dem Codex Blidenstatensis im k. Reichsarchive zu München herausgegeben von Dr. C. Will. 1874. fl. 2. ö. W.

Unter der Presse befindet sich:

Regesten der Erzbischöfe von Mainz. Herausgegeben von Dr. C. Will, fürstl. Thurn- und Taxis'scher Archivar in Regensburg. I. Band.

Von der Neubearbeitung der „Regesta imperii" sind zunächst zur Veröffentlichung in Aussicht genommen:

Die Regesten der Karolinger

bearbeitet von Dr. E. Mühlbacher.

Verlag der

WAGNER'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck.

Werke von

Dr. Carl Friedr. Stumpf-Brentano,

k. k. Professor an der Universität zu Innsbruck.

Acta Moguntina seculi XII.

Urkunden zur Geschichte des Bisthums Mainz im XII. Jahrhundert.

1863. fl. 3. 40. ö. W.

Die Reichskanzler

vornehmlich des 10., 11. und 12. Jahrhunderts.

Nebst einem Beitrage zu den Regesten und zur Kritik der Kaiserurkunden dieser Zeit.

Erschienen ist hiervon:

I. Band 1. Abtheilung: Die Merovinger und Karolinger Urkunden. 1865.

{ II. „ 1. „ Die Urkunden der sächsischen Kaiser, mit
{ III. „ 1. „ Acta imperii adhuc inedita. 1865.

{ II. „ 2. „ Die Urkunden der fränkischen Kaiser, mit
{ III. „ 2. „ Acta imperii adhuc inedita continuatio prima. 1865.

II. „ 3. „ Die Urkunden Lothars III., Konrads III., Friedrichs I. und Heinrichs VI. 1868.

III. „ 3. „ Acta imperii adhuc inedita continuatio secunda. 1873.

III. „ 4. „ Acta imperii adhuc inedita continuatio tertia 1873. Preis fl. 11. 76. ö. W.

Die Wirzburger Immunität-Urkunden des X. u. XI. Jahrhunderts.

I. Abtheilung: **Ein Beitrag zur Diplomatik.**

Mit 3 Facsimiletafeln.

1874. Preis fl. 2. ö. W.

II. Abtheilung: **Eine Antikritik.**

1876. Preis fl. 1. ö. W.

Werke von

Dr. Alfons Huber,

o. ö. Professor an der k. k. Universität zu Innsbruck.

Die Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft. Mit einem Anhange über die geschichtliche Bedeutung des Wilhelm Tell. 1861. fl. 1. ö. W.

Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich und der vorbereitenden Ereignisse. 1864. fl. 2. 60. ö. W.

Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich. 1865. fl. 3. W.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jung, Julius,

Roemer und Romanen in den Donauländern historisch-ethnographische Studien

Innsbruck 1877

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB L 115
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420363-6